Ketzerblut

Michael Georg Conrad



Ketzerblut



Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt
M. Poessl.

München 1893.

Verlags-Verzeichnis

der

Münchner Handelsdruckerei & Verlagsanstalt M. Poeßl, München.

In unserem Verlage ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Berg, Leo. **Der Naturalismus.** Zur Psychologie der modernen Kunst. Preis broch. *M.* 3.—, eleg. geb. *M.* 4—.

Conrad, M. G. **Ketzerblut.** Sozialpolitische Stimmungen und kritische Abschlüsse. Mit dem Porträt des Verfassers. Preis broch. *M.* 3.—.

Denk, Otto, Dr. **Einführung in die Geschichte der altcatalanischen Litteratur.** Preis broch. *M.* 9.—.

Feddersen, M. **Kritische Abhandlungen über die Werke der Plastik und Malerei der VI. Internationalen Kunstausstellung zu München 1892.** Heft I—III à *M.* —.50.

Lind, P. von. **„Kant's mystische Weltanschauung."** Ein Wahn der modernen Mystik. Eine Widerlegung der Dr. C. du Prel'schen Einleitung zu Kant's Psychologie. Preis broch. *M.* 4.—.

Promotionsordnungen für Theologen an allen Universitäten Deutschlands. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und herausgegeben von einem Universitätsbeamten.

— **do. für Juristen.**

— **do. für Mediziner.**

— **do. für Philosophen.** Preis cart. à *M.* 1.—.

Kurzes Vademecum für den Bewerber des philosophischen Doktor-Grades an den Universitäten Deutschlands und der Schweiz nebst einem Anhange enthaltend die **Promotionsordnungen der Oesterreichischen Universitäten.** Preis cart. *M.* —.75.

Prüfungsvorschriften für Juristen und die Vorbereitung zum Justizdienste im Bayerischen Staate nebst Anleitung zum Studium der Rechtswissenschaft, bearbeitet von einem Universitätsbeamten. 8. Aufl. Preis broch. *M.* 1.50.

Dasselbe zum Justizdienste im Preußischen Staate. Preis broch. *M.* 1.—.

Knortz, Karl. **Aus der alten und neuen Welt.** Preis broch. *M.* 3.50.

Müller, C. **Dr. Martin Luther,** sein Leben und Wirken in Liedern ꝛc. Ein Sammelwerk von Liedern aus allen deutschen Gauen alter und neuester Zeit, welche eine vollständige Lebensgeschichte Luthers bilden. Mit 14 Bildern. Preis geb. *M.* 3.60.



Sozialpolitische Stimmungen & kritische Abschlüsse

von

M. G. Conrad.



Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nit so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Luther.

München.
Druck & Verlag der Münchner Handelsdruckerei & Verlagsanstalt M. Poeßl.

1893.





Vorbemerkung.

Ich gebe diesem Buche mein Bild bei, nach einer jüngst an meinem sechsundvierzigsten Geburtstage aufgenommenen Photographie. Das geschieht nicht aus Eitelkeit oder um mein Gesicht der Aufmerksamkeit anderer Menschen aufzudrängen oder um eine Mode mitzumachen. Es geschieht nur, um den freundlich gesinnten Lesern augenscheinlich zu erweisen, daß ich nicht so aussehe, wie einige entartete Kreaturen in Kritiken, Feuilletons und Romanen mich abzuschildern beliebten. So wird man vielleicht mein Buch mit geringerem Vorurteil in die Hand nehmen und es wird rascher und besser wirken. Das ist mein einziger Ehrgeiz: Gutes zu wirken. Und darauf allein lege ich Wert, daß man mich nicht hindere Gutes zu wirken, oder sich nicht bemühe, das Gute, das ich wirken könnte, zu vermindern. Das sind die sträflichsten und gemeingefährlichsten Schurken, die ihren Mitmenschen im Wege stehen, daß sie nicht mit voller Kraft und Lust dem Wohle ihres Volkes dienen können. Gott verderbe alle Schurken! Amen.

Tagwächter-Rufe.

Ich künd' Euch den Morgen, den hellen!
Herunter vom nächtigen Pfühl!
Hört durch die Lande Ihr gellen
Den Weckschrei aus dumpfem Gewühl?

Aus dem Gewühl der Fabriken und Gassen
Da gellt auch der Schrei nach Brot
Und Freiheit, die uns verlassen:
„Herrgott, mach' ein Ende der Not!“

* * *

Ich ruf' Euch, die Glieder zu rühren
Im Schaffen für Aller Heil!
Statt Fluch nur Segen zu küren
Der Arbeit, wirk' Jeder sein Teil!

Nicht hilft Euch das Streiten und Klagen,
Nicht Toben und Mordjogeschrei —
Die That der Erlösung zu wagen,
Steht nur den Schaffenden frei,

Den Treuen nur und den Gerechten,
Die der Menschheit Gebote gehört,
Und nicht des Dogmas Knechten,
Von blindem Wahn bethört!

* * *

V

Die Ihr bestellt seid zu Wächtern
Der Wohlfahrt im deutschen Reich,
Gesellt Euch nicht den Verächtern:
Vor Gott sind wir Alle gleich!

Dem geringsten Mann im Volke
Wahrt emsig sein gutes Recht;
Beschwört des Unheils Wolke
Durch Thaten stark und echt;

Zerbrecht aller Lügen Ketten,
Erklärt jeder Schmach den Krieg
Und rettet, was noch zu retten,
Eurer Mannes-Ehre den Sieg!

* * *

Ich künd' Euch den Morgen, den hellen,
Wacht auf! Alle Mann an Bord!
Im Frühwind die Segel schwellen
Und Gott ist unser Hort!

Der Gott, der schuf das Eisen
Zum Werkzeug wie zur Wehr,
Der wird den Weg uns weisen
Durch's aufgewühlte Meer.

* * *

Ich künd' Euch den Morgen, den hellen,
Wie schimmert die Welt so licht,
Wie rauschen des Lebens Quellen —
Frisch zu — und zaudert nicht!

* * *

Ich bitt' Euch, deutsche Sänger mein,
Nun laßt einmal die Weibslein sein —
Stimmt an das Lied vom Manne!

Vom Manne, jeder Zoll ein Held,
Ob mit Kupons, ob ohne Geld,
Ein Hauer in die Pfanne,

Der haut, daß laut die Schwarte kracht
Dem Lumpenpack in Geistesschlacht,
Dem Raubzeug in Menschenfratze,

VI

Dem Viehvolk, das nichts Höhres kennt
Als Quark und Tratsch, potz Element,
Und in dem Sack die Katze —

Und mit der Katz die Lüstelei,
Die Räuberei, Scherwenzelei
Und was verdirbt die Rasse.

Ich bitt' Euch, deutsche Sänger mein,
Laßt das Geflöt' von Liebe sein —
Stimmt an das Lied vom Hasse!

Das Lied, wie's einst mein Landsknecht sang,
Als ihm das Leid sein Herz bezwang —
Hört an und laßt Euch sagen:

* * *

Du bist kein armer Schwartenhals,
Hast Fressen genug und Saufen,
Das schönste Weib im schönsten Haus,
Die feurigsten Ross' am Raufen.

Auf weichem Flaume streckt sich dein Leib
Und wälzt sich in allen Lüsten,
Und ist legitimer Lieb' er satt,
Schnalzt er an Jungfernbrüsten.

Der weiche Flaum ist vom armen Mann,
Die Jungfrau auch gestohlen,
Und wär' ihr Schatz kein feiger Hund,
Er thät' Dir das Fell versohlen.

Und hätt' das Recht einen guten Strick,
Du zappeltest längst am Galgen,
Der Räuber, Schuft und Hurenkerl
Müßt' sich mit Raben balgen.

Und gäb' es eine ewige Höll'
Du fändst im Grab nicht Ruhe,
Verbrennen müßt' Dein stinkiger Leib
Mitsammt Deiner güldenen Truhe.

Du bist kein armer Schwartenhals,
Hast mächtige Protektoren,

Du bist vom neuesten Adel, Tropf,
Und hast die längsten Ohren.

Du bist der fürnehmste Mann im Rat,
Hast hundert Titel und Orden,
Und wär' kein König hierzuland,
Du wärst auch das noch geworden.

Drum haſſ' ich jetzt die ganze G'mein
Und will in die Fremde verreisen,
Ich müßt' ja als armer braver Kerl
Verkommen hier und verwaisen.

Drum schütt'l ich Euren Staub jetzt ab
Von meinen ehrlichen Füßen
Und greife zum Spieß als Wanderstab
Und thu mit dem Hintern Euch grüßen.

Die Welt ist groß, die Welt ist weit,
Die Sonne liegt auf den Wegen —
Ich aber such' Kameraden im Sturm,
Euch von der Erden zu fegen.

* * *

Andere Zeiten, andere That,
Anderes Lied und anderer Rat!
Der Arbeitsmann von heute
Denkt anders als Landsknechts-Leute.

Anderes Gewaffen, andere Lehr',
Andere Pflichten, andere Ehr'!
Der Arbeitsmann von heute
Kämpft trutzig um seine Beute.

* * *

Blut und Eisen schuf das Reich,
Blut und Eisen macht uns gleich.
Das Recht laßt nicht verderben
Von des Unrechts lachenden Erben!

* * *

Und schickt mir der Kaiser ein Staatsgespann
Und schenkt mir Karossen und Pferde,

Daß eilends ich Reißaus nehmen kann:
Fest bleib ich auf deutscher Erde!

Treu halt' ich zur Heimat und weich' nicht vom Fleck
Nicht um des Papstes Segen!
Und stand meine Wiege in Staub und Dreck,
Was ist daran gelegen?

Vergoldet von Gottes Sonnenschein,
Umglänzt von der Eltern Treue,
Mein Lebensrecht wuchs stark und rein
Und schuf mir niemals Reue.

Mein Lebensrecht, hier üb' ich's aus
Auf seines Wachstums Scholle,
Hier gründ' ich meines Geistes Haus
Und greife kühn ins Volle!

Und was mich schlecht dünkt, pack' ich an
Und zahl' ihm blutige Hiebe,
Und was als gut sich erweisen kann,
Dem weih' ich meine Liebe.

Mit meinem Volke teil' ich recht
Das Leid und auch die Wonne
Als freier Deutscher, nicht als Knecht
Und Hundsfott unter der Sonne!

* * *

Schäum' auf zu mächtiger Sturmesflut
Du herrliches deutsches Ketzerblut,
Du unsrer Urväter Gewissen!
O rinne nicht länger in enger Haft
Du dreimal heiliger Gottessaft,
Des Blühens sei beflissen!

Sprüh' hin in Wogen von Gau zu Gau,
Mit schwellendem Segen erfülle die Au,
Erneu' unsere Heimaterde!
In dir ruht das Heil, in dir wirkt die Kraft
Der ewig zeugenden Leidenschaft,
Des Schöpfers heiliges „Werde!"

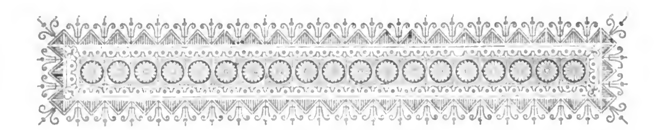
I.

Drei offene Briefe an die Deutsche Nation.



So mächtig herrscht kein König, Daß er mich bitten sah,
So stark verstricket Gold nicht, Daß je mir Schimpf geschah.
Denn meine Mannheit lieb' ich Und meines Namens Ehr',
Doch Deinen Namen lieb' ich, Mein deutsches Volk, um
Vieles mehr.
Ich sah Dich noch in Zwiespalt Und litt an Deinem Gram
Und glühte, als der hohe, Der Tag der Flammen kam.
Das quoll mir in die Seele, Als ich ein Jüngling war —
Mein Volk, ich muß Dich lieben Mit junger Liebe immerdar.
Die Chronik Deiner Tage Ist aller Leiden Buch,
Daraus die Völker lernen, Was Völkern wird zum Fluch.
Du littest und Du lerntest, Gerecht und mild zu sein —
Nun laß' Dein gütig Herz nicht Dir neuer Leiden Quelle sein!

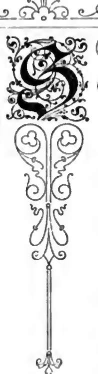
Friedrich Lange.



1.

München, September 1891.





Sehr geehrte deutsche Nation! Ich nehme mir die Freiheit zu glauben, daß wir allezeit und allerwege neben wunderherrlichen Dingen die kapitalsten Dummheiten gemacht haben. Wir sind unter uns und können uns die Wahrheit sagen. Wir sind im großen und ganzen noch stark genug, daß wir uns diesen Luxus sogar öffentlich gestatten können. Die Verfälschten und Verwälschten und Hysterischen, die sich zu schwach dafür fühlen, können ja so lange hinausgehen, ins Pfefferland oder nach Schlaraffien oder in eine andere angenehme Gegend, wo sie sich schonen können. Wenn's ihnen zu lange dauert, können sie auch gleich draußen bleiben und sich häuslich und vollkommen nach ihren intimsten Bedürfnissen und Liebhabereien einrichten. Wir Zurückgebliebenen sind uns dann immer noch zahlreich und achtbar und mannhaft genug, uns als Deutsche Nation unserer derberen Art zu erfreuen und uns vor Gott und der Welt in Geltung zu erhalten, so kraftvoll als irgendwer.

Trotz unserer Dummheiten! Unserer neuesten Dummheiten!

Und über dieses Kapitel wollen wir uns einmal aussprechen:

Ich erachte es nämlich als einen kerndeutschen Zug, daß wir unter Umständen uns unserer Dummheiten zwar schämen, daß wir jedoch unter keinen Umständen dieselben vor uns selbst verheimlichen

oder gar für auserlesene Gescheidtigkeiten ausgeben wollen. Der Wahrheit die Ehr' — das ist und soll deutsch bleiben, daran soll man uns erkennen, so hoch wir auch steigen, so tief wir uns auch verirren mögen im Werdegang unserer weltgeschichtlichen Entwicklung. Für die Ehre der Wahrheit eintreten heißt sich selbst und den Volksgenossen die Treue wahren. Treulosigkeit ist Selbstentfremdung, Selbstberaubung, Seelenmord.

Es ist keine nationale Ueberhebung, keine Selbstberäucherungsphrase, es ist naive Gewissens-Offenbarung seit Urzeiten, wenn wir glattweg sprichwörtlich von deutscher Treue reden. Unserer Nation Sein oder Nichtsein haftet an der Treue, sie ist unser nationales Lebensprinzip.

Das gilt unter uns.

Für Chinesen, Botokuden, Buschmänner und Buschklepper mag das unverständlich geredet sein, zu ihnen spreche ich nicht, selbst wenn sie zufällig vorübergehend als geheime Kommerzienräte oder offenkundige Steuerhinterzieher und Staatsbeschummler in Deutschland existierten. Kein standesamtlicher Eintrag, keine polizeiliche Paßkarte, nicht Titel noch Orden, nicht Juden- noch Christentum genügt, aus einem Barbaren oder Schuft einen richtigen Deutschen zu machen oder einen Haufen Gold und Unrat in eine deutsche Tugend und Achtbarkeit (respectability nennens, glaub' ich, die stolzen Engländer) zu verwandeln. Damit ist eine deutliche, reinliche Grenze gezogen und jedes Mißverständnis ausgeschlossen. Wenn ich als Deutscher zu Deutschen rede, soll sich kein Gesindel gemeint fühlen. Und in Not und Tod, in den bittersten Enttäuschungsstunden soll mirs Trost und Labsal sein, daß niemals ein Undeutscher auf deutschem Grund Anlaß gefunden, mich zu loben oder als Seinesgleichen anzusprechen, denn stets ist Unnatur mir das einzig Hassenswerte gewesen. Unnatur ist gleich der Sünde wider den heiligen Geist, von der die Bibel sagt, daß sie nicht vergeben werden könne weder in dieser noch in jener Welt.

Unnatur ist es, wenn der Deutsche nicht deutsch, der Franzose nicht französich, der Russe nicht russisch, der Engländer nicht englisch, der Ochs nicht ein namhafter Ochs, die Eiche nicht eine Eiche und knorrig, die Tanne nicht eine Tanne und schlank, das Gold nicht Gold und lauter und probehaltig ist. Aber der Franzose, der

Engländer, der Ochs, die Eiche, die Tanne, das Gold pflegen stets und unveräußerlich das zu sein, was sie von Natur-, d. h. von Gottes- und Rechtswegen sind und sein sollen, der Deutsche — im Einzelnen und als Nation — gestattet sich mehr Ausnahmen, als zur Bestätigung der Regel gut und notwendig ist. Diese zahllosen und unberechenbaren Ausnahmsspiele sind die Quellen unserer Dummheiten, und da auf Dummheit immer Strafe steht, die Quellen unserer Leiden.

Ein Zitat — und dann los!

„Der Inhalt der deutschen Geschichte der letzten vierzehn Jahre ist so unerfreulich und geringfügig als möglich. Wir haben wirklich etwas Besseres zu thun als die ewigen Zänkereien der Regierungen und Abgeordneten mitanzuhören: wir erheben auch den Anspruch, in ein Definitivum zu kommen, nicht fortwährend mit Palliativmittelchen hingehalten zu werden. Mache die Regierung eine Politik, welche uns ermöglicht ein Jahrhundert Ruhe und Gedeihen vor uns zu haben, so wird sie keine Opposition mehr vor sich finden. Jetzt sind wir ein unfrohes, fortwährend in Atem erhaltenes, zwischen unsinnigem Luxus und bettelhafter Armut umgetriebenes Geschlecht, das die Segnungen des deutschen Reiches sich an jedem zweiten September vorerzählen läßt, um sie ja nicht zu vergessen, das aber den stillen Frieden nicht besitzt, in welchem allein wie der einzelne Mensch, so auch ein Volk glücklich ist".

Mache die Regierung eine Politik, welche u. s. w.!

Das kann nur heißen, sie spiele nicht den Herrn und nicht den Vater des deutschen Volkes, sondern erweise sich als treuer, kraftvoller Diener der Ideale dieses Volkes, und sie wird bei allen tüchtigen und richtigen Gliedern dieses Volkes bedingungslose Heerfolge finden.

Aber Heerfolge auf den phantastischsten Zickzackwegen, wo man allerlei Unbestimmbares in der Luft flimmern, nur nicht den ewigen Glanz eines deutschen Ideals leuchten sieht — nach Kanossa z. B. und darüber hinaus, nachdem der führende Staatsmann kurz zuvor mit der Ueberzeugung des genialen Hellsehertums verkündet hat: „Nach Kanossa gehen wir nicht?" Ja, guter Herr, wenn man einmal für genial hellseherisch gelten will, so muß man auch nicht

einen Kulturkampf mit vollkommen unzureichenden Mitteln und dazu noch im gehässigsten Polizeiverierstiel unternehmen wollen, denn ein solches Unternehmen führt immer nach Kanossa seit uralten Kaiserzeiten. Und hinter Kanossa liegen die pontinischen Sümpfe — und unsere kirchenpolitische Entwickelung steckt jetzt richtig darin und wird in Jahrzehnten noch darin sein, zum größten Schaden unseres religiösen Nationallebens, und selbst das sozialdemokratische Radikalmittel „Die Religion ist Privatsache" würde zwar die Stränge durchhauen, aber den Karren im Dreck sitzen lassen. Und alle, die damals in blindem Vertrauen und Eifer dem genialen Staatsmann Heerfolge geleistet, konnten sich am eigenen Schopf aus dem Sumpfe ziehen und zwar so schleunig als möglich, wenn sie nicht von ihrer eigenen Leitung und Regierung mit den veränderten Gesetzen und Maximen auf den Kopf geschlagen werden wollten.

An der Dummheit dieser Kulturkampfaffäre werden wir noch lange zu zehren und zu verdauen haben, und unser nationales Ansehen im Auslande wird dadurch nicht fetter und glänzender werden und unsere nationale Stärke im Innern von Land zu Land, von Partei zu Partei, von Konfession zu Konfession keinen Zuwachs erhalten. Der ultramontane und ultrareaktionäre Wind bläst scharf über das Stoppelfeld unserer deutschen Religiosität, und was die Päpstlichen gewonnen, ging dem Herrgott verloren. O du allerheiligster Rock von Trier, nicht einmal die 30 Millionen von den Vatikanisten verspielter Peterspfennige gewähren dafür den Trost einer kurzen Heiterkeit. — —

Und ich frage wieder: Aber Heerfolge auf den phantastischen Zickzackpfaden einer Politik, wo man allerlei Unbestimmbares in der Luft flimmern, nur nicht den ewigen Glanz eines deutschen Ideals leuchten sieht — die „turmhohe Freundschaft" mit Rußland z. B., infolge deren heute hunderttausend kleiner deutscher Kapitalisten ihr sauererworbenes Geld mit einem Glückslächeln in russischen Werten anlegen durften, um morgen mit heller Verzweiflung zu erfahren, daß sie ihr gutes deutsches Vermögen zum Fenster hinausgeworfen und daß nur die Leute von der internationalen Hochfinanz, die bekanntlich mit der goldenen (auch mit Reichspatent geschützten) Kuponsscheere als geborene Krösusse auf die Welt kommen, sich die Verluste im Handumdrehen wieder abzwicken konnten?

Und wie steht es heute nach den Kronstadter Demonstrationen und der frankorussischen Allianz mit der „turmhohen Freundschaft“, du preußischer Säkularmensch und Hellseher? Es könnte nicht schiefer mit ihr stehen, wenn unsere große Russen-Politik statt von diplomatischen Genies von Subaltern-Beamten gemacht worden wäre, die als Geschichts- und Menschenkenner nicht über die Realschul-Sekunda hinausgekommen. Doch haben wir nicht das mindeste Recht, nach oben Sündenböcke zu suchen, da wir selbst, wir, das Volk, unser deutschnationales Ideal verleugnet, mit hartem Herzen seit einem Jahrzehnt der barbarischen Verfolgung des Deutschtums in Rußland und der systematischen Abschlachtung unserer Brüder in den baltischen Provinzen zugesehen, ohne eine Miene zu verziehen.

Und ich frage wieder: Aber Heerfolge auf den phantastischen Zickzackpfaden einer Politik, wo man allerlei Unbestimmbares in der Luft flimmern, nur nicht den ewigen Glanz eines deutschen Ideals leuchten sieht — die Wallfahrten und Bittgänge nach Paris und London z. B., nach Paris, um durch Umschmeichlung der Künstler und Ateliers-Chauvins, nach England, um durch Darangabe der besten Teile deutsch-afrikanischer Weltgebiete für unsere mit fremden Kühen pflügende und mit allen Winden segelnde Eintags-Politik Gunst zu erwerben, die sich im Nu in eitel Dunst verwandelte?

Hier ist der Punkt, wo wir die diplomatischen Pfade, die mit Mißerfolgen gepflastert sind wie der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen, verlassen wollen, denn wir hätten weder Zeit noch Raum, alle Zickzacke mit ihren negativen Ergebnissen in der äußeren wie inneren Politik auch nur anzudeuten, verlassen wollen, um zum Schlusse von einer unserer unseligsten Dummheiten zu reden, von der Art und Weise, wie Künstler und Kritiker, Dichter und Denker sich vor dem Auslande prostituieren, um in deutschen Kulturzentren internationale Kunstausstellungen mit Glanz in Szene zu setzen und unserem vaterländischen Schöpfergeiste reicheres Blut und reichere Einnahmen zuzuführen und damit, weil sie zugleich in skandalöser Weise alle deutschen Ideale verleugnen, das schnurgerade Gegenteil von dem erreichen, was sie sich angeblich als Ziel vorgesetzt. Wahrlich, unsere Künstler und Ritter vom Geiste haben keine Ursach', unsern Diplomaten und Politikern Vorwürfe zu machen, es wird innerhalb wie außerhalb der Mauern von Ilion gleich stark gesündigt.

Ja, bis zur Selbsterniedrigung treiben wir's, bis zur Aufopferung alles Nationalstolzes und wurzelhaften Sondergefühls in den öffentlichen Veranstaltungen unserer Kunst, unserer Kritik, unserer Dichtung, unseres Theaters. Konzession um Konzession machen wir den Fremden ringsum, seit wir ein Reich sind, nicht achtend der vollkommenen geistig-nationalen Charakter-Verlumpung, der wir bei solchem Gebahren unrettbar anheimfallen müssen.

Sicherlich, sie kommen zu uns, die Franzosen und Engländer und Russen und tutti quanti mit ihren Werken, weil wir ihnen die Hände unter die Füße breiten, weil wir ihnen die besten Plätze auf unserem Markte einräumen, weil wir sie den eigenen Landsleuten vorziehen und sie als die hehren Muster preisen — und nachdem sie alle Vorteile eingeheimst und unser trauriges Laster der Auslandssucht, der Fremdenverhimmelung und Fremdengeistesnachahmung gründlich ausgebeutet, zahlen sie uns in ihrem Herzen mit Spott und Hohn und Verachtung dafür. Wie weit muß es mit uns gekommen sein, wenn selbst ein so geruhsames, in allen geistigen Fragen schläfriges, im zahmsten Nationalliberalismus satt gewordenes Blatt wie die „Augsburger Abendzeitung“, das Leiborgan unserer alles gottwohlgefällig findenden Beamtenkreise, angesichts der dritten Jahresausstellung der Münchener Künstlergenossenschaft sich zu einer umfangreichen und sehr lauten und deutlichen Philippika aufrafft und ein „peinlichstes Aufsehen“ konstatiert! Nur ein paar Stichproben:

„In einer Zeit, in der rings um uns her unsere Neider und Widersacher ihr Haupt, wie nie zuvor, erheben und fast sportsmäßig Deutschenhaß und, wo es die Verhältnisse gestatten, Deutschenhetze getrieben wird, dürfen wir uns wohl für befugt halten, den deutschen Künstlern, denen wir sonst manches Vorrecht in Behandlung idealer Dinge manchen praktischen gegenüber einräumen, anzuempfehlen, in ihren Beziehungen zum Auslande sich vorherrschend von patriotischen Gesichtspunkten leiten zu lassen. Sie werden dadurch ihrem Vaterlande mehr nützen, als durch eine gut beschickte internationale Ausstellung, wenn diese durch Preisgebung nationaler Interessen zustande kam.“ — Sodann spricht das Blatt von „den widerlichsten Formen der Streberei“, welche sich selbst derjenigen Klasse von Menschen bemächtigt habe, in deren Hand Schiller die Würde der Menschheit

gelegt sieht. — Endlich wird auf die Gefahr für das national-künstlerische Denken und Empfinden der jungen Künstler aufmerksam gemacht, welche kritiklos der Beeinflussung durch die fremde Kunst ausgesetzt werden, ja, dieselbe durch die internationale Ausstellung „gewissermaßen als Allheilmittel angepriesen bekommen."

Summa: Dieser von Jahr zu Jahr sich steigernde internationale Durcheinander auf unsern deutschen Geisteskampfplätzen mit der geflissentlichen und systematischen Bevorzugung der fremden Produkte und Produzenten vor den vaterländischen wächst sich zur größten Gefahr unseres Nationallebens aus. Wir sind mit unserer jetzigen Kulturpolitik, die eigentlich keine Politik, sondern die kapitalste Dummheit des Laissez faire-Regimes zugunsten einer kleinen Minorität von internationalen Faiseurs ist, auf dem infamsten Holzwege. Kein anderes Kulturvolk Europas ist vernagelt genug, uns auf demselben nachzufolgen, aber jedes pfiffig und flink genug, die Vorteile unseres internationalen Narrenstandpunktes für sich einzuheimsen. Was unserer Nation hiedurch am Marke ihres Lebens verloren geht, können wir mit all' unsern teuern Soldaten und Kanonen nicht mehr zurückerobern.

Damit schließe ich mein erstes Schreiben. Gott befohlen! —



2.

München, Oktober 1891.

Allerdurchlauchtigste, großmächtige Deutsche Nation, mein Volk in Wehr und Waffen! Vieles, was wir in bester Absicht unternommen, ist uns unter den Händen verdorben. Wie ein Fluch liegt's auf unsern schönsten Gedanken, daß sie sich in der Ausführung oft zum Zerrbild dessen verwandeln, was unsere Seele im heißen Wunsche als herrliches Ideal geschaut.

Und in Kümmernis darüber, daß wir ohnmächtig sind, diese Wandlung ins Schlimme aufzuhalten oder rückgängig zu machen, flüstern wir uns die Selbsttäuschung ein: Sei nicht thöricht, es ist auch so gut, alles Gewordene ist vernünftig, nur mutig vorwärts, der rechte Geist ist ja da und wird sich schon den rechten Körper formen. Und mit der lauernden Zweifelsangst eines Hahnreis beugen wir uns über die jüngsten Erfolge unserer Manneskraft und starren so lange auf das Geschöpf in der Wiege, bis wir, von Zärtlichkeit und Eitelkeit überwältigt, aus dem zuerst fremdartigen Bilde nur noch süße Aehnlichkeitszüge herauslesen und, des „Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen", mit schüchterner Ueberzeugung halb, halb mit philosophischer Resignation den Beteuerungen der Ammen und Freunde lauschen: „Wie aus dem Gesicht geschnitten, zum Verwechseln ähnlich!" — Ja, zum Verwechseln ähnlich. Natürlich. Im Ganzen ist's ja auch Fleisch von unserm Fleische, Geist von unserm Geiste, im großen summarischen Gattungssinne. Und nun werfen wir uns mit stürmischem Eifer und wahrer Todesverachtung ins Zeug, unsere Vaterpflichten zu erfüllen und uns unserem Geschöpfe zu opfern. Narren unserer Eitelkeit, Narren unserer Phantasie!

So überwältigt sich der Einzelne selbst, so verschwendet sich eine Gesammtheit an einen Wahn, so verfüttert ein großes Kulturvolk das reiche Erbe seiner Ahnen an eine Illusion. Und mit Seligkeitslächeln kann man dazu das klassische Dichter-Sprüchlein deklamieren und mit den Daumen die Mühle dabei drehen: „Ein Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt."

Ach, allerdurchlauchtigste, großmächtige Deutsche Nation, mein Volk in Wehr und Waffen, wie viele kostbare Wahrheiten haben wir schon in den Wind geschlagen oder in den Kot getreten, um eines Wahnes willen, den wir zu unserem Glücke für so unentbehrlich hielten, daß uns kein Preis dafür zu hoch war. Rührte sich unser Gewissen und erwachte unser Schamgefühl — schließlich, bei Odin, sind wir ja doch Männer, denen Gewissen und Scham mehr sind als Vorurteile, Notlügen, Masken und sonstige politisch-soziale Komödienrequisiten! — dann ließen wir unsere approbierten Weisen und Zeichendeuter kommen und uns so lange mystischen Unsinn und allerlei Abrakadabra vormachen, bis unser Gemüt wieder im Gleichgewicht und unsere Selbstverdauung in normaler Verfassung war. Ging es uns dabei zu langsam und wurden wir des Alpdrückens der Scham und des Gewissens durch fremden Zauber nicht schnell genug los, so ereignete sich's auch, daß wir selbst Hand anlegten und den Teufel durch Belzebub auszutreiben versuchten.

Unglück kommt selten allein.

Während wir unsere Gäste anhochten und als richtige Deutsche immer noch Eins tranken, merkten wir nicht wie sich die aus Rom und Hellas und dem Morgenland versteckte Zeichen gaben, ihre feierlichen Talare, darauf die Symbole des Rechts, der Weisheit, der Religion und anderer edler Tugenden gestickt waren, abwarfen und umkehrten und uns anlegten. Dann staunten wir, als es uns plötzlich die Glieder umschnürte, daß wir, o Wunder, in fremden Zwangsjacken steckten, und daß die, so wir als Gäste bewirtet, uns das Hausgesetz nahmen und fremde Gebote diktierten. Nektar, Ambrosia, süße Weine und alle Schätze und Leckereien der weiten Ferne im Himmel und auf Erden brachten uns nicht mehr über die Thatsache hinüber, daß wir unsere und unserer Kinder Herrschafts- und Hoheitsrechte in allen Räumen des eigenen Hauses verjubelt hatten. Aber die Ammen und Hausfreunde, die Weisen und Zeichendeuter sind nicht um schöne Worte verlegen: „Wie aus dem Gesicht geschnitten, zum Verwechseln ähnlich, Fleisch von deinem Fleisch, Geist von deinem Geist: Schule, Kirche, Gerichtssaal."

Soll ich deutlicher reden? Was machen wir aus unsern lieben, gescheidten, deutschen Jungen in Schule und Kirche? In der Volksschule mit den ewigen biblischen Geschichten und Katechismen machen

wir Semiten aus ihnen, in den gelehrten Schulen mit den ewigen toten Sprachen und Historien drillen wir sie bis zur Bewußtlosigkeit zu Griechlingen und Römlingen, und die Kirche macht, nachdem die ganze wundervolle deutsche Jugend greulich verausländert und verelendet ist, noch salbungsvoll das Kreuz darüber. Ist das nicht eine himmelschreiende geistige und moralische Bastardzeugung? Ist das nicht eine gottsträfliche Marter, uns das deutsche Originalhirn und Originalherz auszuschneiden und dafür ein jüdisches, griechisches und römisches mit arglistiger Kunst einzusetzen? Und zum Schluß kommt der Jurist mit seinem Höllenzwang des römischen Rechts und besorgt den Rest im deutschen Handel und Wandel. Man sehe sich doch einmal den vielberufenen Entwurf zum bürgerlichen Gesetzbuch für das deutsche Reich daraufhin an! (Namentlich das Obligationen- und Sachenrecht.) Ob unter dem Walten dieser grausam undeutschen Rechtsgrundsätze unserer heimischen Scholle Segen erblühen kann? Oder ob nicht vielmehr damit für die Verwüstung deutscher Lande und Leute Thür und Thor geöffnet wird — von Rechtswegen? Und eine Staats- und Volksentwicklung angebahnt, die in Nacht und Grauen enden muß? — Ein Hallelujah diesem „Spiel der freien Kräfte!"

Wir müssen unseren Herd schützen vor dem Feinde an unseren Grenzen, sagten wir in löblicher Vorsicht und kluger Besorgnis um unsere Sicherheit: Heimischer Herd ist mehr als Goldes wert. Und wir schufen uns starke Rüstung. Und als wir immer weiter rüsteten, hatten wir bereits alles vom Herde fortgenommen, uns neue Sicherungsmittel daraus zu formen. Zuletzt brauchten wir noch eine Festung, gewaltiger als alles übrige. Da brachen wir den Herd selbst ab bis auf seine Fundamente und bauten die letzte Festung daraus. Und trotzig blicken wir auf unsere Feinde — unserem Herde können sie hinfüro nicht mehr gefährlich werden. — Denn wo ist der Herd und die Heimstätte?

Wir hatten uns wiedereinmal ein neues, wunderschönes Lied erdacht, denn wir sind das musikalischste, das melodien- und harmonienreichste Volk der Erde. „Freiheit, die ich meine", begann das Lied, das ein Entzücken aller Herzen, ein Begeisterungsfeuer aller Köpfe werden sollte. Aber da gab's Anspruchsvolle, die nicht blos das neue Lied von der Freiheit mitsingen, sondern auch frei

sprechen, frei schreiben, frei handeln wollten: sie gaben vor, daß alle Fähigkeiten der Natur, alle Talente ihrer Persönlichkeit nur unter dieser Bedingung sich segensreich entfalten und zum Nutzen Aller zur Geltung bringen könnten. Da unterbrachen wir den Gesang des wunderschönen Liedes, um den Anspruchsvollen die Noten um die Köpfe zu schlagen und, wem das noch nicht zur Aufklärung über die Freiheit genügte, den warfen wir ins Gefängnis oder über die Grenze zu den unmusikalischen Völkerschaften, da kann er frei heulen oder frei mit den Zähnen klappern. Denn wir sind das musikalischste, das melodien- und harmonienreichste Volk der Erde und niemand kann so schön von der Freiheit singen wie wir. Möge sie ewig in unserem Gesange leben!

Wir sind auch, mit unserem Klassiker Schiller zu reden, den wir immer mit Eifer und Stolz zitieren, wenn wir etwas Unklassisches zu rechtfertigen in Nöten sind, — „ein einig Volk von Brüdern.“ Die Brüderschaft zu erweisen und zu stärken, haben wir die härtesten Proben ersonnen. Nicht das Brudergefühl, sondern das Klassenbewußtsein haben wir auf den Thron gesetzt und zur Basis unseres Parlaments und unserer Gesetzgebung gemacht. Wo andere Völker Wettkampf setzen, sagen wir Streit. Und auch der einfache Streit genügt uns nicht, er muß verborgene und vergiftete Stacheln haben. Wenn wir Vereinigungen gründen, welche sich z. B. die Aufgabe stellen, für eine auf modern-realistischer Grundlage sich fortbewegende Entwicklung von nationaler Kunst, Litteratur und öffentlich-geselligem Leben einzutreten und für die neuen Geisteswerke einen Weg ins Volk zu finden, einen Weg in die seither auf das Kommisbrot einer verhetzenden Parteipolitik gesetzten Arbeiterwelt, so muß auf Betrieb des ekelhaftesten Denunziantentums sofort der ganze Apparat obrigkeitlicher Fürsorge gegen eine sothane Vereinigung losgelassen werden. Denn wir sind ein „einig Volk von Brüdern“ und unser deutscher Chararkter fordert's, daß wir diese Brüderschaft auf die gewagtesten und grausamsten Proben stellen. Und wenn wir darüber zu Grunde gehen, wir können von dem Experimente nicht lassen. Die Nationalität der Deutschen kann durch kein anderes Mittel den Deutschen zum frohen Bewußtsein und den Fremden zu ehrfürchtiger Bewunderung gebracht werden als durch Selbstverhetzung, Selbstbekämpfung, Selbstvernichtung.

Damit schließe ich mein zweites Schreiben. Gott befohlen! —

3.

München, November 1891.

In einem Militärreiche wie dem unserigen und in Zeitläuften wie die jüngstvergangenen, gegenwärtigen und nächstfolgenden bleibt die ultima ratio unserer regierenden Herren ein Appell an die Knochen der Landeskinder, d. h. an die Knochen einer Million Männer von zwanzig bis fünfundvierzig Jahren.

Denn die heutigen europäischen Völker, denen wir anzugehören die fragwürdige Ehre und das zweifelhafte Glück haben, leben in ständiger Kriegsbedrohung höchst unbrüderlich beieinander.

Die ultima ratio im Frieden, d. h. so lange die Flinten nicht schießen, die Säbel nicht hauen, die Lanzen nicht stechen, die Kanonen nicht Feuer und Verderben speien, bleibt der ununterbrochene Appell unserer regierenden weltlichen und geistlichen Herren an das Gehirn und Sitzfleisch unserer Landeskinder, die vom zartesten Alter an schulzwangsweise eingezogen und unter der staatlichen Pädagogik-Fuchtel gehalten werden bis zum Eintritt der Militärpflicht-Reife, so daß die Schule recht eigentlich nur als Vorstufe zur Kaserne angesehen werden und der deutsche männliche Mensch von seinem 6. bis 45. Jahr als staatlich gedrilltes und überwachtes. und mit Gehirn, Blut und Knochen in Anspruch genommenes Regierungskulturprodukt gelten kann.

Damit hab' ich eine Thatsache berührt, auf die noch wenig aufmerksam gemacht worden ist, nämlich die Art und Weise, wie einzig und allein um der Berechtigung zum einjährigen Militärdienst willen das ganze höhere Unterrichtswesen im deutschen Reich in aller Stile zu einer Reichssache gemacht und einheitlich gestaltet worden ist und zwar — ohne Beispiel in der Kulturgeschichte — nicht von einem Reichsunterrichtsminister, sondern recht eigentlich vom preußischen Kriegsministerium. Damit hat der führende Staat bei etwaigen Schulreformen, die ja auch einmal nicht aus blos militärischen, sondern pädagogischen Ursachen und Zielen in Angriff genommen werden können, das wertvolle Mittel gewonnen, von Reichswegen die etwa widerstrebenden Einzelstaaten des Bundes zur beschleunigten Nachfolge zu — überreden.

Auf diese interessante Thatsache, die wir dem modernen Militarismus verdanken, verweisen an einer etwas gedeckten Stelle die vor Kurzem erschienenen „Erinnerungen des weimarischen Staatsministers Stichling“, worin sich folgende bemerkenswerte Geständnisse befinden S. 136 u. ff.:

„In meiner Wirksamkeit auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens habe ich es nie zu voller innerer Befriedigung bringen können, und zwar aus dem Grunde, weil ich um äußerer Umstände willen, die ich nicht zu überwinden vermochte, die Einrichtungen in unserem Lande doch nicht ganz so treffen konnte, wie ich es für das Nötigste hielt. Ein kleiner Staat, wie der unserige, kann auch im Unterrichtswesen nicht sein eigenes System aufstellen und durchführen wollen, wenn er nicht Gefahr laufen will, sich und die Seinigen in der bedenklichsten Weise zu beschränken und zu isolieren. Es gilt dies ganz besonders von den höheren Lehranstalten, Gymnasien und Realschulen, über deren Lehrziele, Lehrpläne und sonstige innere Einrichtung im Wege der Vereinbarung unter sämtlichen deutschen Regierungen des neuen Reiches ganz bestimmte Vorschriften mit Zugrundelegung der bisherigen preußischen aufgestellt wurden, und zwar — da ja das Unterrichtswesen nicht zur Kompetenz des Reiches gehört — aus keinem anderen Grunde als einem militärischen, nämlich um sämtliche höhere Unterrichtsanstalten auf gleichen Fuß zu setzen behufs der Festsetzung und Gewinnung gleichmäßiger Unterlagen für die Beurteilung der Frage: ob die Vorbildung des einzelnen Militärpflichtigen in den verschiedenen deutschen Territorien ihn zu dem einjährig-freiwilligen Miltärdienst befähige. War dies Hereinziehen der ganzen großen Frage der Einrichtung des höheren Schulwesens in die Fragen der Militärverwaltung an sich ein Mittel, das unverhältnißmäßig bedeutungsvoll gegenüber dem ohnedies sehr fremdartigen Zwecke war, so war es zugleich von der nachteiligsten Einwirkung auf das innere Leben der meisten höheren Unterrichtsanstalten, namentlich der Gymnasien, indem es in dieselben, um jenen militärischen Vorteil zu erlangen, eine Menge junge Leute zog, die seither ihnen fern geblieben waren, nun aber diese Anstalten überschwemmten und in ihnen ein sprödes Material, einen hemmenden Ballast bildeten. Aber die ganze innere Einrichtung des höheren Schulwesens, mit allen den wichtigen Fragen, die

sie enthält, war auf diesem ungewöhnlichen Wege, man möchte sagen unvermerkt und über Nacht, zu einer Reichseinrichtung geworden, an der der Einzelstaat nichts ändern kann, so zweckmäßig dieses ihm auch erscheinen mag. Ich, meines Teils, kann mich keineswegs für alle Einrichtungen unseres deutschen höheren Schulwesens begeistern: ich halte insonderheit und beispielsweise die Lehrziele der Gymnasien und Realschulen erster Ordnung für unnötig hoch gesteckt, da es nicht darauf ankommt, wie groß das Quantum der erworbenen Kenntnisse ist, sondern darauf, wie der Schüler zu denken und zu arbeiten gelernt hat, — und wird dagegen, meiner Ansicht nach, die körperliche Kräftigung nicht genug bedacht. Aber der Einzelstaat wird auch hierin wider seine bessere Einsicht mit fortgerissen von der Gesammtheit, der er nicht zu widerstehen vermag."

Natürlich vermag er nicht zu widerstehen, der kleine Einzelstaat, dem Zug und Druck des führenden Großstaates, schon aus rein physikalischem Gesetze nicht.

Der Militarismus umschlingt nicht nur wie ein eisernes Band die Leiber der deutschen Staaten und Stämme, er zwingt auch die deutschen, unter einander meist so widerhaarigen Geister zur Einigung und Vereinheitlichung.

Der moderne Militarismus ist der große, selbstherrliche Schulmeister von Gottes Gnaden, der einzige und wirkliche Präzeptor deutscher Nation.

In der preußischen Felddienstordnung, der modernen nationalen Bibel aller wehrfähigen Männer des Reiches, steht wie mit Eisen in Blut geschrieben:

„Die Manneszucht bildet den Grundpfeiler der Armee, die Vorbedingung für jeden Erfolg und muß für alle Verhältnisse mit Energie begründet und erhalten werden."

Der kürzlich verstorbene General v. Bronsart erzählt in seiner letzten Schrift, Kaiser Wilhelm I. habe ihm einst die Broschüre gegeben, welche der Erzherzog Johann von Oesterreich (der spätere Johann Orth) über die Frage „Drill oder Erziehung" nach einem in Linz gehaltenen Vortrag veröffentlicht habe; der alte Kaiser Wilhelm habe dabei bemerkt, seine Kritik des erzherzoglichen Vortrags

habe er auf dem Titelblatt angebracht. Er hatte nämlich das Wort „oder“ durchstrichen und dafür „und“ hineingeschrieben.

Drill und Erziehung!

Dadurch hat der preußische Armeedienst seine strenge Form gewonnen, daß über der Erziehung zu soldatischer Gesinnung der Drill, d. h. die mechanische Dressur nicht vernachlässigt wurde. Anfänglich mag diese äußere Abrichtung ja wohl mehr einem Zurechtschinden als allem anderen geähnelt haben. Es hat auch nicht an empfindsamen Leuten gefehlt, welche mit der Verurteilung des derben Drillsystems schnell bei der Hand waren. Weil sie selbst ihre romantischen Sentimentalitäten nicht los werden konnten, sollte die wehrpflichtige Mannschaft auch mit Sentiments und Schonung in den Wehrdienst eingeführt und zum Kriege geschickt gemacht werden. Das gibt's aber gar nicht. Den Volksmassen, aus Stadt und Land und den denkbar verschiedensten Lebensstellungen zusammengetrommelt, darf man nicht mit Gefühlen kommen, das imponiert ihnen nicht. Um ihnen den sicheren Besitz der soldatischen Formen und Fertigkeiten nebst dem unerschütterlichen Glauben an die dazu gehörige Staatstheorie beizubringen und sie zu opfermutigen und widerspruchslosen Werkzeugen des überlieferten Staatsgedankens zu machen, der für Alles und Jedes seine unverrückbaren Visierlinien zieht, giebt es überhaupt keine geeignetere Methode, als die von Preußen jetzt auf das ganze Reich übertragene.

Uniform ist Negation des Individualismus. Darüber ist nicht hinauszukommen; sie ist sogar noch mehr, sie ist Negation des Individuums schlechtweg in jedem Ernstfall. Trotz aller reservatrechtlichen Verklausulierungen und formalistischen Vorbehalte ist mit dem preußischen Uniformstypus und der preußischen Methode der preußische Geist in allen Stücken der herrschende im Reiche geworden. Die Nüancierung nach den einzelnen Stämmen und Kleinstaaten wird nach einem natürlichen Gesetz sich von Jahr zu Jahr mehr verwischen, das preußische Muster wird von den Nichtpreußen sogar noch überboten und die vollendete Verpreußung aller zum reichsdeutschen Heerverbande Gehörigen — und das sind alle gesunden Reichsbürger vom 17. bis 45. Lebensjahre — wird als Erweis einer normalen Bildungsbefähigung für Hoch und Niedrig gelten. Dagegen kommt ein partikularistischer oder individualistischer Protest

auf, daß die von der gesamten deutschen Volksmasse in so langer militärischer Erziehung und Abrichtung empfangenen Eindrücke und Begriffe sich naturgemäß durch Vererbung in ihrer Kraft steigern. Ob dabei alles innerlich echt, ob es überhaupt vernünftig und gesund ist, kommt zunächst gar nicht in Frage. Unzweifelhaft wird die triumphierende Form mit der Zeit auch den rebellischsten Geist bändigen. Bändigung, das bleibt in erster Linie die Hauptsache. Damit wird die zukünftige Kultur, wie sie von Wissenschaften und Künsten erarbeitet und dem Staate zur Verfügung gestellt wird, von selbst ein neues Antlitz bekommen, denn die Seelen eines Militärreiches von der rücksichtslos strengen Verfassung des deutschen müssen mit zwingender Gewalt sich von den herrschenden Ideen sättigen lassen, bis sie die dem Staatsprinzipe entsprechende Artung gewonnen haben. Man sagt Mannszucht und übt das Zuchtrecht über das gesamte ideale und positive Rechts-, Geistes- und Gemütsleben des vereinigten Volkes in Waffen.

Das ist der tiefere Sinn der Stelle in der preußischen Felddienstordnung: „Die Mannszucht ... muß für alle Verhältnisse mit Energie begründet und erhalten werden.“ Die Mannszucht fordert nicht nur unbedingten Gehorsam, sie zwingt auch in politisch-sozialen, moralischen, religiösen, wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Dingen den Mann in den Bann der offiziellen Urteile, der autoritativen Denkweise.

Der so gestaltete moderne Militarismus wird sich für die Kultur-Psychologen zu einem interessanten Experimente auswachsen. Genau hingesehen, stehen wir schon mitten in diesem Experimente, wie der Militarismus den Geist der Nation beim Schopf zu fassen und ihn in seinen litterarischen und künstlerischen Lebens-, d. h. Fortbildungsäußerungen dem soldatischen Dienstreglement zu unterwerfen sucht.

Ich erinnere nur an den Fall Egidy. Der Oberstleutnant der sächsischen Husaren M. v. Egidy fühlte das geistige Bedürfnis „Ernste Gedanken“ über sein und seiner Mitbrüder in Christo religiöses Leben und Streben zu schreiben. Seine Schrift war eine hohe Gewissensthat, ein leuchtendes Zeugnis deutscher Wahrhaftigkeit. Wie stehen wir zu Christo? fragte er laut vor allem Volke und antwortete darauf wie ein Held nach seiner lautersten Ueberzeugung.

Und damit hatte er seine Stellung als aktiver Offizier verwirkt. Er mußte seinen Abschied nehmen. Im alten christlichen Deutschland, im Land der Dichter und Denker, im Jahre des Heils 1890 nach Christi Geburt. Der moderne Militarismus gestattet seinen Angehörigen keine öffentlichen Religionsgespräche, keine schriftliche Gewissenserforschung. Das religiöse Bekenntnis, der religiöse Kultus, die religiöse Ueberzeugung sind für den Offizier dienstmäßig festgelegt. Was darüber ist, das ist vom Uebel. Unstatthaft. Verboten.

Ja, wir sind im Militär-Kultur-Experiment mitten drin, und die Völkerpsychologen der Zukunft können sich freuen, es wird ihnen nicht an Stoff gebrechen, wenn sie sich über das neue und neueste Deutschland hermachen. Das Herz Europas, wie wir früher unser Vaterland in den Geographiestunden so stolz-bescheiden vom Lehrer nennen hörten, wird ihnen kuriose Ueberraschungen bereiten.

Und ein Jahr später, nachdem Egidy seine Volksgenossen gefragt: Wie stehen wir zu Christo? trat in der deutschen Kunststadt München, in dem weltberühmten königlichen Isarathen ein Häuflein jüngerer Schriftsteller und Künstler zusammen und that die laute Frage: Wie stehen wir zu Dichtung und Kunst in dem höheren Sinne, den der moderne Geist damit verbindet, und wie dünkt dich, Volk, die Aufgabe, modern-schöpferisches Leben in allen Gesellschaftskreisen mit Eifer und Kraft zu verbreiten? Und als Antwort ward die „Gesellschaft für modernes Leben“ in München begründet.

Kaum war jedoch die Gesellschaft bei der Arbeit, da wurde sie von einem großen Teil der Presse mit Lügen, Verleumdungen und Kotbomben überschüttet, die Polizei kam in Aengsten um der Moral willen, die gefährdet sein sollte, und konfiszierte Schriften und Bücher der Gesellschaft, und die Stadtkommandantur befahl ihren Leuten: Ihr sollt nichts gemein haben mit diesen Dichtern und Künstlern — und am 12. Mai 1891 schon sah sich die Vorstandschaft besagter „Gesellschaft für modernes Leben“ gezwungen, an das hohe bayerische Kriegsministerium folgende Eingabe zu richten:

„Gutem Vernehmen nach soll die hiesige k. Stadtkommandantur eine Art Verrufserklärung gegen die „Gesellschaft für modernes Leben“ erlassen und ihren amtlichen Einfluß auf graduierte

Personen des bayerischen Heeresverbandes wie auf Einjährig-Freiwillige dahin geltend gemacht haben, daß die Mitgliedschaft oder der Besuch der gedachten Gesellschaft als den militärischen Verpflichtungen und Sitten zuwiderlaufend, mit der Stellung eines Armee-Angehörigen unvereinbar sei, da die „Gesellschaft für modernes Leben“ angeblich auf umstürzlerischen oder sozialdemokratischem Boden stehe.“

„Hat es mit diesem Vorgehen der k. Stadtkommandantur seine Richtigkeit, so darf die unterzeichnete Vorstandschaft der „Gesellschaft für modernes Leben“ keinen Augenblick zögern, im Namen der Wahrheit und des Rechts gegen diese willkürliche und irrtümliche Qualifizierung bei der obersten militärischen Landesbehörde energisch Protest zu erheben und die Bitte vorzutragen, es möge von Amtswegen die Sache untersucht und die Möglichkeit herbeigeführt werden, daß die „Gesellschaft für modernes Leben“ gegen die von militärbehördlicher Seite gegen ihre Tendenz und Existenz gerichteten unbegründeten Meinungen und Anschläge im Lichte der Oeffentlichkeit sich zu wehren vermag.“

„Denn es ist durchaus unwahr, daß die G. f. m. L., wie ihr namentlich von der ultramontanen Presse von allem Anfang an in denunziatorischer Absicht imputirt wurde, auf sozialdemokratischem Boden stehe, umstürzlerische oder sonstwie destruktive Tendenzen verfolge, im Gegenteil: Sie erachtet und giebt sich als staatserhaltendes Element ersten Ranges, indem sie Wissenschaft, Litteratur und Kunst zugleich mit edler Geselligkeit pflegt und im Sinne des modernen Geistes, der heute die Wissenschaften und Künste neubelebend und befruchtend erfüllt, nach besten Kräften versöhnend auf die Gemüter wirkt, die schroffen Klassengegensätze mildert, an öffentlichen Vortragsabenden auch den Minderbemittelten und Minder-gebildeten Gelegenheit bietet, an den geistigen Errungenschaften der Neuzeit teilzunehmen und damit der einseitigen und herzertötenden Beschäftigung mit Parteipolitik ein heilsames Gegengewicht zu schaffen.

„Alle Verlautbarungen und Veranstaltungen der G. f. m. L. verfolgen konsequent diesen Zweck, und wenn absichtliche Mißdeutungen und willkürliche kritische Konstruktionen Außenstehender und ungenügend Unterrichteter imstande gewesen sein sollten, diesen klaren

Zweck irgendwie zu verschleiern oder in der Meinung Leichtgläubiger zu trüben und zu fälschen, so könnte dies bei der relativen Ungewöhnlichkeit unserer Bestrebungen nur dann Verwunderung erregen, wenn selbst hohe Amtspersonen dem vulgären Vorurteil gegen das Neue und Ungewohnte sich geneigt zeigen und irrtümlichen Berichten und Kritiken oder tendenziösen Zeitungsfalschschreibereien ein williges Ohr leihen wollten, ohne den Gegenpart zu hören.

„Was insonderheit jenen dritten öffentlichen Vortragsabend der G. f. m. L. am 20. März 1891 in den Zentralsälen betrifft, der zu der obenangedeuteten Maßregel der Militärbehörde den nächsten Anlaß gegeben haben soll, so sei gleich vorweg Folgendes über den Verlauf und Charakter dieses Abends streng wahrheitsgemäß bemerkt:

„Den ersten Vortrag hielt Dr. Panizza über „Genie und Wahnsinn.“ Unsere Ankläger sollen behauptet haben, der Vortragende habe an einer Stelle in staatsbedrohender Weise den Verbrecher und das Genie auf eine Linie gestellt und verherrlicht. Der Vortrag ist inzwischen in den „Münchener Flugschriften“ gedruckt erschienen und erweist der authentische Text das an sich schon Widersinnige und Unglaubwürdige jener Anklage. Den zweiten Vortrag bildete eine Vorlesung Dr. Conrads aus dem Buche „Also sprach Zarathustra“ von Professor Dr. Nietzsche, dem bekannten Vertreter der Philosophie des Radikal-Aristokratismus und Antisozialismus. In diesem Vortrage soll die gebildete Gesellschaft kurzweg als Gesindel behandelt worden sein. Das an sich Widersinnige und Unglaubwürdige dieser Anklage ergiebt sich zur Evidenz, wenn man das betreffende Kapitel „Vom Gesindel“ bei Nietzsche selbst nachliest; der Vortragende hat kein Wort davon- noch dazugethan. Das Buch ist überall zu haben. Den dritten Vortrag bildete „Karl Henckell, ein Dichterporträt“ von Hanns v. Gumppenberg. Der Vortragende behandelte seinen Gegenstand rein litterarisch und schaltete Gedichte und Stellen aus Henckells Werken zur Beleuchtung und Charakterisierung ein. Darunter fanden sich naturgemäß auch einige gepfefferte Strophen sozialpolitischen Inhalts zur Vervollständigung des Dichterbildes. Der Vortrag wurde an dieser Stelle durch einige Pfuirufe unterbrochen, die wiederum durch Klatschen unterdrückt wurden. Beifalls- und Mißfallszeichen waren hier gleicherweise unangebracht, da es sich von

Seite des Vortragenden nicht um irgend einen Inhalt, sondern um die Erläuterung der künstlerischen Form und Richtung des Dichters handelte; nicht der Politiker, sondern der Dichter Henckell sollte dem Publikum (es waren an die achthundert Zuhörer anwesend) vorgestellt und verständlicht werden. Dieser Punkt wurde nachträglich noch einmal in einer besonderen Erklärung in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ von der Vorstandschaft der G. f. m. L. nachdrücklichst betont und, um allen Falschdeutungen die Spitze abzubrechen, der reinlitterarische Charakter der Vorträge nachgewiesen.

„Jedoch, wie es in Lessings Nathan heißt: „Der Jude wird verbrannt!“ Der böse Wille unserer Gegner fuhr fort, diesen Vortragsabend gegen uns auszubeuten.

„Sämtliche Vorstandsmitglieder, bekannt als reichstreu und patriotisch gesinnte Männer, protestieren wie Ein Mann gegen diese falsche Beurteilung ihrer reinen und lauteren Gesellschafts-Bestrebungen. Niemals würden sie ihren Namen oder ihre Hand dazu bieten, auf dem Boden ihrer Gesellschaft irgendwelchen parteipolitischen Tendenzen Einfluß auf die von den Modernen am höchsten gehaltene Wissenschaft, Kunst oder Litteratur zu gestatten oder diese zum Deckmantel für uneingestehbare parteiische Umtriebe herabwürdigen zu lassen; als Vorkämpfer modernen Lebens sind sie und können nichts anderes sein als die uneigennützigsten Vertreter des vaterländischen und humanen Geistes in seinen reinsten Ausstrahlungen in Litteratur, Kunst und Gesellschaftswissenschaft.

Abgesehen von allem Uebrigen, müßte schon die hohe Ehre, welche München als bahnbrechende Kunststadt im In- und Auslande genießt, die Unterzeichneten zwingen, all' den mehr oder minder versteckten Angriffen gegen die G. f. m. L. mit freierhobener Stirn entgegenzutreten, da es den öffentlichen Geist und die Kunststellung Münchens beleidigen hieße, sollten so eminent zeitgemäße und staatlich nützliche Bestrebungen wie die der jungen G. f. m. L. durch Denunziationen, Fälschungen und Lästerungen in ihrer lebensfrischen, umfassenden und erfolgreichen Wirksamkeit gehemmt werden dürfen. Anderwärts, wo ähnliche Veranstaltungen ins Leben getreten sind, in Berlin, Wien u. s. w., ist es unerhört, daß Befehdungen, wie

sie hier in München gegen uns ins Werk gesetzt werden, ernsthafte Beachtung oder Unterstützung von Seite der Behörden finden.

Wir stellen daher an das hohe bayerische Kriegsministerium die ergebenste Bitte, die k. Stadtkommandantur veranlassen zu wollen, auf Grund unserer Statuten, unserer authentischen Publikationen und sonstiger sicherer Belege und Erweise, die wir beizubringen jederzeit erbötig sind, das gegen die ‚Gesellschaft für modernes Leben‘ eingeschlagene Verhalten nochmals zu prüfen und die ergriffenen feindseligen Maßregeln zurück zu ziehen. Wir können nicht glauben, daß das hohe k. bayer. Kriegsministerum unseren Protest unbeachtet verhallen läßt und die Genehmigung erteilt, daß die geistig so rein und vornehm dastehende, aller Tagespolitik streng abgekehrte ‚Gesellschaft für modernes Leben‘ mit ihren über 250 Mitgliedern aus den besten künstlerischen, wissenschaftlichen und gewerblichen Lebenskreisen nicht von irgend einer militärischen Stelle etwa wie die erste beste Sozialistenkneipe betrachtet und behandelt werde.“

Die kräftige Eingabe war ein Schlag ins Wasser.

Der Kriegsminister erklärte, daß er keine Veranlassung habe, gegen die Stadtkommandantur einzuschreiten.

Dr. Oskar Panizza, der sich als Schriftsteller und Mitglied der „Gesellschaft für modernes Leben“ seines Rechtes wehrte, wurde als Landwehr-Assistenz-Arzt I. Klasse plötzlich mit schlichtem Abschied aus Charge und Armeeverband entlassen. Von Rechtswegen!

Baron Hans v. Gumppenberg, jeder Zoll ein Adelsmensch von unverfälschter aristokratischer Gesinnung, mit dem blanksten Ehrenschilde als moderner Ritter vom Geiste, wurde wegen Majestätsbeleidigung, begangen durch den Vortrag eines Henckell'schen Gedichtes, das unbeanstandet in jeder Buchhandlung zu haben ist, zu zwei Monate Festungshaft verurteilt. Von Rechtswegen!

Wie in der Felddienstordnung geschrieben steht: „Die Mannszucht . . . muß für alle Verhältnisse mit Energie begründet und erhalten werden.“ Die Mannszucht — in der Schule, in der Kaserne, in der Religion, in Wissenschaft, Litteratur und Kunst. Die Mannszucht!

Da giebt's also nur ein großes Schweigen, Anbeten, Gewährenlassen dem allmächtigen Militarismus gegenüber. Vor dem militärischen Ideal muß jeder andere Gedanke verblassen, jede andere Er-

wägung und Bestrebung verstummen. Ich bin der Herr dein Gott, im modernen Staate sollst du keine anderen Götter neben mir haben. Alle Opfer an Willen und Kraft, an Leben und Wohlfahrt, an Geld und Gut sind dem Einzigen zu bringen. Für ihn ist keine Entsagung, kein Verzicht, kein Preis zu hoch. Alles Lebendige in Staat und Familie, in Stadt und Land ist ihm tributpflichtig. Er ist das Ding an sich, das Absolute.

In keinem Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, bei keinem Kulturvolk der modernen Welt hat man ein ähnliches Schauspiel erlebt.

Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man als schlichter einfältiger Deutscher das alles im Großen wie im Einzelnen betrachtet und durchdenkt. Man glaubt zu träumen und schlägt sich mit der Faust vor die Stirn: Wo lebst du, in welchem Land, in welcher Zeit?

Ich bin für das Heldenhafte, für das Starke, aber ich sehe in diesem neuesten Militarismus nichts Heldenhaftes, nichts Starkes im edelmenschlichen Sinne, sondern nur eine furchtbare Maschinengewalt, die sich eines Tages gegen ihre eigenen Erfinder und Lenker wenden kann.

Der Friede ist gesichert, sagt der Fürst, und der Kriegsminister setzt sofort mit der Logik des Militarismus hinzu: Also rüsten wir frisch drauflos und legen neue Millionen und Milliarden in Kriegsmaterial an.

Ich danke für diesen kuriosen Frieden und Friedenszustand, der uns wie ein Vampyr das Blut aus den Adern saugt.

Und von Preußen und vom siebziger Krieg ist dies ausgegegangen. Wir Süddeutschen wissen heute ein Lied davon zu singen. Was für Beschwernisse hat uns der Norden gebracht und durch den preußischen Militäreinfluß, der zur Militärallgewalt auswächst, über ganz Deutschland verbreitet! Nur um den traurigen Klassen- und Absonderungs- und gesellschaftlichen Ueberhebungsgeist zu erwähnen, den kalten Hochmut und die frechschnauzige Affektation, wovon wir Süddeutschen früher so gut wie nichts unter uns gewußt. Ja sogar den Ausdruck in den Gesichtern unserer sonst so jovialen Soldaten haben uns die Preußen verdorben mit ihrer aller warmen individuellen Menschlichkeit baaren Korrektheit. Nicht zu reden von vielem anderen Guten, das der preußische Wind im Süden weggefegt. Nur blinde

Unterwürfigkeit und falsche Heldenverehrung hindert uns, der Wahrheit die Ehre zu geben und den richtigen Sinn aller Wandlungen in Europa seit diesem kriegsgeschichtlichen Wendepunkt zu erfassen und laut auszusprechen. Die „Pietät" darf nicht gemindert, kein „Prestige" darf angetastet werden, mag die historische Wahrheit tausendmal dabei zu Schaden kommen, das fordert in seinen letzten Schriften sogar der über alle Vernunft vergenialte und vergötterte Moltke.

Ja, auf diese eine Karte dürfen wir alles setzen, auf die Karte Militarismus, meinten die Leichtgläubigen und vom irdischen Brutalismus Bethörten, das ist der unfehlbare Universaltrumpf. Damit haben wir Nummer Sicher und können uns Gott empfehlen. Damit werden wir mit Allen und mit Allem fertig.

Ja, fertig — echot die Weltgeschichte. Denn fertig geworden sind schon Reiche, die an Umfang und äußerer Macht nicht hinter dem unseren zurückstanden, sogar das Weltreich der Römer und das Reich Karls des Fünften, in welchem „die Sonne nicht unterging."

Aber schließlich ist die Sonne doch untergegangen.

Das ist das grauenhaft Tragische in unserer militärisch verarbeiteten Welt: in dem Maße wie die Rüstungen, die finanziellen, moralischen und sozialen Lasten der Soldatenstaaten wachsen, in dem Maße schwinden der Friede, die Sicherheit und der freudige Stolz eines natürlich-heroischen Selbstbewußtseins nach Innen und Außen. Alle Freiheit und Gesundheit normaler Entwicklung ist vernichtet.

Da steht das alte Bibelwort mit dem Gottessiegel: „Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen."

Ich höre ein entsetzliches Lachen und Spotten hinter mir, wie aus einem Tollhause — — Wer lacht da? — — Du wirst doch nicht selbst — Du, mein deutsches Volk — Du in der Zwangsjacke — — Du —

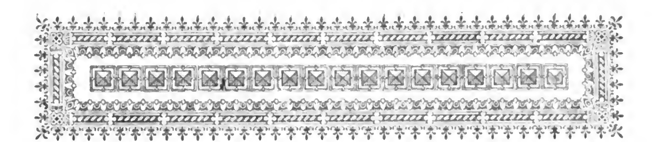
Oder habe ich selbst gelacht, den schrecklichen Alb abzuschütteln, den das Nachdenken über diese Dinge auf mein Gemüt gewälzt?

Ich finde den Schluß nicht vor Aerger und Sorgen. So schleudere ich die Feder fort.



II.

Der alte Adam.



Jeune homme, où vas-tu?

Wir können nun doch einmal nicht alle als Niederdeutsche zur Welt kommen und nicht alle als Einwohner von Berlin die großen Thaten der jetzigen und zukünftigen deutschen Reichskultur verrichten helfen.

Wir können noch weniger aus unserer geistigen Haut heraus und unser inneres Wesen umformen zu Gunsten irgend einer neuen Menschenmode, die uns aus dem Norden als die allein vollkommene und politisch berechtigte, von Leuten allerlei Geschlechts und Alters, von zahnlosen Rechthabern am Greisenstabe bis herab zu den bissigen Unfehlbaren im letzten Schulhöschen, in allen Tonarten angepriesen wird. Es wäre uns zwar herzlich leid, wenn man sich deshalb mit uns Süddeutschen als mit Deutschen zweiter Klasse auseinandersetzen und behelfen müßte, allein selbst allen Predigten der Frau Verfasserin von „Rembrandt als Erzieher“ und ihren Nachbetern zum Trotz wird man an diesem natürlichen Stand der Dinge durch keine Erziehung und keinen Drill in absehbarer Zeit etwas Gründliches zu ändern vermögen.

Wenn auch nicht ganz wie Flora und Fauna, so ist doch der Mensch allenthalben verschieden auf der Erde und je nach seiner Herkunft von einem örtlich und historisch scharf bestimmten Fleck wird er an den verschiedenen Stellen der irdischen Kugel nicht nur anthropologische und ethnologische Unterschiede aufweisen, sondern auch seine besonderen physiologischen und pathologischen Merkmale bewahren.

Trotz der bewunderungswürdigsten Anpassungsfähigkeit der aus ihren ursprünglichen natürlichen und historischen Bedingungen in andere

Existenzverhältnisse versetzten Menschenorganismen sind mit den Rassen keine Veränderungen vor sich gegangen, sie sind mit allen ihren Eigentümlichkeiten dieselben geblieben. Der ganze Hin- und Hertrieb der Menschen auf Erden, ihre Verpflanzung auf die gegensätzlichsten Weltgebiete, z. B. aus Europa in die Tropen, aus dem Morgenland in das Abendland, hat für die wissenschaftliche Beobachtung nur das eine Ergebnis geliefert: die Akklimationsfähigkeit aller Rassen.

Das wurde auch auf dem denkwürdigen internationalen Medizinerkongreß in Berlin von dem Amsterdamer Professor Stockvis ohne Widerspruch festgestellt in einem überaus interessanten Vortrage über „vergleichende Rassenpathologie und die Widerstandsfähigkeit der Europäer in den Tropen.“ Infolge der veränderten Lebensbedingungen, besonders aber der Temperaturunterschiede, erleiden die Organe des Körpers, Haut, Nieren, das Nervensystem u. s. w. physiologische Veränderungen, Abweichungen, die bei den Eingewanderten nach längerer Zeit zur Ausbildung kommen. Ist diese Uebergangszeit unter glücklicher Beobachtung aller hygieinischen Maßregeln und kluger Körperpflege überstanden und sind die Anpassungen in den Organen allmählich zu gutem Abschlusse gelangt, so kann der alte Adam auf jedem beliebigen Fleck der Erde den Kampf um sein Bischen Dasein ruhig weiterführen. Aber trotz aller Akklimatisierungswunder: der alte Adam bleibt der alte Adam auch in den neuen Lebensverhältnissen, d. h. Rasse bleibt Rasse. Das Mischlingszeug, was in der Oekonomie der Natur dazwischen abfällt, ist eben Abfall. Das reine, starke, schöne Bild der Menschheit ist nicht auf Vermischung gestellt, sondern auf Reinheit und, wo von Reinheit nicht mehr gesprochen werden kann, auf Reinigung der Rassen.

„Das Blut ist ein besonderer Saft,“ sagt Mephisto.

Man sehe sich den historisch und sozial am meisten umhergetriebenen Rassemenschen, den Juden, an. Er ist unter allen Rassen der wahre Reinheits- und Reinigungs-Fanatiker. In seiner Diät, seiner Ehe, seiner Hantierung, seiner Gottesverehrung, also in den entscheidendsten, intimsten und sublimsten Lebensverrichtungen, richtet er sich mit Kopf, Herz, Magen und Sexualorganen strenge auf die uralten Gesetze und Bräuche seiner Rasse ein, und so viel oder wenig er sich im Kampfe der Jahrtausende und eines unsteten

Wanderlebens durch das Zusammenleben mit anderen Rassen lokal und national nüanciert hat, die Grundzüge seines Wesens sind unverwischt geblieben, das Spezifisch-Jüdische, Rassig-Wertvolle hat er sich unversehrt bewahrt, selbst wo er sich humanistisch-modisch giebt und der konventionellen Verschwommenheit des modernen Bildungsmenschen das Loblied singen hilft.

Ueber die Entstehung und das Alter der Menschenrassen sind bekanntlich die Gelehrten noch nicht einig. Doch fährt die ernsthafte Forschung fort, mit glücklichen Funden das Dunkel zu erhellen und die widerstreitenden Meinungen mit wissenschaftlich achtbaren Hypothesen mehr und mehr unter einen Hut zu bringen. Daß die Menschenrassen — die abstammungsmäßige Verwandtschaft mit dem Tier vorausgesetzt — durch die Einwirkungen der Umwelt (milieu), des Klimas und der Kultur (im primitivsten Sinne) entstanden, wird jetzt von Schriftgelehrten, Pharisäern und Sadduzäern mit gleicher Ueberzeugungsmiene angenommen. Als ältester Rasse wird der niedrigststehenden die Ehre angethan, also der äthiopischen. Der aufrechte Gang des Menschen hat sich erst allmählich entwickelt, er ist ein langwieriger, mühevoller Kulturerwerb, wie dies bewiesen wird sowohl durch gebeugte Körperhaltung der heutigen Wilden, als auch durch die Katzenbuckelei und Kriecherei der übergebildeten, atavistisch zurückgeschlenkerten höchsten Würdenträger der allermodernsten Höflichkeit — sintemalen die Extreme sich berühren. Auch die helle Farbe der Haut, des Haares, des Auges (Regenbogenhaut) ist ein Erwerb der Kultur. Der blonde ist also der humanere, der dunkle der animalere Typus. Woraus sich manche Paarungs-Neigung im Sexuellen erklärt.

Die ehrenwerten alten Schriftsteller schilderten die heutigen Kulturvölker Europas als Barbaren, was man ihnen unter keinen Umständen übelnehmen dürfte, selbst wenn die Schädelfunde mit ihrer barbarischen Beweiskraft inzwischen nicht auf „dem Tische des Hauses“ niedergelegt worden wären. Wir sind auch ohne diese knöchernen Beweise innigst überzeugt, daß die alten Herren von der Feder furchtbar Recht hatten.

Daß aber die Rassen als solche ganz fabelhaft alt sind, beweisen unter anderem auch die ägyptischen Wandmalereien, die uns bereits anderthalb Jahrtausende vor Christi Geburt die hellfarbigen

blauäugigen Menschen neben den plattnasigen Negern, den typischen Juden aus den „Fliegenden Blättern“ neben den herrlichen zopfgeschmückten Chinesen und anderen edlen Mongolen vorführen. Wie gesagt, alles schon 1500 Jahre vor unseren 1890 Jahren dagewesen. Sogar auf das berühmte griechische Schönheitsideal, die Wonne unserer klassisch gesäugten und geaichten Aesthetiker und anderer Schulrezeptschädel von der fünften Dimension wird schon in jenen uralten ägyptischen Wandmalereien sanft hinüberpräludiert, allerdings, und wie sich's bei würdigen und gewissenhaften Hofmalern von selbst versteht, nur in den Zügen der Königsfamilie und der herrschenden Geschlechter, die also damals schon auch im Punkte der körperlichen Schönheit eine erhabene Ausnahmestellung von allen Sterblichen genossen. Oder anders angesehen: das Idealisieren, ins Verklärte Hineinphantasieren, war bereits damals eine zu Recht bestehende Kunstübung, — wo's Vorteil brachte. Nur die dienende, besitzlose Kanaille war sicher, wahr und echt als Kanaille gemalt und auf die Nachwelt verewigt zu werden. Wer vermögend und herrschend war, bekam die ideale Larve exotischer Schönheit vorgepinselt.

Entstanden ist der Mensch vermutlich in den Tropen, wo alles Lebendige vor Ueppigkeit und Uebermut sich nicht zu fassen weiß, wo selbst das Tier sich seine Karrikatur leistet und so weiter. In diese Thatsache hat sich natürlich auch unser vortrefflicher mosaischer Adam, der Bibelmensch Numro Eins, zu finden. Auf der großen und schönen Insel Ceylon im indischen Ozean befindet sich, nach den beglaubigten Aussagen späterer Missionäre, wenigstens ein Fußstapfen Adams und das an die 600 Fuß lange Grab dieses merkwürdigen und seltenen ersten Menschen, dessen außerordentliche Schicksale alljährlich von sämtlichen christlichen Schulkindern der Erde mit gebührender Pietät auswendig gelernt werden müssen. Bekanntlich fällt man sogar noch als klassisch geschulter Primaner im heutigen Deutschland mit Pauken und Trompeten durchs Religionsexamen, wenn man die Wunder der mosaischen Schöpfungsberichte nicht am Schnürchen hat. Ja, der alte Adam! Dieses ausgezeichnete echte Tropengewächs! (Vor Nachahmung wird gewarnt!) Kennst du das Land? Altengland hat's im Sack. Also dort. Seine höchste Entwicklung aber hat er in den gemäßigten Klimaten erreicht, was von den gebildeten Europäern um so lieber geglaubt

wird, als es ihrer notorischen Bescheidenheit gut in den lieben Kram paßt. Vanitas vanitatum, römisch geredet.

Die andere, nicht weniger bescheidene Vorstellung, der Mensch sei nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, d. h. eigentlich der jüdische Mensch — die anderen eigneten sich diese Vorstellung erst auf dem Wege des religiösen Importes, der anerzogenen offiziellen frommen Nachglauberei an — tritt, wie unsere Gelehrten plausibel machen, erst auf einer gewissen Kulturstufe in die Erscheinung. Ein Beweis, wie die Kultur den Menschen begehrlich und unzufrieden macht: vor dieser bewußten Kulturstufe ist es keinem Menschen und nicht einmal einem mosaischen Bibeljuden eingefallen, sich für eine plastische Photographie Gottes zu halten. Im Gegenteil! Nach der jüngsten Versicherung des Geheimrats Prof. Schaaffhausen auf dem Anthropologen-Kongresse zu Münster lag dem Menschen vor einigen hunderttausend Jahren die Anschauung weit näher, daß er dem Tiere verwandt sei, wenigstens stieß diese Anschauung damals nirgends auf Widerstreben und Widerspruch oder polizeiliche Spießbereitschaft. Die Neger von Gabun sagen, daß der schlaue Schimpanse nur deshalb auf die Gabe der menschlichen Rede verzichte, damit man ihn nicht zur Arbeit anhalte. Orangutang heißt Waldmensch. Die Karthager der Expedition des Hanno fingen an der Westküste Afrikas zwei „wilde Weiber" und hingen deren Häute im Tempel der Astarte zu Karthago auf — sie hielten eben Gorillas für Menschen. Die Indianer am Schingu halten sich mit frommem Vergnügen für Nachkommen von Tieren; die Haide-Indianer sind noch aristokratischer: sie schwören auf Ahnen und Stammbäume wie die jüngsten europäischen Adeligen, nur leiten sie sich ehrlich von Adlern, Löwen, Kröten u. s. w. ab, während die superioren Von-Menschen in Europa dergleichen Getier wohl als Zeichen und Schmuck in ihren Wappen, aber nicht in ihren Ahnengallerien und Stammbäumen führen.

Amerika hat keine ureingeborene Rasse; überall weist die Ueberlieferung auf erfolgte Einwanderung hin. Darwin zum Trotz brachte es der Affe in Amerika nicht über die geschwänzten Formen hinaus. Ob ihm der Wille oder die Grütze zu einer Weiterentwickelung versagte, ist gelehrterseits noch nicht festgestellt. Auch Australien besitzt nur eingewanderte Bewohner; die eingeborene Tierwelt leistet dort ihr Höchstes in den niedrigstehenden Beuteltieren. Die Natur

ist als Schöpferin oft wahrhaft komisch. Wenn sie nicht mag, mag sie nicht. Da hilft weder Lob noch Tadel. Das ist das Ewig-weibliche in ihr. Sie will ihren Willen haben, und wäre er noch so dumm und unzweckmäßig, sie setzt ihn durch. Die Philosophen, Moralisten, Nationalökonomen und andere „Herren der Schöpfung“ sind oft ganz starr darüber. Aber es nützt nichts.

In Europa wohnten vor den Kelten die Lappen; was vor diesen Herrschaften da war, wissen wir nicht. Vielleicht bringen es unsere Gelehrten noch heraus. Was heute in Europa wohnt, wissen wir so beiläufig aus der Religions- und Kriegsstatistik. Die fromme Kriegerei, die Europa zu einer einzigen Riesenkaserne umformiert hat, ist imgrunde jetzt das einzig Charakteristische und Aktuelle unseres Erdteils. Krieg, Militarismus, Glauben, Kredit, Frömmigkeit, Milliardenstaatsschulden, Moral, Diplomatie, allgemeine Wehrpflicht bis an die Schwelle des Greisenalters, allgemeine Steuerbelastung bis zur Erschöpfung des Volkes eben zur Erhaltung dieser Wehrpflicht, dieser Kriegsbereitschaft, dieses Friedens und dieser gottseligen Staatsdiplomatie — das fließt alles harmonisch in einander in einem wundervoll produktiven Gebilde zum großen Gaudium und Profit des internationalen Großkapitals. Was aus dieser aufzehrenden Harmonie europäischer Modernitäts-Kultur übrig bleibt, wird zum Teil in Musik, Litteratur, Kunst und ähnlichen unschuldigen Nebensachen angelegt, zum Teil bei seite geschleppt und in den geheimen Kellern der Revolutionsparteien vergraben, bis letztere nach einmalhunderttausend Jahren, Monaten oder Tagen stark genug sind, mit ihrem Kriegszeug ins Feld zu rücken und dem jetzt üblichen Frieden den Garaus zu machen, falls ihn der liebe Gott in seiner unerforschlichen Vorsehung und Weltregierung nicht schon in kürzerer Frist vom Teufel holen läßt.

Aber das tröstet in allem Wirrwarr und Durcheinander: der alte Adam bleibt der alte Adam im Norden wie im Süden, vom Aufgang bis zum Niedergang.

* *
*

Und die großen weltgeschichtlichen Thaten, die etwas, was wie Fortschritt und Besserung aussieht, in die menschliche Gesellschaft, die staatlich organisierte schwatzende, leidende, genüsselnde, skatspielende

Zweihänder-Herde bringen, diese großen weltgeschichtlichen Thaten — sie liegen ursprünglich selten, man täusche sich nicht, auf politischem, diplomatischem oder juristisch-bureaukratischem Gebiet, verschwindend selten! — werden von einzelnen Rassenaturen, von Jahrhundert- und Jahrtausendmenschen gemacht. Diese großen Sondergeister, in welchen die Natur ein vollgerüttelt Maß von Macht und Tiefsinn gesammelt, reißen die organisierten Massen auf neue Bahnen und geben dem nachhinkenden Staat auf Jahrhunderte hinaus alle Hände voll zu thun. Denn nicht urplötzlich und nicht rein und restlos vollzieht sich der Umsatz der Idee in Wirklichkeit. Das Gesetz der Anpassung und Akklimatisierung fordert überall sein Recht, auch im Reiche des Geistes und der Kultur. Alles wächst und gedeiht nach seiner inneren Regel, nicht nach wissenschaftlichen Rezepten, nicht nach Wunsch und Traum enthusiastischer Schwärmer. Was allein die dem großen Sondergeiste am nächsten stehenden, seiner Offenbarungsthaten harrenden Hilfstruppen der Gutgewillten und Gutgesinnten vermögen, ist dies: für das Neue ihr Leben in die Schanze schlagen, ihm die Widerstände brechen, die Bahn bereiten und die fruchtbare Atmosphäre herstellen helfen.

Aber wie der berühmte österreichische Landsturm mit seinem „Immer langsam voran“, so nimmt sich auch die Menschheit Zeit. Es eilt ihr nicht. Kommt der Tag, bringt der Tag. Oft bringt er sogar eine tolle Revolution. Allein der Wirbel geht bald vorüber, das hitzige Tempo macht wieder dem gemächlichen Gange Platz. Der alte Adam will verschnaufen, verdauen und verträgt die Hetze nicht. Parlamentarismus, das ist seine rechte Luft.

„Warum hat der liebe Gott, der doch allmächtig ist, die Welt in sechs und nicht gleich in einem Tage geschaffen?“ fragte jener jüdische Lehrer. Und er fand die scharfsinnige Antwort: „Die Welt hätt's nicht ausgehalten.“ Die schlagendste Kritik aller Fortschrittsstürmerei und Revolutionirerei.

Die Idee der sozialen Gerechtigkeit, dogmatisch-mystisch ausgedrückt: die unterschiedslose, unmittelbare Gotteskindschaft aller Menschen und was daraus fließt — dieser Kernpunkt des Christentums, — was ist heute davon verwirklicht? Und wie weit hat sich Sinn und Wesen des kirchlich organisierten Christentums in diesen achtzehnhundert Jahren von dem Sinn und Wesen Christi entfernt!

Einfach unglaublich, lägen nicht die unwidersprechlichsten Zeugnisse vor aller Welt Augen. Und doch: ebenso unglaublich wie natürlich. Es ist keine Zauberei dabei im Spiele gewesen, es ist alles höchst natürlich mit natürlichen Dingen zugegangen. Die Besitzenden und Herrschenden haben die Hand auf die Erde und ihre Güter gelegt und den Armen Demut, Entsagung und das Recht auf das Himmelreich gepredigt. Die Religion ist ihnen in der Hauptsache nichts weiter, wie der tägliche Augenschein lehrt, als ein Bollwerk ihrer habsüchtigen Interessenwirtschaft, ein Schutzwall ihrer egoistischen Herrschsucht, eine Kriegslist, ein Geschäftskniff. So ein Evangelium, hinter das wir uns verschanzen können, das unseren Interessen und Begierden dient, ist eine schätzbare Erfindung. Aber die nächste Folge? Daß jetzt die Sozialrevolutionäre erklären: Ueber die Religion sind wir hinaus!

Alles hat seine Zeit, lehrte der weise Salomo und küßte sein tausendstes Weib.

So hat der Sozialismus seine Zeit, und der Realismus, und der Nationalismus — und das Zeichen, daß die Zeit dafür da ist? Daß alle Kraftquellen, die man verschüttet geglaubt, wieder aufbrechen und ihnen rauschend zuströmen — dem Sozialismus, dem Realismus, dem Nationalismus.

Im Zeichen dieser Dreifaltigkeit geht unser Jahrhundert zu Ende. Aus diesem kalendermäßigen Abgang haben sich einige bizarrgeistvolle Pariser in ihrer hysterischen Sucht nach immer neuen Kitzeln eine „Fin de siècle"-Mode in Kunst und Dichtung und Philosophasterei zurecht gemacht. Ich glaube jedoch, daß diese „Fin de siècle"-Fexerei rascher abgehaust haben wird, als das Jahrhundert selbst, denn in dieser Mode und dieser Fexerei liegt keine Natur und keine Kraft, sondern nur eine krankhafte Renommage der weltstädtischen Unnatur und Unkraft.

Wir Deutschen können an diesem neuesten Parisianismus wenigstens unsere Fähigkeit zur Heiterkeit und zum Lachen erproben. Es wäre nicht gut, wenn uns die großen Probleme dieser Jahrhundertwende in zu tiefem Ernst versenkten. Sozialismus, Realismus, Nationalismus, ja diese drei, — aber das Lachen wollen wir darüber nicht verlernen.

Lachenkönnen ist auch ein Zeichen von ungebrochener Rasse-

haftigkeit. Und ob Oberdeutsch, ob Niederdeutsch — Rasse haben, das ist die Hauptsache. Es lebe der alte Adam! Der Kerl ist auch in deutschen Landen nicht umzubringen, soviel man an ihm herumdoktern und herumexperimentieren mag. Der neue Kurs bleibt der alte — und wer's nicht glauben will, der verschreibe sich die Kölnische Zeitung, das klügste und anständigste Papier, das schon Vater Noah während der langen Regenzeit in seiner Arche mit Vergnügen gelesen.

Seit jener Zeit bildet sich die gute Kölnerin ein, sie sei der wahrhaftige „Geist Gottes", der über den Wassern schwebe, und ihre vorsintflutlichsten Narreteien müßten von der Welt als himmlische Offenbarungen respektiert werden. Fällt der Welt natürlich nicht im Schlafe ein, am wenigsten dem deutschen Reich und dem Kaiser. Doch, daß ich zum Schlusse die Anekdote nicht vergesse, die man sich unter Noachiden erzählt. Als nämlich Papa Noah aus seinem Kasten war und den edlen Weinstock gepflanzt hatte, griff er wieder einmal — es war zur Mostzeit — nach seinem alten Leiborgan aus den langen Regentagen, zur Kölnischen Zeitung. Da las er unter der Spitzmarke „Der alte und der neue Kurs" die erhabenen staatsmännischen Schmöckereien:

„Richtung gebend für unsere Regierungspolitik scheint uns das Bestreben zu sein, Streitpunkte thunlichst bei Seite zu räumen und so dem Staatswagen eine bequeme glatte Fahrbahn zu schaffen. Wir fürchten, daß die Regierung . . . damit die preußisch straffe Energie in der Verteidigung der Grundlagen unseres staatlichen Volkstums, in der Abwehr schädlicher und zersetzender Bestrebungen einbüßt."

„Ja", rief er bei dieser zwerchfellerschütternden Stelle aus und schüttelte sich vor Lachen, „sie ist noch die Alte, älter als der älteste Adam, ihre Abstammung direkt aus dem Chaos ist hinfüro nicht mehr zu bezweifeln". Und der lachende Noah ward darüber so leichtsinnig, daß er sich vor Vergnügen über die Politik der Kölnerin seinen ersten Rausch trank.

So geschehen durch die Presse zu allen Zeiten Zeichen und Wunder. —

* * *

Neben der blödsinnigsten Rückwärtserei der in immer verschärfteren Reaktionsmaßregeln-Erfindungen schwebenden großen Kapi-

talistenblätter, die nach allen Seiten Front machen, sogar gegen das reformfreundliche Kaisertum, weil es die Räuberfreiheit der überschnappten Geldgroßmogule zu beschränken droht, — taucht jetzt aus den geschulten Proletarierhaufen der Weltstädte das verzerrte Gesicht des Anarchismus und Nihilismus immer drohender auf. Die erprobtesten Führer der sozialen Bewegung in Berlin werden von grünen Radikalisten als armselige Possibilisten angespieen und mit wutschäumenden Phrasen unter das „alte Eisen" gedonnert. Auch in der Litteratur treibt's die kaum der Schule entwachsenen Wirrköpfe zu immer wilderem Naturalismus, und Drang und Zwang zur Gosse nicht weniger als leidenschaftliche Sehnsucht nach den Höhen freier Menschlichkeit beherrschen ihr Dichten und Trachten. Ihr trauriges Spelunkenleben gilt ihrem verzweifelten Größenwahn oft als Norm und Regel des Lebens überhaupt, und wenn sie ihren selbsterlebten Schmutz kübelweise ausschöpfen, vermeinen sie, allen Sinn und Geist des Daseins bis auf den Grund erfaßt zu haben . . .

In allen diesen Dingen trifft den alten Staat und die alte Gesellschaft die schwerste Verantwortung, denn sie haben im natürlichen Wandel der sozialen Verhältnisse im verblendeten Egoismus weitergehaust, als bliebe alles auf dem alten Fleck — und wenn sie Ausblick halten nach dem „Volke", siehe, da finden sie nur noch „Interessengruppen", die sich auf Tod und Leben befehden, „Individuen", „Massen", das Herz voll Empörung, Haß und Mißtrauen . .

Wer weiß, es könnte sich doch ereignen, daß auf diesem verzweifelten Punkte seiner geistigen und sozialen Erneuerungsversuche der rabiate alte Adam noch zu einem blutigen Kopfe käme, bevor er auf seinem holperigen Verjüngungswege die Schwelle des nächsten Jahrhunderts überschritten. Möglich ist Alles in dieser Zeit der aufgepeitschten Instinkte, der täglich wachsenden Widersprüche, Nöten und Gefahren — und des schlagbereiten Militarismus. Und weder Alter noch Jugend — nichts schützt vor der Tragik der Thorheit in dieser schönen Welt der Kultur-Komödie.

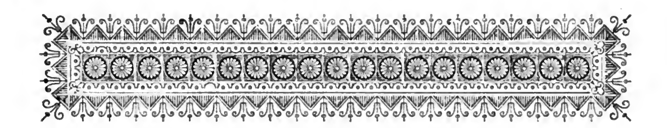
III.

Das lächerliche Berlin.



Mit dem Kulturvolk hab' ich abgeschlossen,
Das macht mir weder Aerger mehr noch Spaß.
Du siehst's noch immer zwischen Lieb' und Haß,
Heut hoffnungsfreudig, morgen schwer verdrossen,
Und weißt noch nicht, daß übermorgen schon
Der Teufel alles holt, mein lieber Sohn.

Karl Weitbrecht.



1.



München, 1. April.

„Nicht um Helgoland! rief Fantasio. „Helgoland wiegt doch schwer auf unserer neuesten Reichswage, nicht? Ungefähr wie ein halber Erdteil oder die ganze Zukunft unserer Kolonialunternehmungen?"

Dabei schlug er einen Purzelbaum über meine Bismarckstatuette, setzte sich rittlings auf die eiförmige Handhabe meines Briefbeschwerers und patschte sich auf die Schenkel. „Nicht um Helgoland!"

Ich hob den Kopf vom Manuskript und blickte ihn fragend an.

„Nicht um Helgoland geb' ich meine Entdeckung."

„Entdeckung?"

„Nein", lachte er in sich hinein und schwang sich stracks auf seine schlanken Beinchen, ohne von meiner Frage Notiz zu nehmen, „da soll nun ein neuester Deutscher — so ein preußisches Angstprodukt — so ein Teufelsfürchter —"

Und er schüttelte sich vor Lachen.

„Willst du dir nicht die Ehre anthun, einen Augenblick ernsthaft vernünftig zu sein, mein Hausgeist Fantasio?"

„Ehre" — er sprang herab und pflanzte sich auf dem weißen Bogen Schreibpapier vor mir auf, „Vernunft" — er tippte mit seinem Finger auf eine Linie, „da schreib' die zwei Worte her und ich gieße das Tintenfaß darüber und zeige dir was es mit Ehre und Vernunft für eine Bewandtnis hat in unserem neuesten Reich."

„Ist das deine ganze Entdeckung, Fantasio? Die Mühe hättest du dir ersparen können.“

„Ich gieße das Tintenfaß darüber“, wiederholte er mit leiserer Stimme, darin eine gewisse Taurigkeit zitterte, „und ersäufe in der schwarzen Sündflut was an Ehre und Vernunft noch in eurem trübseligen deutschen Reich allerneuesten Stils herumkreucht. Viel ist's ja nimmer. —“ Und mit einem schluchzenden Triller verschwand er in der blauen Wolke, die ich aus meiner Wiener Meerschaumpfeife über den Schreibtisch hinblies.

„Wo bist du, Fantasio?“

Ich sah ihn nicht mehr, als sich der Rauch verzogen hatte. Aber plötzlich hörte ich seine Stimme wie aus weiter Ferne. Sie hatte etwas seltsam Feierliches.

„In der Urnacht. Da ist alles Licht gelöscht, wie im Gehirn eines preußisch-deutschen Zentrumsmannes mit Schwert, Kreuz, Rosenkranz und Eichenlaub. Da hört man nur die Fittiche des schwarzen Adlers rauschen und seine Fänge wetzen, und darin mischen sich die Litaneien der orthodoxen Konfessionskäuzchen, die dichtgedrängt zusammenhocken und ihre Kopffedern sträuben vor Wonne, daß sie die lichte, blonde Welt deutschen Heldengeistes glücklich überwunden. Da ist die Luft dick, schwer, moderig, gruftkapellenartig, wie in den Berliner Parlamentskatakomben bei der Volksschulgesetzdebatte ewig unglückseligen Angedenkens. Da ist . . .“

„Ach, geht's aus dem Ton?“ unterbrach ich ihn. „Lass' mich doch gefälligst in Ruhe mit dem lächerlichen Berlin und seinen dekadenten Unternehmungen. Was geht mich Berlin an! Vor meinem Fenster rauscht die wilde Isar und die freie Höhenluft der Alpen weht herein. Berlin ist nicht das Reich, und das Reich mit seinen paar Millionen Knechtsseelen, Muckern, Finsterlingen, Börsengaunern, Dummheitsspekulanten, Blutsaugern, Leuteschindern und anderm lumpigen Uebergangsgetier ist nicht Deutschland, und das engere Deutschland mit seinem konfessionell-kirchlichen Moralkatzenjammer nach dem tollen Faschingslotterleben der industriellen Sünder und Zöllner und dem goldenen Kalbsveitstanz der herrschenden Kasten ist nicht die deutsche Welt und vor allem nicht die Vertretung des deutschen Geistes, der in ewigen, unantastbaren Werken des Genius in Kunst, Dichtung und Wissenschaft seine Kraft und Maje-

stät bezeugt hat und noch bezeugen wird vor Gott und Menschen, auch wenn ganz Berlin an Gehirnschwund und Rückenmarksdarre den Weg Babylons oder Jerusalems wandelt und auf dem Hintern oder auf den Knieen oder auf dem Kopf zum Teufel fährt. Ich glaube an den heiligen, freien, wundermächtigen Geist der deutschen Rasse, die in 76 Millionen Menschen zerstreut auf dem weiten Erdenrunde wirkt und schafft, nach einem festen, natürlichen Gesetz, das in seiner weltgeschichtlichen Entfaltung wahrhaftig nicht abhängig ist von dem lächerlichen Ding, das sich Berlin nennt, diesem Sammelsurium von Brutalität, Philistertum, Charakter- und Geschmacklosigkeit, Impotenz und Größenwahn. Nun, Fantasio?"

„Meine Entdeckung, meine Entdeckung", rief die Stimme heiter und immer näher kommend."

„Deine Entdeckung?"

„Wie ich neulich die sogenannte deutsche Reichshauptstadt aus der Perspektive eines niederbayerischen Dorfes, eines schwarzen, frömmelnden, moralisch verlumpten Protzennestes betrachtete, da . . ."

Plötzlich fühlte ich Fantasios Gestalt auf meiner rechten Schulter und seinen Mund an meinem Ohr. Und er schloß eine lange, gefährliche — natürlich höchst staats- und gesellschaftsgefährliche! — Mitteilung mit dem harmlosesten Worte von der Welt: „Berliner Mumpitz."

„Auf spanisch: Todo es farsa."

„Oder Paranoia."

„Komödie thut's. Das langt, Fantasio."

„Das lächerliche Berlin, was?"

Mit einemmale Rasseln, Säbelklirren, Schnarrlaute: „Achtung! Präsentirt! Stellvertreter Gottes auf Erden!"

Fantasio stand auf dem Deckel meines Messingtintenfasses, in Uniform, parademäßig, mit dem Knopf des Gefreiten am Kragen, in Haltung und Ausdruck der leibhaftige preußische Unteroffizier im Westentaschenformat.

„Das lächerliche Berlin! Es verdirbt mir noch meinen besten Hausgeist . . ."

„Nicht um Helgoland."

Und das brave Kerlchen fiel mir lachend an die Brust.

Dann richtete er die umgeworfene Bismarckstatuette auf, salutirte vor ihr, blinzelte und rief: „Subtrahirt oder dividirt einmal den da aus der preußischen Staatsgeschichte hinaus und sagt mir, was dann von Berlin, Preußen und aller Herrlichkeit des allerneuesten Reiches übrig bleibt!“



2.

Pumpanella hatte sich während dieser Unterhaltung mit der Ordnung meiner Bücher beschäftigt, ohne auch nur mit einem Worte sich an unserem Gespräche zu beteiligen.

Nun wurde sie plötzlich laut: „Erlebtes, Erlauschtes, Erlogenes.“ Sie stellte das letzte Buch in die Reihe.

„Was soll das?“ fragte ich, mich nach ihr umwendend.

„Ein Stück Berliner Litteratur, nichts weiter. Der neueste Sammelband von Baron Wolzogen, Ihr wißt ja, dem Verfasser der Berliner Komödie ‚Lumpengesindel‘. Der Mann erfindet immer so bezeichnende Titel“.

Fantasio kicherte: „Bezeichnend für die neueste Berliner Kunst und Litteratur. Wenig Erlebtes, einiges Erlauschtes, am meisten Erlogenes.“ —

„Ach, nun kann ich doch nicht länger an mich halten, hört Ihr? Ich verstehe, wenn sich's um Berlin handelt, weder Euren Ernst noch Euren Spaß. Berlin ist nun doch einmal die Hauptstadt der deutschen Intelligenz ...“

„Historisch. Das heißt gewesen. Im Kritischen, Militärischen, Politischen. Und in einem sehr beschränkten Nüchterlings-Sinn“, warf Fantasio ein. „Das hat der guten Berolina übrigens Mühe genug gekostet. Es ging fast über ihre Kräfte.“

Köstlich, wie sich jetzt Pumpanella zu ihrem Fantasio in Positur stellte und mit dem sanftesten Ton ihre innere Erregung zu verschleiern suchte.

„Mein lieber Fantasio, Intelligenz heischt immer höchste Kraft-

anspannung. Das wächst und gedeiht nicht wie Unkraut. Das will erarbeitet sein."

„Und wenn die Kräfte nachlassen, Pumpanella, wie ersetzt und spannt man sie wieder? Man wendet sich vom Denken zum Glauben, vom Forscher zum Dogmenpfaffen, man wird fromm und liefert die Kultur der Hierarchie aus. Ist dies das Gesetz von der Erhaltung der Kraft? Eine imposante Hauptstadt der Intelligenz! Eine saubere moderne Wohlfahrts-Politik!"

„Ob das eine saubere Politik oder eine andere ist, weiß ich nicht. Aber ich fühle, daß es natürlich, daß es menschlich ist. Berlin befindet sich geistig erschöpft, es will sich in dieser ungeheuren Kulturhetze ein wenig Ruhe gönnen, es geht in die Kirche, es verschmäht geistlichen Beistand nicht, um seine tobenden Nerven zu beruhigen . . ."

Fantasio, ihren Ton nachahmend: „Es wird katholisch, Berlin und ganz Preußen wird katholisch, papistisch, glaubenseinheitlich wie das schöne Land Tirol, weil der Katholizismus manchfaltigere und wirksamere Nervenberuhigungsmittel anzubieten hat, als irgend eine andere Konfession. Dazu winkt noch ein seltener Ruhm: Berlin, als die jüngste Tochter Roms, wird würdig und fähig, dem heiligen Vater einen gesicherten Unterschlupf zu bieten, wenn er sich im Vatikan nicht mehr halten kann; Berlin, als Hauptstadt der deutschen Intelligenz verloren, findet sich als zweites Rom, als Hauptstadt der katholischen Christenheit wieder."

Da lächelte die gute Pumpanella: „Das ist boshafte Zukunftsmusik, für die ich keine Ohren habe. Ich sehe nur soviel ein, Berlin ist müde, krank, ratlos, innerlich zerrüttet und zerfahren. Der Hauptstadt der Intelligenz ist vor ihrer Gottähnlichkeit und vor den Sozialdemokraten bange geworden, sie fürchtet sich vor der Entwicklung des neuen revolutionären Geistes . . ."

„Und in ihrer Furcht ist sie zu allem fähig, nur nicht zur Selbsthilfe, zur Erlösung aus eigener Kraft. Darum verschreibt sie sich den Mächten der ältesten Reaktion. Und die werden ihr am allerwenigsten helfen, sondern nur ihren eigenen Vorteil mit eiserner Zähigkeit im Auge behalten und verfechten."

„Aber Kinder," rief ich jetzt dazwischen, „ereifert Euch doch nicht um Berlin! Das kann uns sehr gleichgiltig sein. Es mag sich

auf eigene Gefahr und Rechnung blamiren so viel es will. Es mag in seinen Schuleinrichtungen hinter Belgien und Spanien zurücktreten. Die deutsche Geisteskultur ist nicht an Berlin, die deutsche Volksseele nicht an Preußen gefesselt. Deutschland hat die goldene Epoche seiner Dichtung in Thüringen und am Rhein, seiner Kunst im allemanischen, fränkischen und bayerischen Süden erlebt. Das Theater auf dem Festspielhügel in Bayreuth, das die Reform des Dramas und der Oper in Fluß brachte und einen der idealsten Träume in der gesammten Kunstgeschichte verwirklichte, liegt nicht auf der preußischen Landkarte. Richard Wagner, der als größte Künstlerpersönlichkeit dieses Jahrhunderts dem deutschen Genius in aller Welt die glänzendsten Siege erstritt, ist nicht auf preußischem Boden gewachsen und Berlin hat seine Werke am spätesten von allen deutschen Hauptstädten kennen und würdigen gelernt. Bismarck hat sich bekanntlich nie als Berliner gefühlt, er haßte die Großstadt als Kulturkloake, und die Schicksalswende am Lebensabend dieser größten deutschen staatsmännischen Kraft beweist neben anderen merkenswerten Dingen, daß Dankbarkeit und Pietät keine spezifisch preußischen Tugenden sind. Schopenhauer und Nietzsche, Deutschlands tiefste und kühnste Denker, Feuerbach und Strauß, die genialsten Kritiker der christlichen Mythologie haben fern von Berlin ihre Großthaten gewirkt. Alle diese Männer bedeuten für sich allein eine ganze Kultur, die nicht vergehen wird, solange noch ein Fünkchen deutschen Geistes in der Menschheit lebt. Alle diese Männer sind im höchsten Sinne Erzieher der deutschen Nation. Was will daneben der preußische Unteroffizier oder der Berliner Kleriker in der Geschichte der künstlerischen, geistigen und ethischen Erziehung der germanischen Rasse vorstellen? Was will daneben der entwickeltste diplomatische und militärische Apparat bedeuten, der die Hilfe der Geistlichkeit anruft und sich in die Kirche flüchtet, um einer — wirtschaftlichen Bewegung Herr zu werden, deren stärkster Machtfaktor in der täglich wachsenden materiellen und persönlichen Lebensnot der großen Bevölkerungs-Massen liegt? — Wenn die Berliner ihr Fin de Siècle haben wollen, laßt sie's haben. Wir Anderen sind anspruchsvoller. Weil wir gesünder und mutiger und lebensgläubiger sind. . . ."

Ich unterbreche mich und blicke über die Stuhllehne. Fantasio

und Pumpanella sitzen einträchtiglich umschlungen auf dem dicksten Folianten meiner Bücherei — einer Beschreibung der Zerstörung Jerusalems im ältesten Druck und machen ein überlegen pfiffiges Gesicht, als wollten sie sagen: „Nun haben wir's ihm zum ersten April doch wieder gründlich angethan. Es lebe Bismarck!"

Das hat man von seinen Hausgeistern, wenn sie einem mit dem lächerlichen Berlin die Zunge ziehen. Immerhin. Wenn das Wasser faul und stinkig wird und die ganze Umgegend zu verpesten droht, ist es Gewissenssache, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Ganz gleich, welcher Tag im Reichskalender steht.



3.

Und als die hereinbrechende Nacht meine Schreibstube mit Finsternis erfüllte, trat Pumpanella herein, in der einen Hand die Lampe, in der andern eine neue Druckschrift.

„Mein Augentrost, meine Lichtbringerin!" grüßte ich sie.

Mit sanftem Nicken ihres schönen blonden Kopfes meinen Gruß empfangend und erwidernd, nahm sie mir gegenüber an dem großen eichenen Arbeitstische Platz. Fantasio setzte sich zu ihr. Lieblich waren sie anzuschauen die Beiden, wie zwei herrliche Kinder, die vor meinen Augen wuchsen, ein Wohlgefallen für Gott und Menschen. Mein Herz schlug selig, als ich von der Familienstube herüber die helle Stimme meines sonnigen Knaben Erwin vernahm, wie er seiner Mama allerlei Tagesabenteuer mit heldenhafter Ausschmückung erzählte. Und ich hörte, wie er auf die Mahnung der besorgten Mama, bald ans Schlafengehen zu denken, die drollige Antwort fand: „O Mama, weißt du, zum schlafen bin ich jetzt viel zu faul!" Und zu dem entzückenden Klang und Sinn sah ich mit geschlossenen Augen das süße Bild . . .

Inzwischen hatte Pumpanella die neue Druckschrift vor Fantasio ausgebreitet und zu lesen begonnen. Ich lauschte — und in den

Traum von meinem Vaterglücke hinein klang Pumpanellas zarte Stimme!

„Dieses, mein guter Fantasio, ist ein Bericht des evangelischen Erziehungsvereins in Berlin über die Verhältnisse der **Kinderwelt** in der Arbeiterbevölkerung Berlins. Nun hör' weiter:

Eine zehnjährige Gemeindeschülerin bittet um Frühstück, das unentgeltlich an Bedürftige verteilt wird. Dies ist Veranlassung zu folgendem Gespräch zwischen Lehrerin und Schülerin: „Was ist dein Vater?" „Lumpenhändler." „Ist deine Mutter nicht Wittwe?" „Ja, das ist auch nicht mein Vater, der wohnt nur bei meiner Mutter. Mein Vater ist fort." „Wieviel Kinder seid ihr?" „Vier." „Wie alt ist das älteste?" „Meine Schwester ist 18 Jahr." „Die verdient doch etwas?" „Nein, die ist krank." „Wer folgt dann?" „Meine zweite Schwester ist 16 Jahr." „Aber diese arbeitet doch?" „Nein, die findet keine Arbeit, sie will auch nicht arbeiten." „Nun kommst Du; wie alt ist das jüngste Kind?" „Das ist erst drei Monate alt." „Das gehört aber doch nicht Deiner Mutter. Ist das ein Pflegekind?" (Verlegenes Schweigen, endlich): „Nein, Das gehört meiner Schwester."

Die Aussagen des Kindes enthalten eine Familiengeschichte, die sich in Berlin tausendfach wiederholt. Seine Verlegenheit und sein Erröten beweisen aber, daß es noch Schamgefühl besitzt, also trotz der unreinen Atmosphäre seiner Umgebung noch nicht verdorben ist.

Dieselbe Lehrerin fand ein elfjähriges Mädchen, das seiner Mutter das Geld unter den Händen fortstahl und vor dem Rektor Knaben beschuldigte, gegen sie unsittliche Attentate verübt zu haben, Beschuldigungen, die nur ihrer unreinen Phantasie entsprungen waren. Ein zwölfjähriger Knabe kehrte nur aus der Schule zurück, wenn er von einer handfesten Person eskortiert wurde, führte sonst aber ein Vagabundenleben, bis ihn die Polizei wieder zu den Eltern brachte. Die gewohnheitsmäßigen Vergehen zweier Mädchen von 12 Jahren entziehen sich der Darstellung. In der Emmaus-Gemeinde im Südosten der Stadt sind in einem Jahre, Januar 1891 bis Januar 1892, laut Akten vierundachtzig Kinder im Alter von 12 bis 15 Jahren gerichtlich bestraft worden mit einem Strafmaß bis zu einem Jahr Gefängnis. Jede der

großen Vorstadt-Gemeinden Berlins zeigt eine gleiche Verdorbenheit der Jugend. Meistens sind Knaben die Bestraften, die Vergehungen der Mädchen entziehen sich gewöhnlich dem Gericht. Oft unterscheiden sie sich nicht wesentlich von denen der öffentlichen Dirnen.

Worin liegt der Grund dieser Verwahrlosung? Was wird schließlich aus solchen Kindern? Die letzte Frage ist kurz zu beantworten: Verbrecher und öffentliche Dirnen. Das heißt Unglückliche aus Verschulden der Mit- und Umwelt.

Die Hauptursache zu dieser furchtbaren Entsittlichung des heranwachsenden Geschlechts liegt in der Familie. Aber warum ist die Familie eine Jammerquelle? Der erste Geistliche der Emmaus-Gemeinde hat in 43 Familien, aus denen Kinder gerichtlich bestraft wurden, Nachforschungen anstellen lassen und das Ergebnis in seine Akten aufgenommen. In 21 von diesen 43 Hausständen, also in etwa der Hälfte, fehlt das Beispiel des Vaters, oder es wirkt schädlich. Er ist krank, verschollen, irrsinnig, oder ein Trinker, oder arbeitsscheu. Frage: Wie und wodurch ist der Arme so geworden? In noch mehr Fällen — in 30 fehlt der Einfluß der Mutter. Sie ist krank, tot, oder der Familie davongelaufen, oder sie arbeitet den ganzen Tag außer dem Hause. Wer hat die Bedauernswerte so ihrem natürlichen Instinkt und Beruf entfremdet?

Neben der Familie trägt oft Verführung durch andere Kinder die Schuld. Es ist anzunehmen, daß kaum eines der 84 Kinder sein Vergehen ohne Mitwissen oder Hilfe anderer Minderjähriger begangen hat, und in jedem der Mitbeteiligten ist die Lust nach dem Verbotenen geweckt, das Vermögen, es zu erlangen, gestärkt worden. So geht von den sittlich Verkommenen das Verderben wie eine pestartige Krankheit aus. Die Zahl derer, die ihm verfallen, verdoppelt und verdreifacht sich mit jeder Gesetzesübertretung. Sind 84 Kinder in einem Jahre in der Emmaus-Gemeinde bestraft, so sind es sicher zwei Mal so viele, die sich mit vergangen haben, aber der Bestrafung entschlüpft sind; drei Mal so viel — rund 300 — die durch eigene oder fremde Strafthaten gefährdet sind.

Häufig wird auch die Schule für diese Zustände verantwortlich gemacht. Und allerdings trifft sie dann ein Teil der

Schuld, wenn sie zur Wissensfabrik herabgesunken ist, statt eine Bildungsstätte für den Charakter zu sein. . . ."

Nach dem lächerlichen das traurige, bejammernswerte, leidvolle Berlin.

Ich ertrugs nicht länger. Ich stand auf.

Aber ist es nur in Berlin so arg?

Meine Hausgeister erhoben ihre Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck zu mir. Es entstand ein großes stummes Fragen.

Schweigend schlich ich hinaus, hinüber in meine Familienstube.

Ist es so, daß das eigene Glück feig und hart und trostlos gegen die Andern macht? Oder das Bewußtsein, daß wir angesichts der Größe fremden Elends machtlos sind?

Ist es so, daß wir insgesamt Mitschuldige und infame Sünder sind, Mörder und Diebe, und des Ruhmes mangeln, den wir vor Gott haben sollen?

Warum steigen wir nicht hinab auf die Gassen und Plätze, warum dringen wir nicht in alle Paläste und Hütten, Amtsstuben und Kirchen und Parlamente, mit dem stärksten Gefühl unseres Herzens und der letzten Kraft unserer Lungen zu rufen: Rettet, rettet die Kinder!?

Aber nein, tausendweise lassen wir sie verkümmern, tausendweise dem Elend und Laster verfallen im Pfuhl der Großstädte, tausendweise langsam zu tote foltern, die Unmündigen, in den Marterkammern der Fabriken. —

Und dann kommen unsere Forscher, denen die Wissenschaft eine melkende Kuh, mit Brillen und harten Gesichtern und zählen die Schulkinder im Reich, wie viele blaue Augen und blonde Haare oder schwarze Augen und schwarze Haare haben, und fertigen kostspielige statistische Tabellen an und machen ein ungeheures Wesen aus ihrer gelehrten Volksbeschreibung. — —

Das Kind ein Gegenstand der Statistik, eingetragen in eine Tabelle, nach Rubriken, wie das liebe Vieh klassifizirt, schematisiert. Dann immer achtzig bis hundert oder hundertfünfzig Stück sieben Jahre lang in eine Schulklasse gesperrt, mit einem Gemeindebeamten, Lehrer genannt, und der selbst keine freie Natur, sondern ein geknechtetes Vollzugsorgan der Schultyrannei ist. Was nicht in die Schule kommt oder nicht in den Haufen taugt oder elternlos ist,

wird eingefangen und in Rettungs- und Waisenhäuser gesteckt. Das ist die Summa aller Fürsorge. Hunderte, ja Tausende in den Großstädten wegen Vagabundage, wegen Obdachlosigkeit von den Polizisten gehetzt wie wilde Tiere, die weder Vater noch Mutter noch Geschwister noch Heimat mit dem Namen kennen.

Tausende in den Großstädten, die niemals einen Bach, eine Wiese, einen Wald, einen Obstgarten, eine Kornflur gesehen, weder einen Sonnenaufgang noch einen Sonnenuntergang. Kinder der Gosse, Kinder der lichtlosen Höfe, Kinder der Keller, Kinder der dumpfen Werkstatt, Kinder der Hütte, Kinder der Barake, Kinder der rauch- und lärmerfüllten Fabrik, daß alle Nerven zittern und alle Knochen knacken und alle Muskeln vor Wehe stöhnen, Kinder der Lasterhöhle, Kinder der vergifteten Schlafstelle.

So auch in Berlin.

In der Hauptstadt der Intelligenz, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, dem Wohnort des Deutschen Kaisers und der obersten Staatsmänner.

Und jedes verlassene, verlorene, verdorbene, gefolterte, gemarterte Kind eine unsterbliche Seele, ein ewiger Tropfen aus dem unendlichen Ozean der göttlichen Liebe, ein teures Glied am Leibe der Menschheit, ein heiliges Besitztum des Vaterlandes.

Und solche Greuel stündlich, täglich, jahraus jahrein, unter allen erdenklichen Formen. Kinderopfer ungezählt, unerhört. Kinder als Selbstmörder. Eine Welt voll Seufzer, Thränen, Schmerzen aus Strömen schuldlos vergossenen Kinderbluts. Wißt Ihr, was das bedeutet? Wißt Ihr, wie schwer das wiegt? Was ist alles Weh der Alten diesem Elend gegenüber?

Und Ihr seid Kulturmenschen, Staatsmänner, Politiker, Priester, Gelehrte, Künstler — Christen, die an Gott und die letzten Dinge glauben, ethische und philosophische Systeme zimmern, das Mysterium der Transsubstantiation ergrübeln und das Martyrium Christi und seiner Heiligen andächtig beweinen. Aber über all' Euren Systemen, Mysterien, Andachten, politischen Einrichtungen, Gebeten, Huldigungsmärschen, Hurrahrufen schreit dieser furchtbarste aller moralischen und sozialen Mißstände aus tausend und abertausend Kinderherzen unablässig zum Himmel, und Ihr könnt diesen Verzweiflungsschrei, diese Gottesklage nicht dämpfen und übertönen, auch wenn Ihr mit

allen Glocken läutet, aus allen Kanonen donnert, alle Bataillone im Parade- oder Sturmschritt marschiren laßt, daß der Erdboden dröhnt.

Ein Ton aus Kindesmund, ein Blick aus Kindesaug wirft Eure ganze Herrlichkeit über den Haufen. Gott läßt seiner nicht spotten. Jesus der Heiland sprach, als er totmüde vor dem Stadtthor rastete und seine Jünger bei dem Zudrange der Mütter und Kinder um seine Abendruhe besorgt dazwischen traten: „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht" — und ein andermal: „Wenn Ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, könnt Ihr nicht ins Himmelreich kommen" — und ein drittesmal: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf."

Und Euere Kultur schüttelt die Kinder ab wie eine Last. Damit schüttelt Ihr den Heiland ab und marschirt mitsammt Eurer Kultur in die Verdammnis, nicht in das Reich Gottes. Alles wurzelt und wipfelt im Kinde. Ihr seid gerichtet. Im Kinde habt Ihr Gott mit Füßen getreten.

Ihr lacht? Wohlan, Ihr seid so verkommen in Gott- und Heilandlosigkeit, daß Ihr Euer eigenes Elend nicht mehr faßt.

Ach, mein guter Carlyle, der du einst von uns Deutschen die Genesung der Völker erhofftest —!

4.

Nein, daran ist nicht zu denken, daß sich in Berlin der Ausdruck wahrhaft deutschen Geistes und Lebens vollende. Wenigstens nicht in Berlin in seiner heutigen Gestalt und Gebahrung.

Man sehe nur, was in Berlin Kunst bedeutet.

Man sehe nur, auf welche Weise man sich dort vor einiger Zeit das Zusammenbringen einer internationalen Kunstausstellung zu Faden schlug. Oder wie man das künstlerische Vereinswesen in eine preußische „Kunstgemeinschaft" offiziell umformen wollte am grünen Tisch. Oder wie man die Frage des Nationaldenkmals löste. Es ist gut, daß Berlin in allen Fragen der großen Kunst hinter München zurücktritt und dieser alten Metropole künstlerischen Schaffens und freien phantasievollen Zurichtens den Vorrang läßt, wenigstens in allen internationalen Veranstaltungen von höherer geistiger Bedeutsamkeit.

Denn München besitzt hinlänglich Kraft, Eigenart und Schulung,

um selbst die Fehler, die es bei solchen Veranstaltungen begeht, ohne Schädigung unseres nationalen Lebens und unseres Ansehens bei den Fremden wieder gut zu machen.

Die schwache Seite unseres Volkscharakters tritt in der Reichshauptstadt weit bedenklicher hervor, als in München.

Berlin ist noch viel zu gemischt in seinen Bevölkerungselementen, viel zu ungleichartig in seinen geistigen Wesenszügen, viel zu schmiegsam und unselbstständig allem Fremden und Importirten gegenüber, um in allen feineren und höheren Dingen die Repräsentation des echten Deutschtums dem Auslande gegenüber ohne Gefahr übernehmen zu können. Es ist noch beides: zu eng und gamaschenmäßig preußisch und zu unreif und lakaienhaft, es hat noch nicht die aristokratische Herrentugend der ersten Stadt eines großen nationalen Reiches.

In Frankreich, in England, in den Vereinigten Staaten von Amerika, überall ist es der dominirende Zug des nationalen Geistes, der dort bei internationalen Ausstellungen über dem Ganzen schwebt, ihm Charakter und Eigengehalt so starker und interessanter Art verleiht, daß er dem Fremden Bewunderung abnötigt. Denn das politische Selbstbewußtsein, der militärische Pomp, die große Phrase thut's längst nicht mehr allein, wenn die modernen Völker zum friedlichen Wettkampfe zusammentreten und um ihre Rangstellung auf dem Gebiete des geistigen, künstlerischen und industriellen Schaffens ringen. Wenn in Frankreich, England oder Amerika jede internationale Ausstellung thatsächlich zu einer nationalen Ausstellung wird, zu welcher der fremde Zusatz nur die Folie bildet, ereignet sich's in Deutschland leicht, daß das große Unternehmen zu einem internationalen Jahrmarkt wird, bei welchem das Einheimische zusehen muß, wie das Fremde gleich Vögeln im Hanfsamen sitzt und sich mit den besten Körnern mästet und schmunzelnd den moralischen und materiellen Meistbegünstigten spielt. Denn die Fremden verfügen, kraft ihrer starken individualistischen Entwickelung und ihrer freiheitlicheren Gesellschaftsartung wie ihres nationalen Stolzes über jene aristokratische Herrentugend im höchsten Maße.

Man muß längere Zeit unter Franzosen, Engländern und Amerikanern in den Zentren ihrer Kultur gelebt haben, um den richtigen Begriff davon zu besitzen, was allerdings bei unseren

deutschen fanatischen Internationalitätsschwätzern und Auslandslakaien nicht der Fall zu sein pflegt, die niemals aus ihrem Bewunderungswinkel herausgekrochen sind und nie den Kampf mit den Fremden im fremden Lande aufgenommen haben.

Herrentugend gedeiht nicht ohne Herrengeist — und vom Herrengeist ist in unserem deutschen Reiche, dem gelobten Lande des Militarismus und des bureaukratischen Kastenwesens, beim Volke leider Gottes wenig zu spüren. Nicht einmal bei allen unseren Fürsten.

Unser Herrengeist ist oft noch kaum mehr als Unteroffiziersgeist, und der reicht nicht aus, um den Deutschen mit Nichtdeutschen wie einen Aristokraten unter Aristokraten verkehren zu lassen.

„Lerne gehorchen!“ predigt man unserm Volke in Kirche, Schule, Kaserne, Amts- und Polizeistube.

„Lerne herrschen!“ predigt und übt man bei den Anderen.

Das ist der Unterschied.

Und daß er von ungeheuren praktischen Folgen für den internationalen Verkehr und die internationale Wertung der Völker und ihrer Kultur, kann man täglich mit Händen greifen.

Das wird aber trotz aller Schäden und Verirrungen unserer internationalen Ausstellungen deren unbestreitbarer Nutzen sein, daß sie bei dem kernfesten und begabten Teile unseres Volkes den Selbstständigkeitstrieb und Herrschersinn mächtig entflammen und steigern und schließlich die charakterlose Knechtsseligkeit überwinden helfen. Das Beispiel der Fremden ist bei uns zuletzt glücklicherweise immer zu einem Schrankenbrecher und Mutmacher geworden. Und wenn sich jetzt zunächst nur die Lakaien und Nachahmer und Streber und all' die tausend windigen Profitjäger breitmachen im fremden Herrendienst, das stolz Eigenwüchsige und Heimischstarke gedeiht zuletzt doch noch mächtiger und schlägt in seiner Tüchtigkeit über die Spekulationen der Allerweltsaffen hinaus.

Darum sollen uns namentlich die internationalen Kunstausstellungen mit ihrem machtvollen freien Zug und phantasiereichen Schwung willkommen sein. Im trüben Gewoge der reaktionären Mächte, die uns jetzt so hart bedrohen, bilden sie einen der Felsen, auf denen sich der Unabhängigkeitssinn des freischaffenden Bürger-Künstlers ansiedeln kann. Unsere Kunstübung wäre ja einerseits in der Enge und Gedrücktheit unseres politisch-polizistischen Wesens,

andererseits in der Verknöcherung unseres Akademismus längst zum läppischsten Philistermaß eingeschrumpft, hätte uns das Beispiel der freieren, kühneren Ausländer nicht aufgerüttelt. Wir sind ja aus unseren früheren kleinstaatlichen Elendszeiten her noch so verwurzelt und vom Schablonismus unserer Militaristerei mit seinem ewigen „Achtung! Richt't euch!" so verdrillt, verknillt und verschüchtert, daß wir immer wieder erst an der Freiheit, Kühnheit und Problemhöhe der Fremden uns aufraffen müssen zu eigener Freiheit, Kühnheit und Größe. Unser staatliches Erziehungssystem ist bekanntlich nicht auf diese Ziele gerichtet — Gott sei es geklagt. Sein Ideal ist der polizeifromme Unterthanenverstand, die klerikale Gottesfurcht und die jeden Nachtwächter respektirende Sitte. Ein Volk von lauter solchen idealen Staatsunterthanen mag zu allerlei hübschen Dingen tauglich sein, zu einer Weltstellung als Kunstvolk, zu einer Führerrolle in der Weltkultur taugt es nicht.

Darum brauchen wir die Fremden, damit wir uns selbst und unseren eigentlichen höheren Beruf in der fortwährenden Bedrückung unseres alltäglichen Staatschinesentums wiederfinden und uns bei der vermilitarisierten Unterthanenflickschusterei daran erinnern, daß auch wir von Göttern und Helden und nicht von Lakeien und alten Betschwestern abstammen und daß wir zur simpeln Hurrahkanaille, Stimmviehherde u. s. w. eigentlich von viel zu guter und viel zu großer Abstammung sind, kurz, daß wir, alles in allem genommen, ein Adels- und Königsvolk sind, wir Deutschen, wie irgend eines auf der Welt, und daß wir den höchsten Respekt niemand anderem schuldig sind als uns selbst!

Darum ist es gut, daß Berlin mit seinem militärischen und politischen Gerassel, mit dem „Jahrmarktsgetöse vor seiner großen Synagoge", mit dem Karneval seiner Bumbum-Wirtschaft, mit dem bunten Wechsel seiner Eintags-Schulen, Eintags-Ismen und Eintags-Erfolgen, die einem ruhigen Beobachter von kerndeutschem Geiste fast um die Geduld bringen könnten, in allen Fragen der großen Kunst hinter München zurücktritt und dieser alten oberdeutschen Metropole künstlerischen Schaffens und freien phantasievollen Zurichtens und Zurschaubringens den Vorrang läßt in allen internationalen Veranstaltungen von höherer geistiger Bedeutsamkeit.

Erst wenn dereinst aus dem lächerlichen, bedauerlichen und — gefährlichen Berlin das ernsthafte und verehrungswürdige geworden, wenn — — —



5.

Das ernsthafte und verehrungswürdige Berlin?

Ja, gewiß, es hat seine stillen Keime in mancher braven Arbeiterfamilie, in mancher soliden Werkstatt, in manchem reinlichen Denker- und Dichterstübchen, in mancher öffentlichen Einrichtung bürgerlicher Verwaltung, in mancher edlen That rechtschaffener Kulturarbeit.

Aber warum ist das offizielle Berlin so ganz ohne Liebe und Sympathien in der weiten Welt, warum muß Deutschland — trotz dem Dreibund, der doch nur ein unerprobtes Notstandsprodukt unserer gebenedeiten Experimental-Diplomatie, — ein dreifaltiger Homunkulus ohne eigene Seele — nach einer düsteren Prophezeiung Moltkes noch fünfzig Jahre die furchtbarste Rüstung tragen, um Berlin als Reichshauptstadt vor ungezählten Feinden zu schützen? Warum ist Preußen-Deutschland nach einem Geständnisse Bismarcks das unbeliebteste Reich der Welt?

Des nämlichen Bismarck, der Berlin als die große Kloake bezeichnete?

Des nämlichen Bismarck, der als Urheber des Reiches seit seiner gewaltsamen Entfernung aus dem obersten Reichsamte mit allen offiziellen Lichtern und Lenkern eben dieses Reiches in grimmigster Fehde zu leben sich gezwungen fühlt?

Wo in aller Welt hat man je ein ähnliches Schauspiel gesehen, wie diesen Kampf zwischen Berlin und Friedrichsruh?

Das deutsche Volk muß es erleben, daß zwischen dem großen Manne, der das Reich geschaffen, und denen, die es nach ihm lenken, in einer Flut von Zeitungsartikeln die allerschwersten Anklagen und Vorwürfe gewechselt werden — und das Beifallsgeschrei, das Hohn

und Haß, Neid und Rache im In- und Auslande darob erheben, gellt bis in die stillsten Winkel unseres Vaterlandes.

Wenn das an der Spitze des Reiches geschieht, muß da nicht jeder Reichsangehörige in Trauer und Scham sein Haupt verhüllen, sofern er noch einen Funken Vaterlandsachtung und Vaterlandsliebe als heiliges Feuer in seiner Brust hütet?

Und diese „Tragödie Bismarck" als unsäglich trauriges Ergebnis unserer Reichsverwaltung, als schwerste Verletzung unseres nationalen Empfindens, als empfindlichste Schädigung unseres moralischen Ansehens im Auslande — hilft sie vielleicht die Freude an Berlin in deutschen Landen steigern?

Ein solcher Vernichtungskampf der Berliner Gegenwart gegen die Berliner Vergangenheit ist mehr als ein Fehler. Er ist ein Verbrechen. Und weil das Komische neben dem Tragischen liegt, eine riesengroße Lächerlichkeit. Damit sind die Gallier in ihren dümmsten Streichen, wo sie das elementarste Gebot der Staatsklugheit mit einem Klownssprung überpurzelten, allerdings höchst anständig überholt.

Da wundert man sich über die wachsende Macht der Sozialdemokratie und über den Anarchismus, der die Gemüter bedrängt — und verordnet Pfaffensalbe und verschärfte Strafrechtsparagraphen. Und in demselben Augenblicke träumt Berlin von einer Weltausstellung, die an dieser Jahrhundertswende eine idealschöne Centenarfeier der friedlichen Welt vorstellen und dem deutschen Reiche den glänzenden Stempel des siegreichen Führers aufdrücken soll.

In Berlin. In diesem Berlin — —.

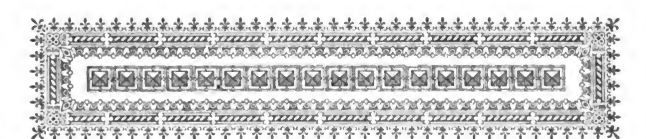


IV.

Hochsommer-Politik.



Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten —
Goethe.



München, August 1891.

Hätte ich den Zahlen-Aberglauben, würde ich vielleicht auch einmal das blödsinnig-französirende Fin de Siècle, das unsere Allerneuesten so sehr lieben, in die Feder nehmen und die Ereignisse der 1891 er Hochsommer-Politik mit Fin de Siècle-Politik berlinerisch verdeutschen. Aber ich habe den Zahlen-Aberglauben nicht und das berlinerische Französisch-Deutsch ist nicht nach meinem oberdeutschen Geschmack. Die vielseitigen Herren mögen mir diese Beschränktheit zu gute halten. Ich glaube nicht, daß uns das Heil aus französischer Nachbeterei und Nachfühlerei kommt. Wenn es uns überhaupt kommt, so wird es aus eigenem Blute und eigener Kraft und eigenem Gefühle geschehen.

Einen Aberglauben hege ich, und das ist der, daß Deutsche Deutsche sein sollen, wenigstens heute noch und morgen und übermorgen. Damit läßt sich auch das Grauen vor der Jahrhundertwende, das sich die französisch-berlinerische Entnervung so gerne angruselt, fröhlich überwinden.

Der Hochsommer 1891 hat in der sogenannten großen wie in der viel bedeutenderen kleinen Politik eine Reihe von Erscheinungen gebracht, die unleugbar für nervöse Naturen etwas von dem Mischdufte eines absterbenden, leichenhaft anmutenden Weltzustandes und der frischen Gährung einer umfassenden Neubildung im Staaten- und Gesellschaftsleben ausströmt. Dieser Mischduft der Reife, der Ueberreife, der Zersetzung und Erneuerung mit einem Strich, wie ihn der Morgenwind bringt, wenn er über eine Flur weht, wo

neben schnittfälligem Aehrenfeld frischgedüngte und frischgepflügte Aecker liegen, hat für gesunde Nerven etwas hochsommerlich Reiches und Kräftiges. Der richtige Mensch, der noch nicht vom Großstadt-Rauch und -Dunst verdorben ist, atmet diese Hochsommermischung mit vollen Lungen ein, ohne Schwindel oder Bruststechen davon zu bekommen.

Der Hochsommer ist etwas, Jahreszahlen sind nichts.

Drum sage ich Hochsommer-Politik und lache über das nichtige Fin de Siècle-Gethue.

Hochsommer-Politik zunächst im diplomatischen Sichelwetzen. Der alte Herr im Vatikan, Frankreich — die römisch sogenannte älteste Tochter der Kirche, la fille ainée de l'église — und Rußland Arm in Arm, die Sicheln prüfend in dem göttlichen Glauben, daß ihnen von heute auf morgen die reichsten europäischen Aehren von selbst in die Schneide fallen: Die Herrschaft über das alte, zu einem neuen sich häutende Europa, sobald Deutschland mit seinem Dreibunde niedergesäbelt ist. Ich denke die merkwürdigen Herrschaften vom Vatikan, vom republikanischen Paris und vom halbasiatischen Zarentum überschätzen ihre bundesbrüderliche Schnitterkraft und berechnen ihre Erntezeit nach veralteten Bauernregeln. Vorläufig ist's aber ein belustigendes Bild: Schulter an Schulter die päpstliche Heiligkeit, die pariser Frivolität und die russische Barbarei, Brust an Brust der Träger der Tiara, die den reaktionärsten Glaubenskopf deckt, mit dem Träger der revolutionstollen Jakobinermütze, unter welcher die Ideen von 1789 spuken, und der rechtgläubige, selbstherrliche Zar, der in seinem Herzen die Papstkirche und die Republik als die Greuel aller Greuel verabscheut und als autokratischer Kaiser-Papst in seinem Reiche die unerbittlichste Tyrannei übt. Gleiche Brüder mit so ungleichen Kappen! Aber Haltung haben die Leute im kritischen Moment, wie sie der genialste Schauspieler der Welt nicht besser und sicherer haben könnte: Der russische Kaiser läßt sich mit der Marseillaise huldigen, mit dem verhaßten Sturmliede der Revolution, er hört die französische Nationalhymne, welche Fremden- und Tyrannenmord aus voller Kehle brüllt, stehend und entblößten Hauptes an, ohne mit der Wimper zu zucken; der Papst gestattet seinem Erzbischofe Lavigerie das nämliche blutige Mordlied zur musikalischen Verherrlichung von Kirchenfesten in seinen frommen Gemeinden aufspielen zu lassen, zwischen gregorianischen Chorälen und Litaneien.

Das Ohr ist ein lumpiges Ding, hat Richard Wagner gesagt, es gewöhnt sich an alles.

Und Vatikan, Frankreich und Rußland gewöhnen sich zusammen, weil sie von der nämlichen unersättlichen Rache- und Machtgier, von dem nämlichen Größenwahn erfüllt sind.

Ich höre ihr Sichelwetzen — und ich suche ihr Bild, und wenn ich über die friedlichen Fluren Europas meinen Blick sende, finde ich nur eine neue groteske Vogelscheuche, einen riesigen „Spatzenschreck." Und ich sehe den entkanzlerten Bismarck, den Schöpfer des Deutschen Reiches und des Dreibundes, in Kissingen ruhig in seine Badwanne steigen und gedenke seines Wortes: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt." Und als alter Protestant höre ich dabei den Lutherwers aus den Tiefen der Jahrhunderte herauf mitklingen:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nit so sehr,
Es soll uns doch gelingen — —
Das Reich muß uns doch bleiben!"

So sehr es mir wider den protestantischen Strich geht, will ich einmal das heutige Papsttum ernst nehmen und zu seiner Hochsommer-Politik einige ernste Betrachtungen eines ernsten Zeitkenners einschalten, anknüpfend an die Enzyklika Novarum rerum, die Leoninische Arbeiter-Epistel.

Zu den Zeichen der Zeit, die allenthalben verkünden, daß wir an einem wichtigen Wendepunkt der geschichtlichen Entwicklung stehen, gehört auch die veränderte Stellung, die das Papsttum neuerdings gegenüber den sozialen und politischen Fragen einnimmt. Die Enzyklika „Novarum rerum", in der sich das Oberhaupt der katholischen Kirche vor zwei Monaten über die soziale Frage aussprach, weicht erheblich von der Auffassung ab, die früher in Rom herrschend war. Einst galt dort die christliche Charitas für genügend, die Arbeiterfrage zu lösen; in der Enzyklika erklärt der Papst feierlich, daß nicht die Kirche allein durch ihre Gnadenmittel und die Werke christlicher Nächstenliebe der schreienden Not abzuhelfen vermöge, sondern daß auch Staat und Gesellschaft neben der Kirche berufen seien, dem Uebel zu steuern. Es heißt in dem

Rundschreiben ausdrücklich: „Die Arbeiter sind vom naturrechtlichen Standpunkte nicht minder Bürger, wie die Besitzenden, d. h. sie sind wahre Teile des Staates, die am Leben der aus der Gesamtheit der Familien gebildeten Staatsgemeinschaft teilnehmen, und sie bilden zudem, was sehr in's Gewicht fällt, in jedem Staat bei Weitem die größere Zahl der Einwohner. Wenn es also unzulässig ist, nur für einen Teil der Staatsangehörigen zu sorgen, den anderen aber zu vernachlässigen, so muß der Staat durch öffentliche Maßregeln sich in gebührender Weise des Schutzes der Arbeiter annehmen. Wenn dies nicht geschieht, so verletzt er die Forderung der Gerechtigkeit, welche Jedem das Seine zu geben befiehlt." Im Einzelnen stellt sodann Leo XIII. die Grundzüge einer staatlichen sozialen Reform fest bis zur Regelung der Lohnfrage, der Errichtung von Arbeiterausschüssen und dem Höchstarbeitstag. Das klingt ganz verschieden von der bisher herrschenden kirchlichen Ansicht, welche dem Staate lediglich die Rolle des Gendarmen und Nachtwächters zuwies und, wie noch auf dem Lütticher Kongreß Bischof Freppel zeigte, der Sozialreform durchaus unfreundlich gegenüberstand. Die Kirche empfand mit wachsendem Mißbehagen, wie die erstarkende Staatsgewalt Schritt um Schritt den Boden einflußreicher Thätigkeit entzog, so namentlich im Schulwesen, in der Armen- und Krankenpflege, und wenn sie über „heidnische Staatsomnipotenz" klagte, so war das von ihrem Standpunkte aus wohl verständlich. Der Staat griff nach ihrer Auffassung in die Sphäre der christlichen Liebesthätigkeit ein, wenn er dem Armen und Schwachen statt des kirchlichen, um Gottes willen gegebenen Almosens einen weltlichen Rechtsanspruch auf Hilfe und Unterstützung gewährte. Indessen der Papst Leo blickt weiter. Er erkennt, daß auch innerhalb der vom modernen Staate gezogenen engeren Schranken ein fast übergroßes Schaffensgebiet der kirchlichen Thätigkeit verbleibt, zumal nach der ethischen Seite hin, welcher der Staat allein nur in unvollkommener Weise gerecht zu werden vermag. Der Papst erkennt ferner mit scharfem Blick, daß dem sozialen Gedanken die Zukunft gehört, und so lenkt er den Kurs der vatikanischen Politik in ein neues Fahrwasser. Daß das Papsttum, in vieler Hinsicht die konservativste öffentliche Gewalt, der Idee des Sozialismus, wenn auch selbstverständlich mit mancherlei Vorbehalten, seine Hul-

digung darbringt, ist sicherlich einer der bedeutsamsten Vorgänge unserer Tage.

Doch Leo XIII. entdeckt neben dem sozialen Gedanken noch andere geistige Strömungen unserer Zeit, denen seiner Meinung nach eine große Zukunft bevorsteht: die demokratische und die mit ihr verbundene republikanische Idee. Wir wissen nicht, wie der Papst über die Befähigung des Staates der Hohenzollern zur Lösung der sozialen Frage denkt, gewiß aber ist, daß er zu sehen glaubt, wie die katholischen Monarchien dieser Aufgabe nicht gewachsen sind, und wie sie langsam der Demokratie und der Republik verfallen. Er löst darum die Bande, die so lange Jahrhunderte das Papsttum mit der Monarchie verknüpften, und bietet seine Hand der demokratischen Republik, Frankreich. Der Entschluß dazu mag dem alten Papste nicht leicht geworden sein. Leo XIII. hat, wie der „Figaro“ erzählt, drei Stunden lang am Grabe des heiligen Petrus gebetet und „Haupt an Haupt, Herz an Herz mit dem Apostelfürsten den Stimmen der Tiefe gelauscht.“ Was sie ihm zugeflüstert haben, zeigt die Haltung des Kardinals Lavigerie und des Bischofs von Grenoble, Fava, welche im Namen des heiligen Vaters die Versöhnung mit der Republik und die Abwendung vom Royalismus erfolgreich predigen. Auch der neue Nuntius in Paris, Msgr. Ferrata, hat sich über die Ideen, welche den Papst leiten, ausgesprochen. Dem „Eclair“ zufolge erklärte er: „Die über alle Parteien gestellte Kirche beansprucht die göttliche Einrichtung für sich allein. Ich weiß wohl, daß die entgegengesetzte Meinung in Frankreich sich vom 17. Jahrhundert an geltend machte. Das göttliche Recht dehnte sich damals in der nämlichen Weise auf die königliche Macht aus, und eine gewisse Schule bemühte sich, das Königtum jeder Bewachung zu überheben. In Wirklichkeit erneuerte man den Typus des asiatischen Herrschers. Ihre Thesis stützte sich auf viele Texte des Alten Testaments und sehr wenig auf das Evangelium. Es gelang ihr, die Geister zu verführen, und Katholizismus und Royalismus wurden gleichbedeutend in Frankreich. Meiner Ansicht nach war das ein Unglück sowohl für Ihre Nation als auch für die Kirche. Ihre Könige wurden unumschränkte Herrscher, verloren aber ihre Volkstümlichkeit. Sie traten dem Blitz zu nahe und wurden niedergeschmettert. Kardinal Rampolla gab in seinem Schreiben den französischen Katholiken den Rat,

ihre Sache von den alten politischen Parteien zu trennen, das heißt, einfach in die Republik einzutreten, weil sie sonst ihre Kraft in einem hoffnungslosen Kampfe vergeuden würden. Dieser Rat ist nicht nur klug, sondern stimmt auch überein mit der kirchlichen Lehre: Non est potestas nisi a Deo. Nebeninteressen royalistischer Parteien wie in Frankreich können ihr gegenüber nicht bestehen.

Wenn die päpstlichen Pläne auch im Hinblick auf die für die Zukunft vermutete Entwickelung der europäischen Staatenverhältnisse gefaßt sein mögen, so stehen sie doch sicher auch in engster Beziehung zu dem noch näherliegenden Wunsche einer möglichst baldigen Wiederherstellung des Kirchenstaates, die, wenn auch kein Dogma, so doch als eine Forderung gilt, deren Ableugnung dem gläubigen Katholiken als Ketzerei angerechnet wird. Es ist indessen nicht zu ersehen, wie diese Wiederherstellung anders erfolgen könnte als durch gewaltsame Zertrümmerung des Königreichs Italien, d. h. also durch einen Krieg Frankreichs mit dem Dreibunde.

Drum gilt auch das Sichelwetzen der schönen Augenblicksbrüderschaft Vatikan-Frankreich-Rußland dem verhaßten Dreibund. Ist dessen Zersetzung oder Beseitigung einmal erreicht, dann können sich die lateinischen Republikaner unter dem Protektorat des Papstes die Hand reichen, mit den Resten der Monarchie in ihren Landen aufräumen und den Bund der vereinigten lateinischen Völker von Europa (Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Rumänien) in Szene setzen. Je demokratischer diese große Zukunfts-Republik sich auswächst, desto freier kann sich der Klerikalismus oder Papismus in ihr entfalten und sich die Oberherrschaft sichern. In einer aristokratischen Republik, wie einst in der von Venedig, wird immer das weltliche Patriziat herrschen und den Klerikalismus zwingen, sich auf seine geistliche Domäne zu beschränken; in einer religiösen Demokratie hingegen werden die papistischen Priester immer Mittel und Wege ausfindig machen, solche Männer ans Ruder zu bringen, welche sich der kirchlichen Macht willig fügen. Und fügen sie sich einmal nicht, so werden sie mit Gottes Hilfe einfach hinausgeschmissen.

Dies ist der schöne Zukunftstraum des Vatikans und seines internationalen Anhangs. Die katholischen Monarchien wissen also, wessen sie sich vom Statthalter Gottes auf Erden zu versehen haben.

Es besteht für sie nur noch die kurze Frist bis zur Einrichtung der päpstlichen Republik in Europa. Der himmlische Segen wird natürlich der päpstlichen Republik der vereinigten Staaten von Europa nicht fehlen. Jedoch muß zu vollem Gelingen noch ein anderer hinzukommen: Der Segen Rothschilds. Also gilt es, auch die Börse der päpstlichen Politik gefügig zu machen. Die Börse geht immer mit dem, der ihr den größten Profit sichert . . .

Und dann? Ja, der Humor wird trotzdem nicht aussterben in der Geschichte. Denn auch die republikanische, von Rothschild gesegnete Papstherrlichkeit wird nur ein Interregnum bedeuten, und wenn es die Herren Priester so getrieben haben werden, wie sie es immer zu treiben pflegen, wenn sie die Zügel vollständig in der Hand haben, bis zum Widersinnigen nämlich und Unerträglichen, dann werden sich die republikanischen Völker irgend einen starken König oder Kaiser suchen, der die übermütige Klerisei zu Paaren treibt und die Kirche gründlich bändigt, damit ihre Bäume nicht allzu üppig in den Himmel wachsen.

Dann kann der alte Tanz auf's Neue beginnen.

Der alte Tanz? Das heißt, wenn nicht die unterdrückten Stände im alten Europa bis dahin ihre Fesseln brechen und durch die Sozialisierung der Erwerbs-Gesellschaft eine Rollen-Verteilung herbeiführen, von der sich sogar die klugen Herren im Vatikan, die heute so kühn mit dem Feuer spielen, noch nichts träumen lassen.

Es hat sich nämlich inzwischen auch noch das Merkwürdige ereignet, daß in immer weiteren Kreisen die Ansicht in Fleisch und Blut der besseren Menschen übergeht, daß die Völker von der Politik allein und von der politischen Machtverschiebung der herrschenden Häuser und Stände untereinander nicht leben können. Daß die wirtschaftliche Umgestaltung der Welt viel interessanter und ergiebiger ist, als die formalistisch-politische, sehen sogar schon die gutmütigsten Kannegießer ein, weil hier Faktoren auf das Gehirn mitwirken, die ganz unabhängig von Kirche, Religion und Politik ihren festen Punkt in der Welt gefunden und von da aus schon einen beträchtlichen Siegeslauf sich geleistet haben: Handel und Verkehr im Zeichen der neuen Techniken und Wissenschaften. Und kommt dazu ein neuer Idealismus, der nicht wie der alte die Sachen auf den Kopf stellt, sondern alle Dinge an ihre natürliche, frucht-

bare und schöne Stelle rückt, der nicht die Geister in Träumereien bannt, sondern zu kraftvollem löblichen Thun entfesselt und anspornt, der in Wissenschaft, Litteratur, Kunst und Dichtung dem reichen Individualismus der schöpferischen Geister das höchste Maß von Freiheit gewährt und jede bureaukratische Zensur beseitigt: könnte dann der Menschheit nicht auch ein neuer Begriff vom Leben, ein neuer Begriff von menschlicher, lebendiger Moral und Pflicht aufgehen, gleich wie nach Oel und Gas, die ja zu ihrer Zeit auch ganz respektabel waren, der Menschheit die wunderbaren, alles überstrahlenden elektrischen Sonnen aufgegangen sind?

Politische Freiheiten und Formveränderungen sind nichts Reelles für den, der in wirtschaftlicher Sklaverei schmachtet; wirtschaftliche Befreiung ist nichts Heilbringendes, wenn die Geister dumpf und die Gemüter ohne Feuer und Schwung und Adel bleiben. Wie nun, wenn es sich fügte, daß aus der Zersetzung der alten Welt, an der Priester und Politiker so emsig arbeiten, ein Gebilde sich entwickelte, das Leibliches und Geistliches zugleich in die rechte Sonne der Freiheit erhöbe und mit mächtigem Segen all' das Blut und die Thränen befruchtete, die von der geknechteten Menschheit in der alten Welt vergossen werden mußten?

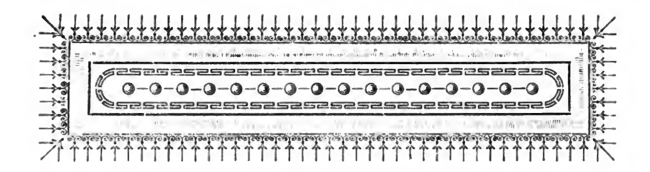
Ich schenke Euch Euer Fin de siècle und Eure Hochsommer-Politik, laßt mir meinen heißen, kräftigen, sonnigen Hochsommer-Glauben!



V.

Gedanken-Falschmünzerei.





Wenn irgend etwas beweist, wie weit unser deutsches Volk um die Klarheit der Begriffe und um die Schärfe des Gewissens in allen öffentlichen Fragen des Staatslebens gebracht worden ist, so ist es die Haltung der Parteipresse jener Volksteile, welche sich mit Pharisäerhochmut als die einzigen und unerschütterlichen Stützen des Staates austrompeten, sich mit gewaltigen Phrasen den unerreichbar hohen Vorzug der Ordnungstifter beilegen und jeden als Umstürzler und gemeingefährliches Subjekt bei der hohen Obrigkeit anschwärzen, der in Fragen der Gesellschaftswissenschaft, der Moral, der Litteratur und Kunst u. s. w. seine eigene Meinung vertritt und nicht mit irgend einer alten Parteiheerde durch Dick und Dünn trampelt.

Nächst der ultramontanen war es nicht am wenigsten die nationalliberale Parteipresse, welche sich in einer Vergewaltigung des öffentlichen Geistes nicht allein, sondern auch in einer Verfälschung und Verdrehung abweichender Ansichten und Bestrebungen gefiel, daß einem rechtlich denkenden Manne das Blut vor Empörung kochen mußte. Aber wie selten regte sich bei den besseren Mitgliedern der Partei selbst etwas wie Ekel vor diesem würdelosen Preßgebahren und wie noch seltener trat der Fall ein, daß ein Parteigenosse zur Feder griff, um die geschändete Wahrhaftigkeit öffentlich zu rächen und seinen Leuten einmal gründlich hinter die Maske zu leuchten!

In der letzten Zeit ist es der ehemalige nationalliberale Abge-

ordnete Kulemann gewesen, der all' seinen männlichen Mut und persönlichen Unabhängigkeitssinn zusammen nahm, um in einer etwas zahm geratenen Erklärung in der Magdeburger Zeitung den rheinisch-westfälischen Industrie-Größen, soweit sich dieselben äußerlich zur nationalliberalen Partei bekennen, den Text zu lesen. Abgesehen von der besonderen Veranlassung hiezu, die als politischer Einzelfall mit dem Tag gekommen ist und mit dem Tag ihr Interesse verloren hat, sind die Worte des Herrn Kulemann an sich kennzeichnend genug, um als symptomatische Erscheinung einer Empörung des Einzelgewissens gegen die Parteityrannei festgehalten zu werden. Die rheinisch-westfälische Zeitung hatte sich die gewöhnliche Dreistigkeit gestattet, das arbeiterfreundliche Entgegenkommen eines nationalliberalen Volksvertreters als „unwürdig“ und „demagogisch“ zu bezeichnen und dessen Recht, sich ferner zur nationalliberalen Partei zu zählen, frech zu bestreiten. Diesen Angriffen gegenüber erklärte Herr Kulemann zu Gunsten seines verfehmten Parteigegenossen u. a.:

„Es ist tief traurig, daß unsere rheinischen Großindustriellen so wenig Verständnis für unsere Zeit besitzen, daß sie einer Forderung Widerstand leisten, die wie kaum eine andere geeignet ist, eine soziale Versöhnung anzubahnen, indem sie das gewährt, was der Kaiser mit klarem Blicke als das erste Erfordernis zur Besserung bezeichnete, nämlich das „Fühlung halten“ mit den Arbeitern, und indem sie Ernst macht mit dem „Verhandeln auf dem Boden der Gleichberechtigung“, das nicht entfernt den berechtigten Anforderungen der Disziplin innerhalb des Betriebes zu nahe tritt, aber allerdings ein Ende macht mit dem Zustande, wo der Arbeiter schlechthin als der Untergebene behandelt wurde, der schweigend die Befehle seines Herrn entgegenzunehmen hatte. Hier ist der Punkt, wo sich unsere Wege scheiden. Es ist nach meiner Ansicht die wichtigste Aufgabe, welche die nationalliberale Partei zu erfüllen hat, um wieder zu einer gesunden, kräftigen Stellung im Volks- und Staatsleben zu gelangen, daß sie diejenigen Elemente von sich ausscheidet, die dem großen Zuge der Zeit sich widersetzen, indem sie innerlich überlebte soziale Zustände eigensinnig festzuhalten streben.“

Mit diesem schlichten Bekenntnis des ehrlichen Mannes hat natürlich der gute Herr Kulemann sich arg an den „bewährtesten Grundsätzen und Gepflogenheiten der Partei“ versündigt und es wird ihm über kurz oder lang blühen, daß er als räudiges Schaf von der gesunden frommen Herde ausgestoßen wird.

Wir in Süddeutschland, speziell in München, haben es aber nicht einmal so gut wie Herr Kulemann in Magdeburg und Umgegend. Die Tyrannis unserer Ultramontanen und Nationalliberalen arbeitet in der Presse mit ganz anderen Mitteln gegen jene Volksmänner, die, auf dem Boden der kaiserlichen Sozialreformgedanken stehend, mit den Arbeitern auf dem Fuße der „Gleichberechtigung“ verkehren und „innerlich überlebte soziale Zustände“ auf dem Wege friedlicher Entwickelung beseitigt sehen möchten. Hier wird nicht mehr mit Ausdrücken wie „damagogisch“ oder „unwürdig“ operiert, hier heißt es gleich: Umstürzler im Frack, Atheist, Nihilist — und der erste beste Reporter schreibt kaltblütig auf seine Zeitungstafel: die Herren X, Y, Z wollen unter dem Vorgeben, im Volksleben, in Litteratur und Kunst gesündere Zustände oder die sogenannte „Moderne“ anzubahnen, einfach „Gottesglauben und Religion, Sitte und Sittlichkeit über den Haufen werfen und den puren Atheismus nebst dem Kultus der natürlichen Sinnlichkeit an deren Stelle setzen.“

Als Ende Januar 1891 die „Gesellschaft für modernes Leben“ in München zum erstenmal in die Oeffentlichkeit trat, da verkündigte das Organ der bayerischen Zentrumspartei im üblichen Tone der Unfehlbarkeit:

> „Diese hier in München aufstrebende modern-realistische Strömung verdient die schärfste Aufmerksamkeit, denn sie stellt eine eminente Gefahr für die Zukunft dar. Obwohl gesellschaftlich durch eine breite Kluft geschieden, durch eine Kluft, die so weit auseinandergähnt wie der krasse Unterschied zwischen harter Arbeit und schöngeistiger Tändelei, zwischen Entbehrung und lachendem Genuß — steuern diese beiden Flügel des modernen Sozialismus doch einem und demselben Ziele zu, dem Umsturz der ganzen christlichen Weltanschauung und damit dem Ruin unseres ganzen auf dieser beruhenden Gesetzes-, Kultur- und Sittensystems. In erster

Linie richtet sich naturgemäß der Kampf gegen die christliche Religion und die christliche Gottesidee als solche, die ja der Ausgangspunkt der gottlob heute noch herrschenden Ideen von Sitte und Zucht, von Ehre und Familienleben u. s. w. sind. Es ist ein geradezu lächerliches Beginnen, wenn die Hauptwortführer der „Modernen" jetzt vor der Oeffentlichkeit den Schein wahren möchten, als hätten sie Gott und die christliche Gottesidee nicht in den Bereich ihrer alles zersetzenden und alles negierenden Kritik gezogen. Das nennt man dem Publikum Sand in die Augen streuen wollen."

Und das ultramontane „Münchener Fremdenblatt" konnte sich dabei den Luxus leisten, die nationalliberale „Augsburger Abendzeitung" (ein in der Bourgeoisie und Beamtenwelt weitverbreitetes, seinem Verleger Millionen einbringendes Blatt) als edle Kampf- und Gesinnungsgenossin zu zitieren und mit ihr Arm in Arm vor der Front aufzumarschieren:

„Hören wir doch, wie ein liberales, ultramontaner Anwandlungen gewiß unverdächtiges Blatt, die Augsburger Abendzeitung, über die erste öffentliche Manifestation der Gesellschaft für modernes Leben sich ausläßt. Die Abendzeitung berichtet: Unter dem modernen Geiste, der die neue Gesellschaft durchwehen soll, versteht der Vortragende (Dr. Conrad) die durch die moderne Naturforschung großgezogene atheistische Weltanschauung, welche mit rücksichtsloser Aufklärung zeigt, daß hinter dem verschleierten Bilde, vor dem der fromme Glaube in Andacht betet, ein leeres Nichts ist, vor dem man nicht mehr in Furcht zu schweben braucht. Diese Angst vor dem Unbekannten, welche in Kultus- und Lebensgewohnheiten sich abspiegelt, ist es vornehmlich, welche den feigen Gewohnheitsmenschen abhält, mit den bestehenden Anschauungen in Kunst, Litteratur und Wissenschaft zu brechen. Diese Angst muß ihm benommen werden und dies kann nicht erfolgreicher geschehen, als dadurch, daß sich in den Zentren des geistigen Lebens Gesellschaften derer bilden, die weitblickenden, besonnenen Geistes jener Vorurteile sich schon mit starker Hand entledigt haben und nun mit gutem Bei-

spiele, die große Masse sich nachziehend, vorangehen. — Der Atheismus, die Leugnung Gottes ist also die notwendige Voraussetzung der Zugehörigkeit zu dieser modernen Gesellschaft, der fromme Glaube an Gott, die positive Religion muß rücksichtslos bekämpft, die Furcht vor religiösen Vorstellungen muß gebrochen werden. Ganz genau so lehren die sozialistischen Agitatoren, mit dem Unterschiede vielleicht, daß sie ihre Worte etwas weniger vorsichtig abwägen und mit etwas mehr Mut das, was sie bekämpfen wollen, beim rechten Namen nennen. Wir erheben laut und eindringlich unseren Warnungsruf an Alle, denen die bestehende göttliche Weltordnung und unser ganzes christliches Gesellschafts- und Kultursystem am Herzen liegt, wir fordern sie auf, offen Front zu machen, gegen eine „Gesellschaft", welche . . ." und so weiter in dem bekannten Kapuzinadenton der klerikalen Hetzpresse.

Und die zitierte nationalliberale „Augsb. Abendzeitung" Schulter an Schulter mit dem frommen Eiferer im „Fremdenblatt?"

Jawohl, diesmal hatte sie sich ein Stücklein von Perfidie und Gedankenfalschmünzerei von ihrem anonymen Berichterstatter leisten lassen, das in den Annalen der journalistischen Lügenwirtschaft nicht seines gleichen hat, denn das ganze Referat über den Conrad'schen Vortrag*) ist von A bis Z, Lessingisch geredet, „erstunken und erlogen." Die Absicht des anonymen Falschmünzers, der in dem Lager der seinerzeit in der „Gesellschaft" angenagelten „Schleicher und Genossen" sein Standquartier haben dürfte, ist trotz der vorgenommenen Maske des harmlos objektiven Tones leicht zu erkennen. Die erbärmlich giftige Seele erstrebte nichts Geringeres mit dieser schurkischen Referentenleistung, als den Vorsitzenden der „Gesellschaft für modernes Leben" in Untersuchung und Prozeß wegen Angriffe auf anerkannte Religionsgesellschaften, Dogmen u. s. w. zu verwickeln und, so ergebnislos dieser Gerichtsversuch auch verlaufen müßte, damit den jungen Verein selbst dermassen in Mißkredit zu bringen, daß kein braver Bürgersmann in der Haupt- und

*) Derselbe ist inzwischen als erstes Heft der „Münchener Flugschriften" erschienen und kann durch die Druckerei und Verlagsanstalt von Max Poeßl, Goethestr. 3, München, um 10 Pfg. bezogen werden.

Residenzstadt München mehr wagen dürfte, seine Versammlungen zu besuchen, ohne in Verruf zu kommen.

Es ist die einfache Schreckensherrschaft, welche diese ehrenwerten Preßhelden des Ultramontanismus und Nationalliberalismus in Bayerns Hauptstadt errichten möchten. Nachdem sie das lesende Publikum Jahrzehnte lang mit dem Stoffwechselprodukt ihrer Geschäftspolitik geimpft, sind sie nun doch entsetzt, daß ihre Lymphe so wenig gewirkt und vor dem „Tuberkelbazillus der Modernen“ vollständig versagt. Die Künstler, die Schriftsteller, die Sozialpolitiker, die Akademiker, sie alle, die in jugendlicher Kraft und Blüte dem neuen Geiste huldigen und auf neuen Bahnen nach dem Vorbilde des jungen deutschen Kaisers befriedigendere Zustände im geistigen und materiellen Volks- und Einzelleben erstreben, sie haben sich von dem Bann der ultramontanen und nationalliberalen Partei- und Kliquenwirtschaft freigemacht. Wie können sie wieder in die alte Fessel zurückgezwungen werden? Das ist die Frage. Und darauf wissen die Schildknappen der alten Parteien keinen anderen Rat als den: Verbreiten wir Schrecken in allen Farben! Drohen wir in allen Tonarten und Lautgraden mit dem Ende der Welt! Verhetzen, verleumden, verdrehen, verfälschen wir ungescheut Tag für Tag was zu verhetzen, zu verleumden, zu verdrehen, zu verfälschen ist! Brüllen wir einzeln und im Chorus spät und früh das nämliche Lied: W i r sind der Staat, w i r sind die Kunst, w i r sind die Dichtung, w i r sind die Sitte und die Sittlichkeit, w i r sind die Religion und die Philosophie — außer uns kein Heil! — —

Und damit das schreckliche Lärmkonzert ausgiebiger wirke und auch die kleinen Leute, das „niedrige Volk“, etwas Erkleckliches abbekommen, werden die Drehorgelmänner der kleinen Volkspresse mit ihren sentimental-hanswurstigen Leierkastenstückchen in Dienst genommen und die gefügigen Reporter, die arbeitsuchend auf dem journalistischen Neuigkeitsmarkt herumspähen, um ein Billiges angeworben, damit auch die auswärtige Presse vom Neuen Tagblatt am Nesenbach bis zum Buxtehuder Lokalanzeiger etwas Zuverlässiges erfahre von den schauderiösen Dingen, die sich in Deutschlands erster Kunststadt an der Isar ereignen — — —

Es wär' zum Lachen, wär's nicht so ernst als Zeichen der Zeit und als Beweis, wie weit unser deutsches Volk in der Ver-

dummung gediehen ist, da eine solche Hunde-Komödie von den Vertretern der „öffentlichen Meinung" überhaupt, wenn auch mit noch so winziger Hoffnung auf Erfolg, in Szene gesetzt werden kann.

Reich' mir das Waschbecken, Pumpanella!

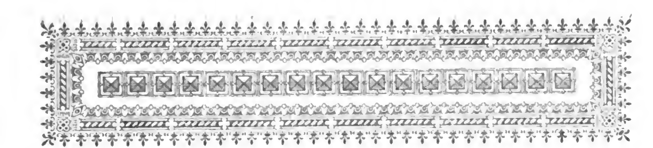
Erst die Hundepeitsche! ruft Fantasio.

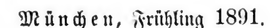
Nein, mein Hausgeist. Die überlassen wir doch lieber den modernen Reserveleutenants und ihrer frommen Schneidigkeit. —

VI.

Brief an einen Atheisten.







München, Frühling 1891.

Sie haben kurzen Prozeß mit unserem Bunde und — ein wenig auch mit Ihrer werten Persönlichkeit gemacht, guter Herr! Sie bekennen, daß Sie der „Gesellschaft für modernes Leben“ Ihren Austritt erklären mußten, weil Sie „durch und durch auf dem Boden des Atheismus stehen“ und ein Mitglied jener Gesellschaft öffentlich von sich ausgesagt habe, nicht auf dem Boden des Atheismus, sondern auf dem des Evangeliums zu stehen, und das könne Ihres Erachtens ein „moderner“ Mensch nie und nimmer.

Achtung vor Ihrem „Erachten“ wie vor jeder ehrlichen Meinung, so fragwürdig sie auch sein möge.

Ihrem Atheismus wäre zwar in der „Gesellschaft für modernes Leben“ kein Haar gekrümmt worden, denn es ist ein wesentlicher Grundzug der Modernen, ausgedehnteste Duldung in allen religiösen Angelegenheiten zu üben, keinerlei theologische Lehrmeinung zu vertreten, keinerlei religiöses Dogma zu protegieren oder zu proskribieren, sondern uns — als kameradschaftlich verbundene Gesellschaftsmenschen — nur an die positiven Ergebnisse der sozialen Wissenschaften, an die positiven Leistungen des modernen Geistes in Kunst und Dichtung zu halten, ohne den Wissenschaftlern, Künstlern und Dichtern ihren Katechismus abzufragen. Aber Sie fürchten nun einmal für Ihren Atheismus, für Ihr Dogma, es ist Ihnen peinlich, mit Strebensgenossen, die nicht bis auf's Tüpfelchen Ihren gläubigen Unglauben teilen, sich zu melieren, auf gemeinsamem Menschheits-

boden, fern aller Theologie, dem gemeinsamem Ziele der Steigerung und Bereicherung des geistig schöpferischen Lebens, der Verbesserung und Verschönerung unserer sozialen Zustände arbeitend und kämpfend, leidend und streitend zuzustreben. Sie wollen Ihren Privat-Atheismus und Ihre Privat-Modernität fein abgesondert für sich haben. Und außer Ihrer Privat-Modernität und Ihrem Privat-Atheismus erblicken Sie nirgends Heil. Alle Menschen sollen nach Ihrer Façon atheistisch und modern sein, d. h. Sie fordern geistige und gesellschaftliche Uniformierung und verweigern den Andern, was Sie als Recht für sich in Anspruch nehmen: die individuell geartete, in sich gefestete Persönlichkeit!

Mein guter Herr, mit dieser Ihrer atheistischen Schablone scheinen Sie mir eher in die Vergangenheit, als in die moderne Welt zu passen. Oder sind Sie einmal ein so scharfer Theist gewesen, daß Sie jetzt, nach Ihrer Häutung, ein doppeltes Bedürfnis spüren, den Atheisten herauszukehren und das A fett zu drucken und zu unterstreichen? Oder glauben Sie, daß nur die lautesten Bekenner freie Männer sind, daß nur Diejenigen wahrhafte Selbstherrlichkeit besitzen, welche am ungestümsten mit alten zerbrochenen Ketten rasseln? Glauben Sie nicht, daß es noch ein guter Rest Sklavengeist und Sklavenmanier ist, mit der revolutionären Etiquette zu prahlen und gewaltige Tiraden über die eigene stolze Unabhängigkeit in die Welt zu donnern? Kennen Sie nicht Nietzsches boshaftes Wort vom „Sklavenaufstand in der Moral?“ Glauben Sie nicht, daß dasselbe auch vom Sklavenaufstand in der Religion gelten könnte?

Daß ich als zufällig christlich geborener und protestantisch erzogener Mann in allen sozialethischen Fragen meine Wehr und Waffen, namentlich wider die römelnde Klique, aus dem Arsenale des neuen Testamentes nehme, daß ich mich als Streiter für die hehren Ideale der Gerechtigkeit, der Menschenliebe und der Menschenwürde auf den Boden des Evangeliums stelle, hat bis jetzt noch keinem meiner Kameraden den Geschmack an mir verdorben. Wäre ich zufällig ein jüdisch geborener Mann, so würde ich mich in diesen Fragen des Gemütes und seiner Idealität auf den Boden des Talmud stellen; denn im Talmud steht geschrieben: „Menschenliebe ist das erste Wort der Thora, Menschenliebe ist ihr letztes.“ Evangelist und Talmudist können sich als soziale Kämpfer brüderlich

die Hände reichen und Schulter an Schulter marschieren, denn es beseelt sie ein Geist, es beglückt sie im Frieden wie im Streit ein Ideal. Sie, mein guter Herr, versichern, daß Sie das als moderner Atheist nicht vermögen und scheiden aus unserem Bunde. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." Sie sind ein kalter Fanatiker Ihres Glaubens oder Nichtglaubens. Ich bin keiner und meine hiesigen Kameraden, so weit ich sie kenne, auch nicht. Und wenn nur eine geringe Zahl oder kein einziger von ihnen das vom Evangelium hielte, was ich davon halte, so würde es doch niemand einfallen zu bestreiten, daß man als evangelischer Mann am rechten Ort Milde und Versöhnlichkeit walten lassen kann und am rechten Ort eine sittliche Empörung und Schneidigkeit entwickeln gegen Heuchelei und Scheinheiligkeit, gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer, gegen Buchstaben- und Zeremoniendiener, gegen die ganze sozialethische Verlotterung und Verlumpung — wie selbst der sittlich höchststehende Atheist nicht besser vermöchte in seinen begnadetsten Stunden.

Aber, sagen Sie mir, guter Herr, steht der Atheist etwa schon um seines geliebten Atheismus willen sittlich höher, als ein anderer Mann, der von Atheismus und Theismus gleich wenig wissen mag; hat der Atheist ein besseres Herz für das Volk, ist er edler, dienstfertiger, opferbereiter, kampfmutiger als wir anderen, nur um deswillen, weil er sich rühmt, Atheist zu sein und seinen ausgezeichneten Atheismus in Wolle und Watte wickelt und ihm Klystiere giebt und Kamillenthee und ihm ein Kachenez umbindet, damit er bei guter Gesundheit bleibe und sich keinen Schnupfen hole?

Ach, ihr modernen Zärtlinge, die ihr im Sommer in einer Villa am Rhein und im Winter in einer Villa in Italien eure Starkgeistigkeit bebrütet und zwischen üppigen Gelagen Welterlösungsverse drechselt, während der evangelische Menschensohn, über den ihr euch so erhaben dünkt, hungerte und dürstete und nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte und um der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe willen eines infamen Todes am Galgen starb, — wie armselig seid ihr doch in eurem Reichtum an Geist und Gut und konsequenter Modernität!

Und nun, guter Herr, Sie haben Ihren Austritt erklärt und Abschied von uns genommen und, mutmaßlich um uns den Trennungsschmerz zu versüßen, mit bewegten Worten erklärt, wie „furchtbar

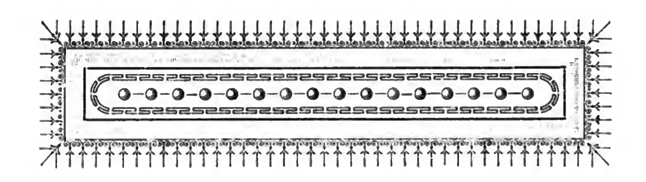
leid" Ihnen das thue und wie wir Ihnen Ihre „Offenheit nicht übel nehmen" möchten u. s. w. Wozu diesen Aufwand von Sentimentalität in einer so ganz einfachen und natürlichen Sache? Es giebt Austritte und Abschiede, die auf den Zuschauer wie ein Hinauswurf wirken. Das mag für den Betroffenen ergreifend sein. Wir Zurückgebliebenen können in diesem Falle dieses Gefühl nicht teilen, denn wir haben nichts von dem „furchtbaren Leid" verspürt. —

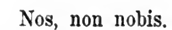


VII.

Die Unfehlbaren.







Nos, non nobis.

Einer der bekannteren sozialdemokratischen Publizisten jüngerer Ordnung hat uns die Ehre angethan, seine Arbeiter-Leser über unsere „Gesellschaft“ aufzuklären. Wir erscheinen dabei natürlich in einem wenig anmutenden Bilde. Unsere Mitarbeiter mußten sich's gefallen lassen als „Klique der Gesellschaft“ eingepfercht zu werden, und über unseren politischen Standpunkt wurde die wunderliche Fahne „freikonservativ“ aufgepflanzt. Man sieht, der Mann kennt uns ganz genau, erschreckend genau. Er ist seit sechs, sieben Jahren den Entwicklungsspuren unserer „Gesellschaft“ treulich gefolgt und hat sich alles exakt aufgeschrieben. Er urteilt mit einer überwältigenden Kompetenz. Da verfängt kein Einwand, kein Widerspruch mehr. Darf man von Kleinem auf Großes schließen, so hat unser Kritikus in den höchsten sozialen und kulturellen Fragen eine Sicherheit des Urteils, die ihm einen Ehrenplatz im Areopag der modernen führenden Geister über kurz oder lang verschaffen muß. Der Mann ist einer von den großen Unfehlbaren. Um heutzutage überhaupt etwas zu sein, muß man wenigstens unfehlbar sein. Das ist die Voraussetzung von und zu allem, die Unfehlbarkeit. Der Papst in Rom hat mit seinem Infallibilitäts-Dogma, das er vor zwanzig Jahren mit so viel Müh' und Schweiß und Ach und Krach durchgebracht, sehr rasch Schule gemacht. Es wirkt heute geradezu spaßhaft, wenn man sich die damalige Opposition gegen diese schöne und nützliche Lehre vergegenwärtigt. War das ein Kämpfen und Wüten allerorts, ein Prote-

stieren und Sichverwahren gegen die angebliche Ungeheuerlichkeit der neuen Lehre! Und siehe da — die Ungeheuerlichkeit hat sich ganz glatt in die alte Ordnung der Dinge eingeschoben. Das Ungeheuerliche ist zum Alltäglichen geworden. Nicht der Papst allein, alle Welt ist heute unfehlbar. Papst und Welt haben sich nichts mehr vorzuwerfen, sie vertragen sich gegenseitig als Ebenbürtige zum Entzücken. Für das Papsttum hat dies freilich einen kleinen Nachteil: es hat dogmatisch keinen Vorsprung mehr. Es ist eingereiht in die Gewöhnlichkeit alles Irdischen. Es ist um das Monopol seiner Außerordentlichkeit gekommen. Ein Monopol, das Gemeingut geworden, hat sogar den historischen Nimbus aus jener Zeit, wo es eben noch ein echtes und gerechtes Monopol war, verloren. Seht einmal genau hin: keine Spur von überirdischem Glanz mehr über dem Papsttum! Der kleine Papst Windthorst in Deutschland wußte bekanntlich in seiner guten Zeit politische Situationen herbeizuführen, wo er die Zentrumskatholiken im Reichstag nach eigenem Gutbefinden marschiren ließ und zu dem großen Papst im Vatikan hinüberrief: Mit Verlaub, das versteh' ich besser, heiliger Vater, duck' dich!

Alle Welt unfehlbar, nach dem Gesetz der Selbsteinschätzung das jede Selbstunterschätzung verpönt, unfehlbar, von den senilsten Jubelgreisen, den bemoostesten Häuptern bis herab zu den krassesten Füchsen, unfehlbar in allen Angelegenheiten, welche von der Entwickelung der Politik, der Kunst, der Litteratur, der Wissenschaft, kurz der Kultur überhaupt zur Diskussion gestellt werden — das Ideal ist erreicht! Die alte Schlangen-Prophezeiung ist über alles Maß in Erfüllung gegangen: „Ihr werdet sein wie Gott und wissen was gut und böse ist." Man schlage das erste beste Tageblatt, die erste beste Fachzeitschrift auf, man höre den ersten besten Parteisprecher, den ersten besten Prediger oder Tafelredner — es ist einfach paradiesisch. Das apostolische Pfingstwunder ist die reinste Armseligkeit dagegen.

Der schöne Zustand hat nur ein Unangenehmes: Jeder ist unfehlbar auf seine Weise. Keine Gleichheit und Brüderlichkeit im Unfehlbaren, sondern schrankenlosester Kampf vom einen zum andern. Damit stehen wir vor dem Chaos im Unfehlbarkeitswahn,

vor einer Befehdung und Auflösung und Zerstörung, wie sie die Welt noch nicht gesehen.

Die Losung heißt heute: Wer gegen mich ist, den zerschmettere ich, denn ich allein bin Herr im Lande.

Damit springt die Katze wieder auf die alten Füße: Das Recht, also auch das Recht der unfehlbarsten Unfehlbarkeit, wohnt bei dem Mächtigsten. Und der Mächtigste zu sein über allen, das ist des Unfehlbarkeitswahnes höchster Ehrgeiz, danach leckt er alle zehn Finger. Herrschen! Unumschränkt, nicht anarchisch, sondern innerhalb der Formen der alten Ordnung, vom Glanze des Historischen umflossen! Eine Art Feudal-Despot in pikanter moderner Tunke! Wie geheimer Feuerbrand kitzelt und züngelt diese Sehnsucht nach Macht durch alle Kanäle und Schichten des heutigen Volkes, unten angefangen beim kleinsten Streber, bis hinauf in die obersten Regionen. Ich! Ich! Ich! So wird alle Freiheit bedroht und eine unheilvolle Spannung sondergleichen hervorgerufen. Aber wer fragt noch nach der Freiheit des Andern? Es gilt also, die größte Summe von Machtmitteln zu sammeln, um die eigene Unfehlbarkeit über die der anderen zu erhöhen.

Von brutalen Machtmitteln zunächst auf dem Kriegsschauplatze der auf die Materie schwörenden Welt: die größte Summe von Millionen in gemünztem oder Schein-Geld; die größte Summe von Spießen, Schwertern, Flinten und Kanonen allerneuester Technik mit den dazu gehörigen Menschenheeren; die größte Summe von Maschinen, Fabriken, allerlei Werkzeugen und den bedienenden Haufen von Lohnsklaven männlichen, weiblichen und kindlich-sächlichen Geschlechts; die größte Summe von Kirchen, Klöstern, Schulen, Vereinen, Bruderschaften, Pfründen und Stiftungen und dem blind ergebenen, gläubig-agitatorischen Menschenmaterial; die größte Summe von Zeitungen, Parteianhängern, Stimmvieh. — — Dazu die Kreuzungen und Verbindungen der verschiedenen Machtkreise unter sich zur Herbeiführung stärkster Augenblickserfolge: Allianzen in der Politik, Kartelle zwischen den Parteien, Syndikate und Ringe in Produktion und Handel, um wirtschaftliche Despotien zur planmäßigen Plünderung auf die Beine zu bringen, und dergleichen unheimliche Herrlichkeiten mehr, von denen frühere Jahrhunderte wenig wußten.

Der Segensspruch darüber? Die sentimentalen politischen Romantiker träumen: Vernichtungsreife, Götterdämmerung von heut auf morgen. In ihrem ängstlichen Köhlerglauben taxieren sie die Kraft des trägen Beharrungslebens zu gering. Die Welt ist zäh. Die konservierende Macht der Dummheit bewegt sich in den höchsten Ziffern.

Vorerst ist auf diesem modernen Theater, dieser „freien Bühne" der Materialisierung und Massenanhäufung aller Machtmittel Sieger, wer das größte goldene Kalb im Stalle und den erprobtesten Kredit bei Betrogenen und Betrügern hat. Ihm die Apotheose als Unfehlbarster am Schluß, bevor der Vorhang über dieses Zeitstück der ewigen Welttragikomödie niederrauscht. Dann folgt das nächste Zeitstück, das voraussichtlich einige Variationen des vorausgegangenen bieten, imgrunde aber noch das gleiche sein wird. Die Phantasie der leidenden Zuschauer legt gewöhnlich mehr hinein als drinnen steckt. Oxenstjernas Sprüchlein hat das Publikum nicht witziger gemacht.

Im Zwischenakt pflegt der Lärm auch nicht auszugehen. Irgend ein Vatikan definiert auch in Zukunft irgend eine Heilslehre, erläßt wortreiche Rundschreiben über irgend eine soziale Frage, reicht irgend eine heilige Reliquie zum Küssen herum oder verübt sonst irgend etwas Barokes aus der guten alten Zeit. Der Hauptvorgang auf der Bühne, den die Regisseure vorbereiten, wird freilich kaum merklich davon berührt werden.

Und was soll das alles bedeuten und bezwecken, werte Herren? Weltgeschichte, diese Kleinigkeit, von der man schon den Schuljungen den Kopf toll schwatzt, weiter nichts? Entwicklung der Menschheit zu immer vollkommnerem Dasein, zu einer neuen Sittlichkeit, einer neuen Schönheit, einer neuen Lebensfülle und Lebenslust? Und das auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege? Bleibt mir doch vom Leibe mit diesen unerfreulich erfreulichen Phrasen!

Der Pessimist wirft einen Streifblick auf die neueren Gebiete der immateriellen, der modernsittlichen Mächte. Da ist zunächst die vielgerühmte Wissenschaft kurzweg. Mit ihrer humanisierenden, direkt versittlichenden Kraft ist es bei weitem nicht so glänzend bestellt, wie gelehrte und ungelehrte Optimisten zu glauben vorgeben oder wirklich zu glauben gewohnt sind. Sogar der so aufdringlich

vielgefeierte objektive Fortschritt der modernen Naturwissenschaften stellt sich bei schärferem Hinsehen nicht gar so glänzend dar; es ist viel täuschendes Gefunkel und Geflunker dabei. Man hat Vieles auf den Ruhmeskonto der wissenschaftlichen Erkenntnis der Naturvorgänge geschrieben, wo rein mechanische Versuche der Technik zu wunderbaren Ergebnissen gelangt sind nach einer langen Reihe von Fehlschlägen. Nehmen wir als Beispiel die Elektrizität. Die eigentlichen Fachgelehrten haben zur Erziehung dieses Wunderkindes der modernen Welt am allerwenigsten beizusteuern vermocht. Die unerhörtesten elektrotechnischen Fähigkeiten, über die wir heute verfügen, sind imgrunde rein äußerliche Fertigkeiten, über deren inneres Wesen und inneren Zusammenhang wir uns mit gelehrten Phrasen abspeisen lassen müssen, weil wir thatsächlich so gut wie nichts davon wissen. Die Technik beherrscht Naturvorgänge und bändigt Naturkräfte, und die Wissenschaft steht daneben und zerbricht sich den Kopf über das staunend Geschaute.

Der Sehnerv empfindet Alles, was auf ihn wirkt, nur in der Form von Licht, mag diese Einwirkung durch die Sonne, durch Stoß oder Druck oder durch den elektrischen Strom erfolgen. Allein darüber, ob unsere Sinne uns Bilder der Außenwelt oder des Dinges an sich vermitteln, wissen wir nichts. Der kluge Helmholtz hat deshalb die Beziehung zwischen Empfindung und Objekt so formuliert, daß er die Empfindung sogar nur für ein Zeichen des Objektes erklärte.

Wir können also mit einiger Zuverlässigkeit die Sinnenempfindungen nicht einmal eigentlich Bilder nennen, sondern nach Helmholtz bloß regelmäßige Beziehungen zwischen ihnen und dem zeitlichen Verlaufe der Einwirkungen anerkennen.

Das Goethe'sche Seherwort: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" drückte schon in knappster Fassung vor hundert Jahren das Schlußergebnis unserer modernsten physiologischen Forschung aus. „Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis." —

Die Elektrotechnik hat Wunderwerke geschaffen lange bevor in den Kreisen der Gelehrten wissenschaftlich zureichende Erkenntnis und Klarheit über die natürlichen Vorgänge herrschte, denen jene Wunderwerke ihr Dasein verdanken. Bekanntlich sind die epochemachenden Erfindungen und Entdeckungen nicht von Fachgelehrten gemacht

worden, sondern zumeist von Laien, oder von Gelehrten, die, weil von der Schule als unnütze Köpfe aufgegeben, aus dem Sattel gesprungen sind, oder von armen, verfolgten Autodidakten. Die wissenschaftlichen Unfehlbaren mit ihrer Professorengrütze hinken immer erst den Ereignissen nach, welche von schöpferischen Köpfen herbeigeführt werden. Die Kunst, das Können, das Fertigstellen geht immer und überall dem Wissen voraus. Alles positive Wissen ist eigentlich posthume Kritik oder das Gackern der Hennen, nachdem das Ei gelegt ist. Aber das Ei und sein lebendiger, fortzeugender Inhalt ist und bleibt die Hauptsache.

Die Elektrotechnik, um noch bei diesem modernsten Beispiel zu verweilen, baut ihre Dynamomaschinen, organisiert die Uebertragung und Fernleitung der Energie, läßt uns auf elektrischem Wege schreiben, hören, sehen, unbekümmert darum, daß die Wissenschaft noch nicht darüber im Reinen ist und auch nicht so bald darüber ins Reine kommen wird, ob es eine oder mehrere Arten von Elektrizität giebt, ob der Aether der alleinige Träger elektrischer Kräfte ist u. s. w. u. s. w. mit der pedantischen Grazie der Schulweisheit. Gewiß wird die Gelehrsamkeit die praktischen Erfolge noch zu steigern und zu verbreitern imstande sein, sie wird sich in ihren Grenzen als Gehilfin der Technik nützlich machen können, sie wird der technischen Ausnützung der erkannten Gesetze mancherlei Wege zu bahnen vermögen, aber damit hat sie auch ihr Kunststück vollbracht. M o r a l i s c h ist sie so indifferent wie die Technik. Sie kann ihre geistige Macht zuwenden, wem sie will, und nach dem Weltlaufe wendet sie sie immer dahin, wo die stärkste positive Macht ist. Denn wer da hat, dem wird gegeben.

Recht erbaulich hält sich auch die gute Frau J u s t i t i a, bekannt als Fundamentum regnorum. Die ehrwürdige Dame verfolgt angeblich den idealen Zweck, in der Welt das Rechte durchzusetzen. Trotz der Binde, die sie auf feierlichen Bildern und Statuen vor den Augen trägt, ist sie hellsichtig genug, zweierlei Tuch zu erkennen und einen Unterschied zwischen Militär und Zivilist zu machen. Höchst unfehlbar basiert z. B. unsere ganze Militärgerichtsbarkeit auf dem Gegensatz zwischen Militär und Zivil, und innerhalb des Militärverbandes wieder, wo die Disziplin und Subordination herrscht, besteht ein durchgreifender Unterschied zwischen Offizier und

gemeinem Mann. Nirgends entspricht das vorhandene, am Buchstaben versklavte Recht dem Idealrecht, das den Besten unter uns vorschwebt. Es hat keine Fühlung mit der keimenden, nach Entfaltung ringenden Weltanschauung, kein Verständnis für die werdende Ethik höherer Menschlichkeit. Wie in altjüdischen Zeiten: Christus wird verdammt und Barnabas freigegeben. Von Individualisierung ist bei der Rechtsuchung wenig zu hören, noch weniger von Psychologie, praktischer Welt- und Menschenkenntnis; nicht individuell, sondern typisch, schematisch wird jeder Fall behandelt, nicht die That aus dem Individuum heraus beurteilt, sondern das Individuum nach der That. Denn das geschriebene Gesetz faßt immer nur die bereits zum Dogma versteinerten Meinungen, die zur Gewohnheit erstarrten Sitten der Durchschnittsmenschen einer Epoche zusammen — und so erben sie sich in Gesetz und Rechten wie eine ewige Krankheit fort. Fest auf dem Boden der überkommenen Anschauungen verharren, beileibe nicht es mit den Herolden der neuen Geister halten, das ist des Richters höchstes Ideal. Und trotzdem haben es unsere Juristen mit ihrer unfehlbaren Gestrigkeit und Nüchternheit noch zu keiner einheitlichen Rechtsprechung im deutschen Reiche zu bringen vermocht, so viele Ueberraschungen die Herren uns auch sonst bereiten. Das Volkswort „Es giebt noch Richter in Berlin!“ erinnert daran, daß ein preußischer König — doch man kennt ja die alte Geschichte. Und die allerälteste, daß Gewalt vor Recht geht. Von der Romantik der Jurisprudenz in Staaten wie Rußland ganz zu schweigen.

Sogar die angeblich sublimste und unirdischste aller Wissenschaften, die Theologie oder Gottesgelahrtheit mit ihren Dogmen von den höchsten und letzten Dingen und ihren Offenbarungen, wirft, so weit sie sich geschichtlich kontrollieren läßt, die Wurst nach der Speckseite. Den Armen spendet sie die Brosamen ihrer Predigten, Illusionen und Almosen und den Reichen hilft sie den Reichtum schützen; das ist ihre Art, auf Erden „Gottes Ordnung“ zu vertreten und zu verteidigen, seit es eine organisierte Priesterschaft giebt. In den kritischen Zeiten der Gährung, der Auflösung und Zerstörung der überlieferten sozialen Begriffe und Gruppierungen, in den sogenannten „Uebergangszeiten“, pflegt darum auch die Kirche nicht immer das beste Gewissen zu haben und unruhvoll ihre

Diplomatie spielen zu lassen, um nicht überwältigt zu werden von den „Pforten der Hölle.“

Von der alten Philologie unserer alleingebildetmachenden Gymnasiarchen pfeifen's die klassischen Spatzen von allen Dächern, daß ihr Unfehlbarkeits- und Herrscherwahn keine Schranken mehr kennt, daß sie, um ihres ausschließlich fachmännischen Interesses willen, sogar die Rücksicht auf die Reformforderungen des Kaisers beiseite setzt und im Namen der steifbeinigsten und unfruchtbarsten Gelehrsamkeit und Wortfuchserei das Alte thurmhoch über das Moderne, das Tote über das Lebendige stellt und das ganze Volk in seinem natürlichen Bildungsgange zu tyrannisieren und zu hemmen sucht. Ihr Patriotismus ist nicht im neuen Reich daheim, sondern im alten Griechenland und Rom, wo das zügelloseste Streben nach Macht und Unterjochung der „Barbaren“ und die Aufrechterhaltung der Sklaverei als höchstes Ideal galt. So ist die berühmte klassische Bildung bei uns zu einem gefährlichsten Verschärfungsmittel der sozialen Gegensätze und Zerstörer der Einträchtigkeit des nationalen Geistes geworden.

Auch die Gegenfüßlerin des Ueberlieferten und Ewiggestrigen, die revolutionäre Sozialdemokratie, pocht auf die Wissenschaft, auf ihre Wissenschaft, und schüttelt die Religion als „Privatsache“ ab, um im Sturmlaufe gegen das Bestehende leichteres moralisches Gepäck zu haben. Daß sie allein im Besitze der vollen Wahrheit, das ist für sie natürlich eine ebenso ausgemachte Sache, wie es für die gegnerischen Mächte eine ausgemachte Sache ist, daß die volle Wahrheit nur bei ihnen sei und der Sieg der Sozialdemokratie den Untergang aller Freiheit, Kultur und Gesittung bedeuten würde, während die Sozialdemokraten in ihrer Unfehlbarkeit Stein und Bein schwören, daß sie allein berufen und befähigt wären, den wahrhaft menschenwürdigen Staat auf Erden zu gründen und über alle Kritik erhabene ideale Zustände zu verwirklichen.

Bleibt in diesem Wirrwarr der um die Alleinherrschaft und Alleinunfehlbarkeit Ringenden das Häuflein jener merkwürdigen stolzbescheidenen, freiheitsliebenden und mehr oder weniger irdisch genügsamen Geister, deren inneres Leben nach lautem Proteste sucht gegen alle brutalen Autoritätsmächte und Unfehlbarkeitsschablonen, deren Gemüt nur dann eine neue Blütezeit für die Völker anbrechen sieht, wenn

die Menschheit zurückkehrt zu schlichter Natur, wenn das Joch der Konvention zerbrochen und individuelle Eigenart, subjektive Anschauung und ursprünglicher Charakter wieder zu offener, freier Bethätigung gelangen. Die Welt spiegelt sich in den Köpfen der Denker, Dichter und Künstler, welche diesem engsten oder, wenn man will, weitesten Menschheitskreis angehören, ganz anders als in den Köpfen jener, die ihr Recht zu sein wie sie sind, nicht auf einen idealen Pflichtbegriff, sondern ausschließlich auf die brutale Macht in allen Formen gründen.

Der menschliche Mensch will ein gerechtes Recht, Freiheit und — nicht Gleichheit, wie die französischen Revolutionsutopisten am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, nicht Gleichheit, sondern Verschiedenheit. In allem Oeffentlichen soll der Pulsschlag der individuellen Ueberzeugung wieder aufs kräftigste fühlbar werden. Es giebt kein höheres Gut und keine höhere Würde auf unserem Planeten als die freie Persönlichkeit. Auch dem schablonierenden Staat und der terrorisierenden Gesellschaft gegenüber, die beide das äußerste Maß von Anpassung und Unterwerfung von ihren Mitgliedern zu fordern gewohnt sind, tritt das freie Persönlichkeitsbewußtsein immer lauter hervor. Selbst dem wohlwollendsten Herrscher, gleichgültig, ob in monarchischer oder republikanischer oder zukünftig volksstaatlicher oder kommunistischer Erscheinung unterwirft sich der in ferner Zukunftsmusik schwelgende Persönlichkeitsmensch nur im Zwang der Umstände, und wenn man ihn fragt, welcher der vorhandenen Formen der Massenbeherrschung er einen sittlichen Geltungsgrund zuerkenne, so antwortet er à la Schiller: Keiner von allen.

Diesen Individualisten, in ihre Wesenseigenheit Verliebten, oder, um die schlimmer klingende Bezeichnung zu gebrauchen, Anarchisten gegenüber bildet auch die fortgeschrittenste Sozialdemokratie nur eine einzige „reaktionäre Masse“, die nie imstande sein wird, die Knechtschaft zu brechen, sondern die nur, wenn's hoch kommt, die Form der Knechtschaft zu ändern vermag.

Bis jetzt hat diese anarchistische Weltanschauung vorwiegend in theoretischer, weiblich angehauchter Beweisführung (von Max Stirner bis auf Friedrich Nietzsche) und in einigen dichterischen Gestalten (die Gefühls-Anarchistinnen Nora, Hedda Gabler von Ibsen)

sich bewegt. Wo sie sich politisch in Werke und Thaten umsetzen wollte, kam sie im Getriebe der Parteien nicht über Lächerlichkeiten und Skandale hinaus. Paris, Rom und, in wüsterer Ausartung, Chicago und andere exotische Orte haben als Schauplatz für anarchistische Experimentalphysikusse herhalten müssen. Das waren aber die ruppigen Extremen, die geilen Blutschößlinge, die dergleichen inszenierten. Bei uns herrschen die sanfteren Exemplare vor: philanthropische Hysteriker zumeist, die nur mit der Feder in der Hand revolutionieren, nur in Gedichten und Theaterstücken sündhaft Blut vergießen, persönlich aber himmelweit davon entfernt sind, ihre eigene kostbare Haut zu Markt zu tragen oder etwa Mackaysche Lyrik zu Schießpfropfen für die Verwirklichung der anarchistischen Gesellschaftsphilosophie zu verarbeiten. Nach dieser Richtung wird sie also vorerst tolstoisch resignieren müssen und „dem Uebel nicht widerstreben“ dürfen, bis sich der Wille zur Macht bei den anderen erschöpft oder in eine Sackgasse verrannt hat, wo er an sich selbst zerschellt — was noch ein Bischen lange währen und eine starke Geduldprobe kosten kann.

Den germanischen Sonderbündlern vom „besseren Selbst“, die in der Idee ganz von revolutionärer Essenz erfüllt sind, ist äußerlich meist der Stempel sanftester Zufriedenheit aufgeprägt. Mit ihrer friedsamen Maske und ihrer stillen Art sich zu gebahren, können sie in der Zeit extremster Sozialistenriecherei unbehelligt im strammsten Polizeistaat leben. Zumal die zahlreichen Dichter und Künstler unter ihnen geben sich gesellschaftlich äußerst rücksichtsvoll und begnügen sich, mit dem tieferen Sinn, mit dem Kern ihrer Werke die Geisterrevolution zu versuchen. Nur in wenigen außerkünstlerischen Verlautbarungen bricht zuweilen ihre scharfgegensätzliche Stellung zu allem Gegebenen und Anerkannten ruhig durch. Man lese z. B. den Brief Ibsens vom Dezember 1870, den der Däne Georg Brandes in seinem Buche „Moderne Geister“ veröffentlicht. Es heißt da:

„Die Weltbegebenheiten nehmen einen großen Teil meiner Aufmerksamkeit in Anspruch. Das alte illusorische Frankreich ist in Stücke geschlagen. Wenn nun auch das wirkliche neue Preußen in Stücke geschlagen würde, so befänden wir uns mit einem Sprunge in einem neu beginnenden Weltalter. Hei, wie die Gedanken da rings um uns rumoren würden! Und das wäre wahrhaftig an

der Zeit. All das, wovon wir bis zum heutigen Tage leben, sind ja doch nur die Brosamen vom Revolutionstisch des vorigen Jahrhunderts, und diese Kost ist nun lange genug wiedergekäut worden. Die Begriffe verlangen nach einem neuen Inhalt und einer neuen Erklärung. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind nicht mehr dieselben Dinge, die sie in den Tagen der seligen Guillotine waren. Das eben wollen die Politiker nicht verstehen und deshalb hasse ich sie. Die Menschen wollen nur Sonderrevolutionen, nur Revolutionen im Aeußerlichen, im Politischen. Aber das sind lauter Lappalien. Um was es sich handelt, ist eine Revolution des Menschengeistes." —

Und in einem anderen Briefe wenige Monate später an den nämlichen Georg Brandes:

„Der Staat ist der Fluch des Individuums. Womit ist Preußens Staatsstärke erkauft? Mit dem Aufgehen des Einzelnen im politischen und geographischen Begriff. Der Kellner ist der beste Soldat. — Der Staat muß fort! Bei dieser Revolution werde ich sein. Man untergrabe den Staatsbegriff, man stelle die Freiwilligkeit und das geistig Verwandte als das einzig Entscheidende für eine Vereinigung auf, das ist der Beginn zu einer Freiheit, die etwas wert ist." *)

Wir sind tolerant genug, solche Aeußerungen mit vollem Gleichmut hinzunehmen, nach dem Worte: „Jeder sage, was ihm wahr dünkt; die Wahrheit selbst sei Gott befohlen". Wir selbst wären die Letzten, irgend einem wunderlichen Heiligen etwas vom Rechte seiner Persönlichkeit abzuzwacken oder gar einem neues Leben, neue Weltbilder zeugenden Genius der Alltags-Gewöhnlichkeit der Welt gegenüber seine geistige und moralische Selbstherrlichkeit in Zweifel zu ziehen. Ja, die erhabenen Ausnahmenaturen müssen ihre eigenen Wege ziehen dürfen, damit sie, Führer und Vorbilder der Kommenden, der Menschheit neue Ziele und Wege zeigen können. Quod licet Jovi, ist jedoch nicht jedem Hinz und Kunz gestattet. Als praktische Sozialpolitiker sagen wir aber dies: Der Mensch lebt und gedeiht nur in der Gesellschaft von und mit Seinesgleichen, nicht auf einer Robinson-Insel, nicht

*) Zitiert nach dem Abdruck in der Allgem. Zeitung, Beilage Nr. 109, München, 12. Mai 1891.

in Schlaraffien. So selbstherrlich er sich auch vor dem Spiegel seiner Eigenliebe dünken möge, er ist kein Aladin mit der Wunderlampe. Nicht die Gesellschaft allein zieht ihm demütigende Schranken, die demütigendsten zieht ihm die Natur selbst. Der Allmächtigste ist kein Vogel, der über den Schatten seiner eigenen engen Natürlichkeit hinwegfliegen kann. Viel Ruhmredigkeit und viel positive Unkenntnis der wirklichen Grundlagen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens und viel kurzsichtiges Hinwegsehen über historische Entwicklungsnotwendigkeiten liegt in diesen allgemeinen anarchistischen Herzensergüssen, in diesem Kultus der Eigenliebe. Respekt vor jeder elementaren persönlichen Ganzheit, auch wenn sie sich als rücksichtslosester Egoismus versucht. Aber sie muß nicht blos eine imponierende schöpferische Ganzheit sein, sondern auch das kleine Einmaleins wenigstens der volkswirtschaftlichen Möglichkeiten gelernt haben und dazu das alte Sprüchlein: „Was Du nicht willst, daß man Dir thu'“ u. s. w. So lange, mit Schiller zu reden, nicht Philosophie den Bau der Welt zusammenhält, sondern der elementare Hunger und der elementare Geschlechtstrieb, und solange der Mensch zur menschenwürdigen Befriedigung beider auf eine solide wirtschaftliche Basis angewiesen ist, solange wird es auch mit dem freien, ungehemmten sozialen Ausleben der Einzelpersönlichkeit seinen Haken haben, sofern der edle Vollblutmensch nicht auch finanziell recht vorsorglich in der Wahl seiner Eltern gewesen ist. Oder wollen die Anarchisten, die sich auserwählt dünken für egoistisches Glück und selige Ruhe, ohne jede altruistische Verpflichtung, vornehm abwarten, bis ihnen die Sozialdemokraten den Tisch gedeckt und das Bett bereitet haben, um sich dann parasitisch durch den kommunistischen Zukunftsstaat durchzuschmarotzen? Trauen sie sich die Unfehlbarkeit dieses Kalküls zu? Vorsichtiger wird es doch sein, wenn sie unter ihre höchstpersönliche Zukunftsbilanz noch die alte Bankiersformel setzen: „Irrtum vorbehalten.“

Fürwahr, wir haben es bis zur nahen Jahrhundertwende herrlich weitgebracht in allem, was die Geister trennt und verfeindet, und die modernen Staaten gewähren im Innern ein Schauspiel, das von der Sprach- und Arbeitswirrnis bei der Errichtung des babylonischen Turmes wenig verschieden ist. Was steht noch im Zeichen friedlicher Arbeit, freundnachbarlichen Einverständnisses, herz-

licher Verträglichkeit, liebevoller Duldung? Wo sind Genossen zum gemeinsamen Werk der Wohlfahrt Aller in der heutigen allgemeinen Parteiung, im erbitterten Kampf von Mann zu Mann, von Stand zu Stand, von Kirche zu Kirche, von Schule zu Schule? Wo ist noch ein Glaube an das lebendige Ideale, eine sittliche Ueberzeugung, ein kühner Opfermut von mitreißender, einigender Kraft? Und insonderheit in Deutschland: wo sind die großen Führer von unerschütterter Autorität, voll Ehrfurcht und Treue, voll Aufrichtigkeit und Liebe zu Kaiser und Reich, Führer, gleich hervorragend durch Geist und Gemüt, gleich einwandsfrei als Politiker wie als Menschen, die imstande wären, die Besten des ganzen Volkes um sich zu sammeln und dieses selbst zu erleuchten und zu entflammen zu einmütigen und wahrhaft großen, gesegneten Wohlfahrtsthaten?

Und ein Narr steht und wartet auf Antwort, höhnen die Unfehlbaren.

Jawohl, wir harren auf Antwort. Wir stehen fest auf dem Boden des wahren Patriotismus und behaupten diesen Stand, denn nur so glauben wir schlecht und recht unserem Volke und unserer Zeit zu dienen. Treue, werkthätige Liebe ist die beste Politik. Und ehrlich währt am längsten, sogar über den Taumel der Unfehlbaren, der falschen Egoisten und Sozialisten, der Despoten und Anarchisten hinaus.

Leider, freilich, so lange dieser Wirrwarr der zerfahrensten Strömungen und Gegenströmungen andauert und selbst in den leitenden Kreisen über alten und neuen Kurs mit Erbitterung gestritten und ein großer Teil der charaktervollsten Kräfte mit Gewalt in die Opposition getrieben wird, so lange können auch Litteratur und Kunst, die in innigster Wechselwirkung mit dem jeweils herrschenden Geiste stehen, nicht jenes starke nationale Gemeingefühl ausprägen, welches den höchsten Werken nationaler Schöpferkraft in voller Reife und Schönheit eignet. Schlechte Politik drückt und entwürdigt Alles, unter ihrem Bann können selbst die geistigsten Thätigkeiten nicht das Vollmaß ihrer Intensität und Herrlichkeit geben. Namentlich die tendenziöse Mißachtung der jungen nationalen Litteratur, die Bevorzugung des Altertums und die Höherwertung des Auslandes durch unsere offizielle Welt und die tonangebenden besitzenden Klassen, beweist, wie tief der vaterländische Geist gesunken.

Es ist allerdings nicht ziffermäßig zu berechnen, wie groß der intellektuelle und sittliche Schaden ist, den die fortgesetzte Bedrückung und Einengung der Wirkungssphäre unserer jungen Litteratur und Kunst dem Volke bereits zugefügt hat. Wer aber Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, spürt diesen fortfressenden Schaden allerwärts. Nur Eins: unsere Religionsformen sind degeneriert, das innerreligiöse Leben geschwächt, die sittlichen Impulse erlahmt, die konsequente Charakterbildung unterbunden, das Gefühl der Solidarität gebrochen, die Jesuitenmoral in Flor.

Aber Allem zum Trotz — wir halten an der Hoffnung fest, welcher Theodor Brecht in seiner „Ethik des Patriotismus" so beredten Ausdruck leiht, „daß das deutsche Volk noch lange nicht am Ende seiner Entwicklungsbahn angelangt, daß es noch zu Großem bestimmt ist, daß es nicht in der slavisch-französischen Sturmflut und nicht im revolutionären sozialistischen Chaos untergehen wird . . . Auch für die Völker gilt das Wort: Jeder ist seines Glückes Schmied. Aber nur dann wird unser Volk die ihm gesteckten Ziele erreichen, wenn wir, die Glieder dieses Volkes, alle Kraft einsetzen, um jene Idee des Deutschtums, welche in den Besten der Nation gelebt hat, zu greifbarer Realität auszugestalten. Darum, auf an die Arbeit! Nicht Worte, sondern Charakter, Thaten und Opfer sind uns not!"

Soll aber in der allgemeinen Unbußfertigkeit noch ärgere Trübsal über uns kommen, so wissen wir, daß der Geist der Welt, der ewige, allmächtige Gott, die verdorbenen Völker wie Felsen zerschmeißt und zermalmt, daß er sie wie Erz zerschlägt und glühend schmelzt, damit sie aus der Verderbnis in neuer Gestalt erstehen, ein neues, gesundes Leben zu erweisen. —

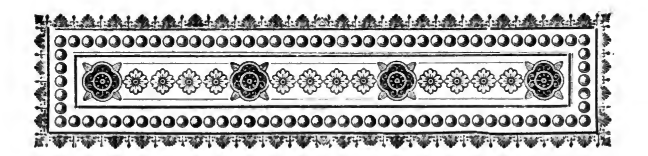


VIII.

Die Scheinfrömmigkeit und die Litteratur.

Schlaf, mein Kindlein, schlaf',
Der Vater hütet die Schaf',
Die Mutter hütet Lämmer und Küh',
Kindlein schlaf' bis morgenfrüh.
Aber morgenfrüh um Neune,
Da fressen dich die Schweine.
O Gott, o Gott, o Herre Gott,
Schlag' doch die bösen Dichter tot!





Uralte Erfahrung: so oft die im Staate tonangebenden Klassen und Klassenbruchstücke durch irgend einen Skandal-Prozeß, eine Krisis, eine Katastrophe auf die in ihren Kreisen oder deren Umgebung im Steigen befindliche Sündhaftigkeit mit der allerwertesten Nase gestoßen werden, entzündet sich in ihrem tadellosen Busen ein fabelhafter Buß- und Bekehrungseifer mit der Kraft einer Explosion. Hat sich der erste Rauch verzogen, so gewahrt der ruhige Beobachter ein merkwürdiges Bild: die *Suche nach Sündenböcken* hat sich auf der ganzen Linie entwickelt und zornige Finger fuchteln und deuten nach allen Richtungen: da ist der Sünder, da ist der Sünder, an den Pfahl mit ihm!

Der Sünder ist nämlich nie in den eigenen Reihen — er haust immer bei den Anderen. Ein Lieblingsversteck für sein unfrommes Treiben wird seit alten Zeiten bei den bösen *Dichtern* und *Künstlern* vermutet. So oft sich ein neuer Tugend- und Sittlichkeitsbund aufthut, heißt sein Feldgeschrei: Revidieren wir Litteratur und Kunst, da hat der argböse Feind seinen liebsten Unterschlupf! Und mit Hussa und Hurrah stürzen sich die frommen Herrschaften auf die arme Litteratur. Die ist an allem schuld, an den unehelichen Kindlein, an den verwahrlosten Rangen, an den kommerzienrätlichen Finanzschuften, an Sünd' und Schand' in allen Schattierungen — — Und da fliegt dann alles in *einen* Topf: der Kolportage-Roman, den die vornehme Dame in liebreicher Abwechslung mit ihrer Köchin heftweise erworben oder aus der Leihbibliothek bezogen hat, die 'Hintertreppen-Sudelschriftwerkerei und das ehrliche litterarische Kunstwerk. Und die Staatsanwälte sitzen dabei

in heißerster Arbeit und rücken sich die schärfste Brille auf die Nase. Ah, diese verdächtige Litteratur, nun geht es ihr gründlich an den Kragen — — —

Alle drei bis vier Jahre kommt es vor, daß ein deutscher Staatsanwalt Boccaccio entdeckt und als unzüchtigen Schriftsteller mit Beschlag belegen läßt, den nämlichen Boccaccio, der vor einem halben Jahrtausend mit seinem bei allen Scheinfrommen so übelberufenen „Dekamarone" die moderne italienische Sprache schuf und mit diesem Meisterwerke, das unbeanstandet in alle Litteraturen der Welt übersetzt wurde und selbst wieder eine ganze Litteratur hervorgerufen hat, sich einen unverwelklichen Ruhmeskranz um die Stirne wand.

Desgleichen kommt es alle drei bis vier Jahre vor, daß ein deutscher Staatsawalt irgendwo im Reich eines der zartempfundensten und olympisch heitersten Gedichte des größten und berühmtesten Schriftstellers deutscher Nation, das „Tagebuch" von Goethe, als unzüchtige Schrift entdeckt und konfiszieren läßt. Auch unseres herrlichen Grimmelshausen „Simplicius", ein deutsches Litteratur- und Sittendenkmal ersten Ranges aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, soll ab und zu von dem gleichen Schicksal ereilt werden (bestimmte Angaben hierüber sind mir zur Zeit aus unserer deutschen Litteratur-Unfallstatistik nicht zur Hand). Byron's „Don Juan", Aristophanes' Sokratesverhöhnung in den „Wolken" und einige ähnliche Werke der fremdklassischen Litteratur scheinen in deutscher Uebertragung noch nicht zur Lektüre dieser bewußten Staatsanwälte gehört zu haben, denn sie sind meines Wissens bis zum heutigen Tag in Deutschland unkonfisziert geblieben, obwohl sie von der poetischen Lizenz keinen geringeren Gebrauch machen, als der italienische Hofdichter Boccaccio und der Weimarer Minister und Geheimrat von Goethe.

Allein noch ein anderes Buch ist ungeschoren geblieben, von dem nicht anzunehmen ist, daß es nicht jeder Staatsanwalt, als er noch im Flügelkleide in die kleine Schule ging, jahrelang in der Hand gehabt und daraus mit heißem Bemühen eine Unzahl von Kapiteln und Sprüchen auswendig gelernt habe — die Uebersetzung der Bibel. Bei uns Protestanten wenigstens ist die Bibel das erste Schul- und Hausbuch, und wir rühmen unserer Luther'schen Uebersetzung nach,

daß sie die Schöpferin unserer hochdeutschen Schriftsprache geworden. Jeder junge Protestant wächst mit diesem Buche auf, er erhält es in schöner, unverstümmelter Gestalt bei der Konfirmation am Altare als Geschenk und zahlreiche Stiftungen sorgen dafür, daß es auch in der ärmsten Familie nicht fehle. Denn das ist uralter Protestanten-Glaube:

„Wo keine Bibel ist im Haus,
Da sieht es öd' und traurig aus."

Und so oft auch von den Prüden und Ueberängstlichen bald mit zelotischem Ungestüm, bald mit Auskramen von bestechenden pädagogischen Gründen der Versuch gemacht wurde, die unverfälschte Luther-Ausgabe als sittengefährlich den Händen der Kinder und des Volkes zu entreißen und durch eine kastrirte Ausgabe zu ersetzen: Die alte Lutherbibel hat siegreich das Feld behauptet.

Wie der echte Geist des Katholizismus die großen Kunst- und Dichtwerke der Renaissance vor jeder Beengung oder Vergewaltigung der ewigen Phantasie- und Wahrhaftigkeits-Rechte geschützt, so hat der echte Geist des Protestantismus niemals eine frevelnde Hand an die Lutherbibel rühren lassen, die mehr als irgend ein Litteraturwerk der Welt von den höchsten Künstlerrechten der gottgläubigen Menschheit den erschöpfendsten Gebrauch macht. Für eine tiefere Auffassung ist durch diese Ausnahmestellung, welche die Sammlung der sogenannten „heiligen Schriften" als „Wort Gottes" genießt, das ewige Recht des Künstlers und Dichters, die ganze Fülle seiner Individualität frei zum Ausdrucke zu bringen, unter den direkten Schutz Gottes gestellt. Die Bibel umschreibt als Dicht- und Kunstwerk heiligsten Ranges den vollen Kreis der Freiheiten, die dem Dichter und Künstler als unveräußerliches Gottesrecht eingeboren, sie ist die magna charta des großen Freistaates der Geister. Daran ist nicht zu rütteln, der Geist der gesammten Kulturmenschheit hat sein Insiegel darauf gedrückt, das heilig und unverletzlich.

Jeder einigermaßen religiös und litterarisch Gebildete kennt heute die sprachwissenschaftlichen und historischen Forschungs-Ergebnisse über Art, Zeit und Ort, wie die Bibel, diese großartigste Anthologie der urältesten monotheistischen Weltlitteratur, zustande gekommen, dieses „Buch der Bücher", das neben den tiefsinnigsten

Legenden, neben den ergreifendsten Historien und Idyllen, neben den heldenhaftesten Kapriccios und grandiosesten Phantasiestücken, neben den wundersamsten Hymnen und Sprüchen so furchtbar ungeschminkte Sittenschilderungen enthält, daß der exzessivste moderne Naturalismus mit seinen brennendsten Wahrheits-Farben daneben verblaßt. Nur „eines Riesen Feder“ konnte in göttlicher Naivität und Rücksichtslosigkeit eine solche Schrift schaffen. Nur an dieses Ur- und Musterbuch gigantischer Schriftstellergröße und Schriftsteller-Selbstherrlichkeit konnte unser jüngstdeutscher Wilhelm Arent gedacht haben, als er die schwungvollen Rhythmen konzipirte:

Jahrtausende vergehen,
Doch das Wort eines Meisters,
Eines Riesen der Feder,
Dauerhafter ist es
Als Marmor und Erz!
Bestehen wird es,
Wenn im Zeitensturme
Die Werke der Bildner morsch verwehen,
Die Farben verblassen,
Die einst göttlicher geleuchtet
Als das nackte Fleisch,
Der herrliche Leib der Lebendigen!
O Wunder aller Wunder!
Wenn der schaffende Geist —
Gefäß dämonischer Allkraft —
Aufschlürft den Weckruf
Von Jahrtausenden,
Dem Traum der Zeit
Nahrung und Bildung gibt!
Wenn die glühende Sehnsucht
Ausatmet im unsterblichen Rhythmus!
Jahrtausende vergehen,
Doch das Werk eines Dichters,
Eines Riesen der Feder,
Jedem Sturm steht es,
Dauerhafter als Marmor und Erz!

Nur durch die Käuflichkeit und die geistige Sünd- und Schandwirtschaft unserer politischen Tagespresse im schmachvollen Sklavendienste der Parteien, der Spekulation und Sensation — spiegelt euch in eurem Geschöpf, ihr großmächtigen Zauberer, Schürer und Löffelschwinger am politischen Hexenkessel der internationalen Tagesgeschicht-

macherei, es ist eurer würdig! — ist die Achtung vor dem Schrifttum der Völker so tief gesunken, daß heute fast nirgends mehr Ehrfurcht vor dem Geiste und seinen Bekennern und Zeugen in unserer erbärmlichen, naturlosen, leid- und verderbensvollen Bastard-Zivilisation zu spüren.

„Das Wort sie sollen lassen stahn!“ wetterte Martinus Luther, deutschgeistiger Heldensöhne der größten einer, obwohl nur eines armseligen Bergmannes Kind, hinaus ins Sturmgebrause der sich neugebärenden Zeit der Reformation. „Das Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben!“ Das Wort, das Schriftwort, die göttliche Kunst und Dichtung, den fleischgewordenen Geist. — —

Ja, sie lassen es „stahn“, die Herren, die sich vermessen, auch über den Geist Gewalt zu haben und nach ihren Regeln zu meistern, was jeder Regel spottet. Wie wenn man einzelne Farben, Farbentupfen und Farbenübergänge aus einem großen Gemälde schnitte, um sie zu prozessieren, so mutet es an, wenn man sieht, wie sie einzelne Worte, Wortverbindungen und charakterisierende Satzfragmente aus einem Schriftwerke schneiden, um darauf ihre Anklagen zu gründen. Liegt da vor mir ein Büchlein, 31 enggedruckte Seiten stark mit dem schamlosen Titel: „Die Stellen der Bibel, welche Geschlechtliches enthalten“*), um den frechen Erweis zu bringen, daß diese Bibelproben „dem Sittlichkeitsgefühle unserer Tage nicht entsprechen“, daß sie gleich schlechten Romansudeleien „die Phantasie unnatürlich erregen, den gesunden Verstand zu Grunde richten die Sittlichkeit untergraben und unsäglich viel Familienunglück verursachen.

Und dieser schnöde Bibelankläger beginnt mit dem 1. Buche Mosis und schneidet als straffällig die Stelle aus: „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn: und schuf sie ein Männlein und Fräulein. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch. Und sie waren beide nackt, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht“, um zu schließen mit einem Fragment aus dem 17. Kapitel der Apokalypse: „Und es kam einer von den sieben Engeln und

---

*) Zürich, Verlagsmagazin 1872.

sprach: Komm, ich will dir zeigen das Urteil der großen Hure, mit welcher gehuret haben die Könige auf Erden, und die da wohnen auf Erden, und trunken worden sind von dem Weine ihrer Hurerei. Und das Weib war bekleidet mit Scharlach und Rosinfarb und hatte einen güldnen Becher in der Hand voll Greuels und Unsauberkeit ihrer Hurerei."

Was soll man dazu sagen? „Das Wort sollst du lassen stahn", wollen wir diesem Bibelschänder mit Luther zurufen, und mit der Bibel selbst: „Dem Reinen ist alles rein" — Du Schmutzian! —

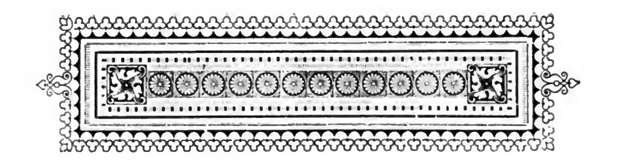
Und die Bibel ist bis auf den heutigen Tag Schul- und Hausbuch, soweit der Geist des Protestantismus reicht, und kein christlicher Staatsanwalt wird an dieses Kleinod der Weltlitteratur, an dieses Urkund- und Erziehungsbuch des Menschengeschlechtes die Hand legen, es sei denn zu eigener Erbauung und Einkehr, trotz der zahllosen „Stellen, welche Geschlechtliches enthalten und dem Sittlichkeitsgefühle unserer Tage nicht entsprechen."



IX.

Sacher-Masochismus.





Man denke mit oder gegen „Rembrandt als Erzieher" über die Fachmenschen, die strengen Gelehrten und verkniffenen Einzelwissenschaftler wie man will, ein Verdienst kann man ihnen nicht abstreiten: sie haben der Menschheit Ernst beigebracht allen tieferen geistigen und sittlichen Problemen gegenüber.

Namentlich auf dem weiten Gebiete des Sexuallebens, wo der Ernst am nötigsten, und wo er am seltensten anzutreffen war, soweit sich die Belletristen und Aesthetiker darauf tummelten, um reizvolle und dankbare Motive für ihren Fabulier- und Spieltrieb zu erbeuten und Stoff für pikante Haarspaltereien.

Ernst auch, als man endlich zu der Erkenntnis gekommen, daß man dem lästerlichen Treiben der Zwillingsbrüderschaft der Frivolen und Prüden in der Auffassung und Darstellung des Geschlechtslebens mit den Mitteln der wissenschaftlichen Beobachtung, der Dichtung und Kunst ein Ende machen müsse.

Galante Frauen, galante Bücher, galante Kunstwerke — und elegante Schmutzerei, das war auch den „Vornehmen" toute même chose, ebenso den „Frommen" und „Sittlichen", die auf das große Heucheldogma vom öffentlichen Wasserpredigen und heimlichen Weintrinken eingesegnet sind und sich nicht genug thun können im lauten Verdammen und komödiantischen Augenverdrehen, während sie im Innern um keine Laus besser sind als die Anderen, eher zehnmal schlechter.

Ernst, reiner Sinn, reines Herz, das kam erst in die Beschäftigung mit diesen verrufenen Dingen, als sich die strenge Wissen schaft mit ihnen beschäftigte, in moderner Form, ohne akademische Flausenmacherei und Zopfhuberei.

Marquis de Sade wurde auf diesem Wege von einem Schmutzian und Liedrian zu einer ernst zu nehmenden Problemnatur, seine Bücher wurden vom heimlichen Gift oder schweinischen Naschwerk zu menschlichen Dokumenten.

Die berufensten Vertreter der wissenschaftlichen Forschung, die Aerzte, die Psychologen nahmen den konfusen Moralisten, die nichts als Predigten, Flüche und Thränen für diese Bücher und ihre Verfasser hatten, den Text aus der Hand und ließen die Lichtstrahlen der Psychopathologie darauf fallen, so daß sie plötzlich eine neue Lesbarkeit und Verständlichkeit und Deutung erhielten. Bahnbrechend in dieser Richtung wirkten die Forschungen auf dem Gebiete der Psychopathia sexualis des Professors für Psychiatrie und Nervenkrankheiten an der Wiener Universität Dr. R. v. Krafft-Ebing niedergelegt in kühnen Werken, die in kürzester Zeit über die ganze gebildete Welt Verbreitung fanden.

Neben Marquis de Sade war es namentlich Leopold von Sacher-Masoch, dessen Schilderungen von Perversionen der Vita sexualis durch den Professor R. v. Krafft-Ebing eine neue typische Bedeutung erlangten, indem sie von dem vielangefochtenen Gebiete der Novellistik als menschliche Dokumente hinübergenommen wurden auf das geschütztere und darum freiere Gebiet der Wissenschaft. Wie die Franzosen bereits auf Grund der Schriften ihres Marquis de Sade das Kunstwort Sadismus für eine gewisse Form geschlechtlicher Entartung gebildet hatten, so führte Krafft-Ebing die Bezeichnung Masochismus in die wissenschaftliche Sprache ein, um damit jene psychopathischen Erscheinungen zu benennen, welche Sacher-Masoch in zahlreichen Romanen, ganz besonders aber in seiner bekannten „Venus im Pelz“, zum Lieblingsgegenstand seiner dichterischen Darstellung gemacht hat. *)

*) Siehe das Nähere hierüber in Krafft-Ebings „Neuen Forschungen auf dem Gebiete der Psychopathia sexualis“. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1890. Kapitel I.

Damit ist Sacher-Masoch als Dichter wieder zu einer ernsten Figur geworden, nachdem er nahe daran gewesen, gerade wegen seiner psychopathisch originellen und wertvollen Pelz- und Reitpeitsche-Geschichten von den Moralisten, die bei uns auch in der aesthetischen Kritik sich immer noch das große Wort anmaßen, so oft sie auch schon auf den Mund geschlagen wurden, überhaupt aus der Litteratur hinausgeworfen und als belletristischer Geiling den ehrbaren Leuten am Kirchwege zu Spott und Schimpf vorgestellt zu werden.

Hat Sacher-Masoch als Dichter seine Ehrenrettung durch Einführung seiner Spezialität in die Krankheitswissenschaft gefunden, so könnte man Aehnliches mit ihm als Kritiker versuchen. Denn auch als Kritiker ist Sacher-Masoch zum vollendeten Psychopathiker gereift, namentlich seit er sich als Kunstrichter nach Mannheim verpflanzt und dort um des Erwerbes willen in den Dienst der „Neuen badischen Landeszeitung" gestellt hat. Hier beherrscht die fixe Idee, daß Alles, was Neues und Gewagtes von den modernen Schriftstellern versucht wird, lediglich aus der Geldgier stamme, sein ganzes Wägen und Richten. Dieser Vorwurf ist ja an sich nicht neu und steht nicht vereinzelt da. Allein mit solcher Kraft des Wortes und sozusagen des Gemütes, mit solcher Beharrlichkeit und Selbstverleugnung hat ihn noch Niemand zum hauptsächlichsten kritischen Gesichtspunkt erhoben, als Sacher-Masoch, Feuilleton-Redakteur der „Neuen badischen Landeszeitung" des Herrn Bensheimer in Mannheim.

Es ist dies der nämliche Herr Bensheimer, der auf eine originelle Weise in meine Zeitschrift „Die Gesellschaft" gekommen ist. Im Januarheft der „Gesellschaft" 1891 fand sich ein kritisches Kapriccio von den „Ungespundeten" gegen den Feuilletonisten Sacher-Masoch, worin ganz beiläufig und zufällig die Wendung „kein blauer Affe fällt darauf herein" vorkam. Schleunigst ließ Herr Bensheimer durch seinen Advokaten konstatieren, daß er selbst „wie stadt- und gerichtsbekannt in Mannheim den Spitznamen blauer Affe führe" und strengte deshalb gegen den verantwortlichen Leiter der „Gesellschaft" eine Beleidigungsklage an, die indes nach gütlichen Auseinandersetzungen wieder zurückgezogen wurde. Um vor solchen Zwischenfällen gesichert zu sein, dürfte sich die Herstellung eines zuverlässigen „Spitznamen-Lexikons deutscher Verleger, Zeitungsheraus-

geber und Journalisten" empfehlen oder ein entsprechender Anhang in Kürschners Litteraturkalender, denn nach unserer Erfahrung erfreut sich der Herr Bensheimer nicht allein des Vorzugs eines zoologischen Beinamens, wenn auch nicht alle so kitzliche Ohren haben wie er und ein auf Spitznamen geschultes Ehrgefühl, denn sonst wäre des Prozessierens kein Ende in der Litteratur.

Es ist uns natürlich unmöglich, aus der Ferne zu wissen, wie viel und in welchen Stärkegraden die persönlichen Erfahrungen und der Eindruck des Milieus zur Ausbildung dieses psychopathischen Kritikerstandpunktes bei Sacher-Masoch beigetragen haben, oder wie viel Selbstdurchlebtes sich zu dieser kritischen Generalmeinung von der Geldgier und materiellen Spekulationswut der modernen Schriftsteller vergeistigt hat. Wir sind daher weit entfernt, mit Herrn L. v. Sacher-Masoch persönlich zu rechten, mit ihm zu hadern, ihm zu zürnen oder uns zu antikritischen Ergüssen hinreißen zu lassen. Wir nehmen diese seine Art einfach als typisch und bezeichnen sie, nach dem Vorgange Krafft-Ebings, als kritischen Sacher-Masochismus.

Hier ein Beispiel von den vielen, die sich aus Sacher-Masochs kritischer Auslebung in der „Neuen badischen Landeszeitung" anführen ließen.

Er schreibt in einer Feuilleton-Serie „Der Naturalismus und die Bühne" im III. Stück „Sodoms Ende" folgende kennzeichnenden Sätze:

„So sind sie Alle, die ehrlichen Helden der neuen Litteratur!

„Alles ist Heuchelei bei ihnen, vor allem aber der Ernst ihrer Probleme und ihrer Wahrheitsliebe. Sie lieben nichts als das Geld, man höre sie nur untereinander sprechen, sei es in Paris oder in Berlin, von Prinzipien, ernsten Zielen, von einem Martyrium für Ideen ist niemals die Rede, immer nur von Honoraren und Tantiemen, von Geld und wiederum von Geld. Die ernsten Prinzipien werden von ihnen nur dann herausgekehrt, wenn sie angegriffen werden, aber auch dann fehlt ihnen jedesmal der Mut, für das, was sie schreiben, einzustehen. Statt keck den Feinden die Stirne zu zeigen, gebrauchen sie alberne Ausreden, leugnen, verdrehen und verschanzen sich feig hinter eine Loyalität, die in ihren

Augen zum Freibrief für jede Art schmutziger Geldmacherei werden darf und soll."

— — — — — — — — — — — — —

„Es ist aber doch auffallend, daß die Werke der italienischen, skandinavischen und russischen Wahrheitsdichter, daß ein Ciampoli, Verga, Ibsen, Turgenjew, Pisemski, Dostojewski, Tolstoi niemals im Publikum Entrüstung erregt haben, während die französischen und deutschen Naturalisten die öffentliche Meinung gegen sich haben. Weshalb? Weil ein jeder fühlt, daß von diesen mit mehr oder weniger Talent der Schmutz der heutigen Gesellschaft aufgerührt wird, nicht in einer ernsten künstlerischen Absicht, sondern aus Spekulation. Hier ist alles Geldmacherei."

Die Leser werden nach dieser Probe ganz genau wissen, was wir unter kritischem Sacher-Masochismus verstanden haben wollen. Führen wir dieses Schlagwort ernsthaft in unsere litterarischen Besprechungen ein, so ist damit viel Mißverständnis und Aerger beseitigt. Man hat keine Ursache mehr, Geist und Gefühl an Erscheinungen zu verschwenden, die einfach psychopathisch sind und darum jeden sittlichen oder aesthetischen Maßstab von selbst ausschließen. So lange man sich nicht daran gewöhnt hat, klingt es ja freilich wie empörendste Infamie, wenn z. B. der Münchener Kunsthändler Adolf Fr. Ackermann in seinem Pamphlet „Sodom und Gomorrah" (2. Heft) einen Anonymus eine Behauptung kaltblütig so einleiten läßt:

„Während unsere Modernen die Hungerpoeten sind, welche aus der Zote Geld machen möchten —"

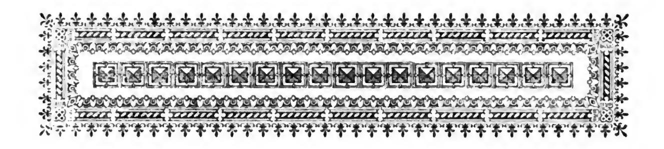
überlegt man aber mit ruhiger Seele solche kritischen Explosionen eines psychopathischen Schreibers, so sagt man einfach mit Krafft-Ebing: „Das ist Sacher-Masochismus!" und nimmt daran nicht mehr und weniger Interesse, als man gerade aufgelegt ist, einem menschlichen Dokumente aus dem Gebiete der Nervenkrankheiten zu schenken. Der sexuelle wie der kritische Masochismus haben nur als Krankheitserscheinung beurteilt zu werden, mit jenem Ernst und jener Ruhe, wie sie dem wissenschaftlichen Menschen ziemen. —



X.

Verbrennen Sie diesen Brief!





Gleichzeitig mit den Denkwürdigkeiten Talleyrand's, über die jetzt in den Zeitungen des frommen Deutschlands soviel gefabelt wird mit Heuchelmiene, ist eine Sammlung bis dahin unveröffentlichter Briefe von seiner Hand veröffentlicht worden (Talleyrand, mémoires, lettres inédites et papiers secrets, accompagnés de notes explicatives par Jean Gorsas, Paris 1891, Albert Savine), die man um so willkommener begrüßen kann, da die bisher erschienenen beiden ersten Bände jener Denkwürdigkeiten wegen der darin offen zu Tage tretenden Unaufrichtigkeit und Selbstverherrlichung des Verfassers für die richtige Würdigung seines Charakters und der Rolle, die er im öffentlichen Leben spielte, so gut wie wertlos sind. Die jetzt vorliegenden vertraulichen Briefe bestätigen dagegen das Urteil seiner Zeitgenossen und der Nachwelt über ihn: nämlich, daß er einer der vollendetsten Heuchler war, die je über die Erde dahingeschritten sind.

Bei dem denkwürdigen Bundesfest, das am ersten Jahrestage der Erstürmung der Bastille, am 14. Juli 1790 auf dem Marsfelde gefeiert wurde und bei dem der König, die Nationalversammlung und das föderierte Heer inmitten der begeisterungsvollen Beifallsäußerungen einer gewaltigen Volksmenge den Eid auf die Verfassung leisteten, zelebrirte Talleyrand als Bischof von Autun vor dem Altar des Vaterlandes die Messe. Am folgenden Tage schrieb er an seine Maitresse, die Gräfin von Flahault, einen Brief, der in der That keines Kommentars bedarf. Das Schreiben lautet: „Wenn Sie

mit Ihrem Platz bei dem lächerlichen Fest von gestern ebenso zufrieden gewesen sind, wie ich es darüber war, Sie sehen und bewundern zu können, so müssen Sie den Sturm mit derselben Philosophie wie Ihr Freund über sich haben ergehen lassen. Der Herzog von Orleans hat mich gezwungen, den Abend bei ihm zu verbringen, sonst würde ich zu Ihnen geeilt sein, um mein Herz für all' den Verdruß des Tages zu trösten und mich mit Ihnen über Dinge auszusprechen, die so verschiedene Eindrücke hinterlassen haben. Was mich anbetrifft, so weiß ich, unter uns gesagt, nicht, wer mehr zu beklagen ist, der Herrscher oder das Volk, Frankreich oder Europa. Wenn der König sich auf die Liebe des Volkes verläßt, so ist er verloren, und wenn das Volk nicht vor dem Charakter des Königs auf seiner Hut ist, so wird schreckliches Unheil über uns hereinbrechen. Ströme von Blut werden mehrere Jahre hindurch fließen, um die Begeisterung einiger Monate auszulöschen. Den Unschuldigen sehe ich wie den Schuldigen der Vernichtung anheimgegeben, und was sich auch immer ereignen möge: entweder wird die Freiheit oder die Ruhe Frankreichs bedroht sein. Freilich liegt es mir fern, den König als nach Blut dürstend im Verdacht zu haben, aber ein schwacher, von schlechten Ratgebern umgebener Monarch wird leicht grausam, oder vielmehr, was auf dasselbe hinausläuft, seine Schwäche läßt unter der Autorität seines Namens Grausamkeiten ausüben.

Sieyes fragte mich mit dem sardonischen Lächeln, das Sie an ihm kennen, in Gegenwart von sechszehn Personen, wie ich hätte ernst bleiben können, indem ich meine Rolle in der Posse des Marsfeldes mit solcher Fertigkeit spielte, und von wie vielen Christen ich wohl nach meiner Ansicht unter den hunderttausend Zuschauern den nationalen und christlichen Eid entgegengenommen hätte. Als ich ihm meine Unkenntnis in dieser Beziehung erklärte, erwiderte er: „Nach meiner Berechnung kann sich die Zahl derselben vielleicht auf fünfhundert belaufen, der Herzog von Orleans, Sie, ich, unsere ganze Partei einbegriffen.“ — Wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll, teure Freundin, so muß ich gestehen, daß jene Zahl der Gläubigen nach meiner Befürchtung noch übertrieben ist, und wie philosophisch ich auch beanlagt bin, so beklage ich doch den Fortschritt der Ungläubigkeit im Volke. Ich teile die Ansicht Voltaire's: ob wir nun selbst an Gott glauben oder nicht, so würde es doch für

jede Gesellschaft gefährlich sein, wenn die Menge dächte, sie könne ohne Strafe in dieser Welt und ohne Furcht vor Vergeltung in jener Welt stehlen und morden. Wir leben in einer Zeit, in der die der Moral entgegengesetzten Lehren am meisten zu fürchten sind.

Ich weiß wohl, daß es nicht sehr galant seitens eines Liebhabers ist, seine Geliebte mit philosophischen Träumereien zu unterhalten, aber wem könnte ich meine geheimsten Gedanken anvertrauen, wenn nicht Ihnen, die Sie über den Vorurteilen Ihres Geschlechtes stehen? Ich hoffe, daß Ihr Scharfsinn Sie hat erraten lassen, an welche Gottheit ich gestern meine Gebete und meinen Eid der Treue richtete, und daß Sie das einzige höchste Wesen waren, das ich anbetete und immer anbeten werde. — Verbrennen Sie diesen Brief."

Am Tage nach der Sitzung der Nationalversammlung, in welcher die Geistlichkeit den von ihr verlangten Eid leistete (4. Januar 1791), schrieb Talleyrand an dieselbe Geliebte: „Was sagen Sie zu der Posse vom gestrigen Tage? Die Galerien waren zu voll, als daß es mir möglich gewesen wäre, mit Ihnen zu sprechen. Die Heuchler! Sie haben wahrhaftig ein schönes Meisterwerk zu Stande gebracht! Sie werden ohne Zweifel bemerkt haben, wie einstudiert ihre Reden waren, und wie affektiert ihre Entsagung erschien. Der Eindruck, den Sie hervorgebracht haben, hat mich abgehalten, auf die Tribüne zu steigen, von wo ich ihnen wohl ihre Maske vom Gesichte hätte reißen mögen. Sie wußten sehr wohl, daß sie keine große Gefahr liefen, indem sie ihre Bischofsmützen gegen ein angebliches Märtyrertum umtauschten; sonst würden die Feiglinge sich nicht so tapfer gezeigt haben. Ich bin wirklich entrüstet, teure Freundin, wenn ich darüber nachdenke, wie leicht man die Menschen zu Narren haben kann. Die männlichen und weiblichen Capetinger haben uns schöne Lehren des Aberglaubens gegeben, ebenso wie gewisse Kardinäle, deren Kardinaltugend sicherlich nicht in der Vaterlandsliebe besteht. Ich möchte wohl, daß sie ihre Komödie in Rom und nicht in Paris spielten, wo ihre apostolischen Mummereien nicht mehr zeitgemäß sind. Ihr Märtyrertum hält nach meinem Dafürhalten mit ihrer Orthodoxie gleichen Schritt. Alles das aber ist aus der Mode, und dennoch giebt es hier zu Lande noch einfältige Leute, die als gute Christen unwissend genug sind, zu glauben, wie ihre Väter glaubten. Obgleich alle diese abgeschmackten Dinge mir

viel Verdruß bereitet haben, so kann ich mich im Grunde doch nicht darüber beklagen, daß sie mir nützlicher gewesen sind, als ich gehofft hatte. Nun sind nämlich alle meine Schulden bezahlt und ich könnte die französische oder römische Tiara kaufen, wenn sie zu verkaufen wäre. — Verbrennen Sie diesen Brief."

Köstlich, dieses stereotype „Verbrennen Sie diesen Brief!"

Ein Glück für die Weltgeschichte, daß diese Dokumente doch nicht immer umzubringen sind, denn sie sind wichtiger für die Erkenntnis der Menschen, ihrer Gesinnung und Umgebung, als dicke Memoirenbände und offizielle Geschichtswerke, in welchen die Täuschung der öffentlichen Meinung und die Irreleitung des gutmütigen Volkes als Kunst und Geschäft betrieben wird. —

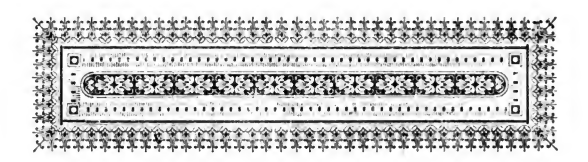


XI.

Die Protestanten von Monteynard.

(Frei nach dem Französischen.)







Es ist eine merkwürdige Geschichte, diejenige der Gemeinde Monteynard im Departement Isère, deren Einwohner sich eines schönen Morgens ganz unerwartet bekehrt haben und wie ein Mann zum Protestantismus übergetreten sind. Es war nicht irgend ein dunkles Dogma und Glaubensgeheimnis, welches sie dazu bewegt hat, sie sind nicht durch eine begeisterte Predigt oder ein Religionsgespräch über die wirkliche Gegenwart Christi im Meßopfer oder über die heiligmachende Gnade u. dgl. zu diesem großen Entschluß hingerissen worden. Diese Gemeinde mit etwa 600 Einwohnern hat deswegen die Fahne der freien Bibelforschung ergriffen und Monteynard ist darum von der alleinseligmachenden römisch-katholischen Kirche abgefallen, weil man ihr ihren Pfarrer, den Pfarrer Martin genommen hat und weil man gegen die Einsetzung seines Nachfolgers dadurch hat protestieren wollen, daß man mit Sack und Pack zur Religion Luthers und Calvins abmarschiert ist.

Man kann nicht gerade behaupten, daß Ehrwürden Martin das Muster eines Vertreters der heiligen Kirche gewesen sei. Man hatte ihn der Reihe nach von Prebois nach Engelas und von Engelas nach Monteynard versetzen müssen. Weil jedoch daselbst der Skandal erst eigentlich anfing, so hatte ihn der Bischof von Grenoble abberufen. Der Skandal war nämlich eine junge Person, die Ehrwürden Abbé Martin zu seiner Geliebten gemacht hatte, an deren Seite er mit einer liebenswürdigen Sorglosigkeit lebte und die man nicht als kanonische Köchin ansehen wollte. Er hatte Marie Vachier beim

dörflichen Gottesdienste singen hören und ihre goldreine Stimme hat sein priesterliches Herz wie Donner und Blitz getroffen.

Die Liebschaft hatte bereits zwei Jahre gedauert, zwei Jahre eines stillen Glücks — denn glückliche Priester haben wie die glücklichen Völker keine Geschichte — als Monseigneur Fava, der vorgesetzte Bischof von Grenoble, von dem Abenteuer unseres guten ehrwürdigen Abbé unterrichtet wurde und ihm zur Strafe eine Luftveränderung vorschrieb, eine Maßregel, die damals bei den Regierungspräfekten so sehr im Schwung gewesen ist; er hatte ihn nach Engelas geschickt. Der Pfarrer Martin hat seinen Koffer gepackt und ist gehorsam in seine neue Residenz abgereist. Der Erfolg dieser Strafversetzung würde vollständig gewesen sein, wenn nur der Abbé nicht den Einfall gehabt hätte, — seine vielteure Schwester in Christo und Köchin Marie Vachier nach Engelas mitzunehmen. Zwei weitere Jahre waren still verflossen und der Bischof mochte die „Verirrungen" seines Sohnes, des Abbé Martin, als gesühnt angesehen haben, als er ihn wieder nach Monteynard zurückversetzte.

* *
*

Man kennt den Geist der Kirche und das Verfahren, welches sie in ähnlichen Fällen einschlägt. Wenn der Pfarrer Martin in Prébois nichts taugt, so ist er vielleicht in Engelas ganz ausgezeichnet und wenn er auch bei den Leuten in Engelas die Sache schlecht macht, so muß man voraussetzen, daß er das Glück der Einwohner von Monteynard ausmacht. Wir haben zwanzig Geschichten von dieser Sorte erlebt, Kreuz-, Quer- und Zurückschickungen von Kongregationisten, Schulbrüdern, welche das Evangelium allzu liebeseifrig auffaßten und die kleinen Kinder allzu hitzig hatten zu sich kommen lassen. Man schickte sie an das andere Ende Frankreichs in irgend eine Gemeinde, oder man versteckte und verleugnete sie vorsichtiger Weise während einiger Monate. Das war das einzige Abhilfsmittel, zu dem man gegriffen hat. Die Kirche verläßt die Ihrigen nie und wenn sie doch dazu kommt, sie zu treffen, so geschieht es in der Verteidigung ihrer selbst und nur wenn sie nicht mehr anders kann.

Dieser Augenblick war endlich auch für den Abbé Martin

gekommen. Nicht nur hatte er die unvermeidliche Marie Vachier nach Monteynard mitgenommen, sondern er lebte ganz in der Weise eines Ehepaars mit ihr, wie alle Welt es wußte und sehen konnte. Sie ging an seinem Arm aus und machte mit ihm die Krankenvisiten. Aber man ist in solchen menschlichen Dingen nicht zu heikel auf dem Land und billigte es ohne Zweifel, daß der Abbé Martin das Wort aus der heiligen Schrift: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“ sich zu Herzen genommen hatte. Und er war außerdem ein so guter Junge! Er verstand etwas Medizin, gab den Bauern umsonst ärztlichen Rat und trieb die Gefälligkeit sogar so weit, daß er sie eigenhändig schröpfte und ihnen bisweilen zur Ader ließ. Er war überdies einer der besten Stammgäste der Dorfschenke, wo man ihn nie eine Partie Kartenspiel hatte ausschlagen sehen. Endlich hatte dieser betriebsame Mann Gottes mit seinem kirchlichen Geschäft noch ein anderes verbunden. Er durchzog als Handelsreisender den Bezirk nach allen Richtungen hin, den Bauern die Waren feilhaltend — aber sein hauptsächlicher Triumph war der Krämerladen.

* * *

Zum Unglück für unsern Abbé Martin gaben ihm die Karthäuser Mönche 5000 Franken zum Bau einer neuen Kirche in Monteynard. Die Kolonialwaren genügten für diesen Mann von einer so verzehrenden Thätigkeit nicht mehr und er that sich als Architekt und Unternehmer auf und machte das Anerbieten, die Materialien zum Bau der Kirche selbst zu liefern.

Es giebt überall auf der ganzen Welt Neidische, die das Glück anderer Menschen nicht ruhig ertragen können. Eine Broschüre erschien, welche „Die Rechnungsberichte des Herrn Martin“ betitelt war und über die gelegten Rechnungen des Abbé ein ungünstiges Urteil fällte. Die übrigen Priester des Bezirks beschlossen in ihrem Eifer die kirchliche Exekution gegen ihn einzuleiten und sie thaten es mit einem großen Apparat von Förmlichkeiten, indem sie alle zugleich am nämlichen Sonntag auf der Kanzel gegen ihn loslegten. Monseigneur Fava war alsdann genötigt, gegen den Liebhaber der Marie Vachier vorzugehen und ihn abzuberufen.

Aber dieser Entschluß hat die friedfertige Gemeinde Monteynard

wahrhaft revolutioniert. Man hat dem Nachfolger des Abbé Martin, dem Herrn Tascher, als er von Grenoble her den Einzug hielt und von dem Erzpriester de la Mure begleitet war, mit Hilfe des zuströmenden Volks der Nachbarschaft das Geleite gegeben. Sie wurden mit dem Geschrei: „Es leben die Protestanten!" verfolgt und mit dem Gesang der Marseillaise begleitet; sie waren genötigt zu fliehen und nach dem Hauptort der Diözese (Grenoble) zurückzukehren.

Seither ist zwar der Abbé Tascher wiederum gekommen, aber wie wir schon am Anfang des Berichtes gesagt haben, Monteynard hat sich zum Protestantismus bekehrt. Ein Pastor kommt alle Sonntage, um in einer Hütte, welche der Kirche gegenüber steht, den Gottesdienst zu verrichten und eine Petition wird an den Präfekt des Isère-Departements abgeschickt, um die provisorische Einrichtung des Gottesdienstes im Saale der Gemeindeschule zu verlangen.

Was den Abbé Martin betrifft, welcher entschieden den Beruf eines Kaufmanns mit auf die Welt gebracht hat, so ist er Versicherungsagent und Inhaber eines Kommissionsgeschäftes für Wein in Grenoble geworden, wo er mit seiner Geliebten und den Kindern lebt, die sie ihm heimlich geschenkt hat.

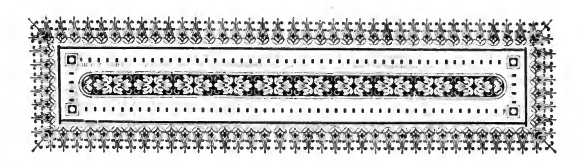
Soll man nicht die Weisheit dieses Mannes bewundern, der sich nicht gleich in seinem priesterlichen Gewissen für verpflichtet gehalten hat, wie seinerzeit der Abbé Loyson, eine neue Religion zu gründen und eine besondere Kirche zu stiften, nur um sich sein Weib und die ihm unentbehrlichen Ehefreuden zu retten? —



XII.

Der General der Heilsarmee.







Herr William Booth, der Begründer und Führer der englischen Heilsarmee, hat vor einiger Zeit in Berlin in einer großen Versammlung eine Rede gehalten. Sein Werk sei ein soziales. Er suche als Christ das christliche Evangelium — und dieses sei ein soziales — wahr zu machen. Der wahre Christ sei ein Sozialist, kein Egoist. Der richtige Sozialismus sei der Inbegriff der christlichen Sittenlehre. Er habe seit 25 Jahren gewirkt, um die Armut und das Elend, Verbrechen und Laster zu bekämpfen. Er habe Hunderttausende in Vereinen gesammelt. Aber er sehe ein, daß mit Vereinen und Predigen und kleinen Unterstützungen an Einzelne auf die Dauer nichts ausgerichtet werde. Die Not der Massen könne nur mit Millionen bekämpft werden und diese sammle er zu seinen riesigen sozialen Unternehmungen. Redner schilderte das in England in den untersten Volksschichten herrschende Elend. Nach seiner Angabe sind daselbst 85,000 Verbrecher hilflos dem Elend überliefert, abgesehen von der Unzahl gefallener Frauen, zu Grunde gegangener Geschäftsleute und Anderer. „Was wir brauchen", sagt Booth, ist Befreiung, aber Befreiung nach einem System. Ich bin kein Träumer, wie Viele glauben, ich habe auch keine Visionen, ich strebe einem festen, mir vorgesteckten Ziele zu, für dessen Erreichung ich seit 25 Jahren arbeite." Er legt sodann seine Pläne klar, wie durch Errichtung von Nahrungsstätten, Nachtherbergen, Rettungshäusern, die in allen Centren und Kolonien, die auf noch unkultivirten Länder-

strecken zu errichten wären, Abhilfe zu schaffen sei. Auf der Bearbeitung des Landes basirt seine ganze Hoffnung; in England lägen noch 25 Millionen Acker wüsten Landes unbebaut, in Schweden sogar 70 Millionen. Man nehme sich der Elenden in den Heimstätten an, erziehe sie zu jener Arbeit, die von ihnen auf dem Lande gefordert werde, und schicke sie dann hinaus. Hierbei sei aber, um eine wirkliche Wirkung zu erzielen, nicht blos eine Umänderung der Verhältnisse jener Aermsten anzustreben, sondern auch ihres Charakters. General Booth gab zum Schluß eine kurze Schilderung über die bisherige Thätigkeit der „Heilsarmee“. Obwohl General Booth gar keine Ursache hatte, sich in Bezug auf seine Redeweise zu entschuldigen, (denn er spricht ebenso überzeugend wie korrekt) that er es doch, mit dem Hinweis, daß er seine Rede nicht einstudieren konnte, weil er angeblich den ganzen Tag von Reportern gestürmt wurde, die ihn alle sprechen wollen. „Diese Zeitungsgeister ließen mich nicht zur Ruhe kommen“, meinte der General.

Er ist 63 Jahre alt. Eine hohe Gestalt, breit und kräftig, aber das Gesicht tief durchfurcht, die schlicht anliegenden Haare und der lange englische Bart fast weiß, über den Augen hohe buschige Brauen. Sein Blick hat etwas Durchdringendes, ist kühl, berechnend, überlegend. Der Ueberrock ist schwarz verschnürt wie eine Husarenjacke. Auf dem linken Arme ist ein aus rotem Bande aufgenähtes Kreuz, darüber eine rote Himmelskrone. Er hält Deutschland nicht für so verkommen, wie England, aber auch nicht für so „religiös“. Kirchengehen und religiöse Gesinnung sind für ihn unzertrennlich. Die Heilsarmee stellt sich nach ihm zu jeder Kirche freundlich. Sie will die Kirchen für die soziale Reformarbeit gewinnen. „Die Deutschen lassen sich nicht so leicht vom Teufel unterkriegen, vielleicht weil sie mehr Bier als Schnaps trinken.“ Ruhmeshallen und Siegesdenkmäler flößen ihm keine Achtung ein; er will Friedenstempel. Vom Kaiser hofft er „Freiheit der Bewegung.“ Mit der Sozialdemokratie stimmt er in Vielem überein; er will die Herzen der Reichen und Armen durch christliche Liebe umwandeln, daß Einer dem Andern brüderlich begegne. Die Abhilfe des sozialen Elends denkt er sich so, daß er den Armen ständige Beschäftigung schaffen will, im Vaterlande oder in Kolonien. In

Deutschland sei indessen Land genug für die Deutschen. „Wir wollen in Deutschland nur das Gefühl für die Reform erwecken", sagte er, „wir wollen Ihr Land nicht erobern."

Die Versammlung war so stark besucht, daß bald nach Beginn derselben die Thüren polizeilich geschlossen wurden.

Der General Booth hat lange Zeit unseren Zeitungen nur als Sonderling, d. h. als lächerliche Figur gegolten. Das hat sich mit seinem Auftreten in Berlin geändert. Man beginnt den hohen sittlichen Ernst zu ahnen, der das Leben und Wirken dieses seltenen Mannes beherrscht, und sich an seinem Ernste zu einer würdigeren Schätzung seiner Persönlichkeit und seiner Absichten emporzuraffen.

Herr Booth ist ein Meister des Wortes auch mit der Feder. Er hat die zwingende Beredtsamkeit des Herzens und der sozialen Thatsachen. Er ist kein Komödiant der humanitären Schriftstellerei, er ist ein Blutzeuge, der für seine Aussagen mit seinem Leben einsteht.

Vor einigen Monaten erschien in England und Amerika — ich weiß nicht, ob auch schon in Deutschland — sein Buch: „Im dunkelsten England und der Weg heraus." (In darkest England and the way out).

Das Werk hat Aufsehen erregt, und nicht ohne Grund; es ist in Bezug auf Statistik und Schilderung der Londoner Armenbevölkerung wirklich ein Schlag in das Gesicht unserer heutigen Gesellschaft und ihrer Vertreter und Lobredner.

Der Titel des Werkes ist umgeformt aus jenem von Stanley's berühmtem Werk „Im dunkelsten Afrika" — nicht wenig effektvoll — und der Vergleich des afrikanischen Urwaldes mit unserer heutigen Gesellschaft, der in diesem Urwalde lebenden elenden Zwergvölker mit unseren Arbeitern, Arbeitslosen, Verbrechern und Wahnsinnigen ist glücklich gewählt und verfehlt seinen grauenhaften Eindruck nicht.

Einen noch weit größeren Eindruck aber machen die Statistik der Londoner Armenbevölkerung, „die Geschichten aus dem wirklichen Leben", und die „Jagd nach Arbeit."

Das Herz dreht sich einem förmlich im Leibe herum, wenn man diese Dinge liest.

Booth konstatiert, daß in London nicht weniger als 300,000 Menschen sind, die zwischen einem zufälligen Verdienst von 18 Mark die Woche und absolutem chronischen Mangel dahinleben; außerdem

222,000 Arbeiter, die einen unterbrochenen Verdienst von 18 bis 21 Mark per Woche haben. (für Londoner Verhältnisse eine lächerliche Summe); ferner 33,000 Lungerer, Gelegenheitsarbeiter, (um Pferde für eine kurze Zeit zu beaufsichtigen; hie und da ein Paquet zu tragen;) — einige Verbrecher unter diesen; ferner 51,000 Bewohner von Zuchthäusern, Asylen und Hospitälern.

Rechnet man hiezu noch 387,000 reguläre Arbeiter mit einem Verdienst zwischen 18 und 21 Mark die Woche, wobei man, beiläufig gesagt, in London genug Hunger leiden kann, so ergiebt sich daraus die erschreckliche Summe von 993,000 Menschen, d. i. etwa ein Viertel der Bevölkerung Londons, die Alle, wie General Booth sich treffend ausdrückt, in Elend und Verzweiflung gesotten sind."

In der reichsten Stadt der Welt ist unter vier Menschen Einer, der im günstigsten Falle noch zu wenig zum Leben hat.

Booth konstatiert ferner, daß im ganzen Großbritannien, ausschließlich des armen Irland, 3 Millionen Menschen der Klasse der Elenden angehören, d. i. ein Zehntel der ganzen Bevölkerung.

Was es heißt, in London ohne genügenden Verdienst oder im gänzlichen Mangel zu leben, also langsam zu verhungern, läßt General Booth von den Elenden selbst erzählen. Ein Offizier der Heilsarmee notierte sich in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni 1890 unter anderen die folgenden Erzählungen von im Freien übernachtenden Individuen, über deren Schicksale und momentane Lage (wörtlich übersetzt): Ich habe schon zwei Nächte hier geschlafen, bin ein Zuckerbäcker von Profession; komme von Dartford. Man hat mich weggeschickt von der Arbeit, weil ich eben schon älter werde; die können ja junge Männer billiger bekommen und außerdem habe ich heftig Rheumatismus. Ich habe in den letzten zwei Tagen nichts verdient; ich dachte mir, vielleicht könnte ich in Woolwich Arbeit bekommen. Ich fand einen Bissen Brot auf der Landstraße in ein Stück Zeitungspapier gewickelt. Das mußte für gestern hinreichen. Heute hatte ich ein Bischen Butterbrot. Ich bin 54 Jahre alt. Wenn das Wetter so feucht ist, stehen wir die ganze Nacht unter den Arkaden herum.

Ein Anderer:

Aeltlicher Mann, zittert sichtbar vor Aufregung, wenn man etwas von Arbeit erwähnt. Er zieht eine Karte hervor, auf der

geschrieben steht, daß Herr J. R. ein Mitglied der Handelschutz-League ist. Er ist ein Dockarbeiter, seine letzte derartige Arbeit war vor vierzehn Tagen. Fünf Tage lang gar nichts verdient. Hatte einen Bissen Brot diesen Morgen, aber nicht eine Krumme seither. Gestern hatte er eine Tasse Thee und zwei Stücke Brot, dasselbe am Tage vorher. Der Verwalter eines Unterkunftshauses gab es ihm. Er ist fünfzig Jahre alt und noch feucht vom Schlafen im Freien während der verflossenen regnerischen Nacht.

Noch Einer:

Alter Mann, 67 Jahre. Scheint seine Lage eher von der humoristischen Seite zu nehmen. Er sagt, er könne gerade nicht behaupten, daß ihm sein Schicksal besonders gefalle, aber es müsse ihm eben gefallen. Er ist ein Schieferdecker seines Handwerkes und schon einige Zeit außer Arbeit. Natürlich giebt man den jungen Leuten den Vorzug. Er bekommt hie und da ein wenig Maurerarbeit, kann alles geschickt angreifen. Geht meilenweit und bekommt nichts. Verdiente vorige Woche durch Beaufsichtigung von Pferden einmal 8 Pfg. (1 d.) ein andermal 16 Pfg. (2 d.) Findet seine Lage allerdings hart. Früher hat er sich wohl gekümmert und das Herz sinken lassen, aber das hat keinen Wert. „Jetzt mach ich mir nichts mehr daraus.“ Er hatte heute ein Bischen Butterbrot und eine Tasse Kaffee. Mit der Gesundheit geht es schlimm, sie ist nicht mehr halb so wie sie war. Die Ursache davon ist, daß er beständig der Witterung preisgegeben ist, und außerdem Mangel an Nahrung.

In der letzten Nacht ist er naß geworden, und nun sind seine Glieder ganz steif davon. Er war herumgewandert, seit es Tag zu werden begann — das war um drei Uhr. War so kalt und naß und schwach diesen Morgen; wußte kaum was er anfangen sollte. Ging zum Hyde-Park, wo er auf einer trockenen Bank ein Weilchen schlafen konnte, als der Park aufgemacht wurde.

Wie aber diese Armee von Verhungernden sich rekrutiert, zeigt folgende wahre Geschichte, die ihr „Held“ — und man darf ihn wohl so nennen — selbst erzählt:

„Ein wunderschöner Frühlingsmorgen fand mich eben aus einer westlichen Kolonie zurückgekehrt.

Vierzehn Jahre waren vorbei gegangen, seit ich mich an derselben Stelle eingeschifft hatte.

Es waren vierzehn Jahre ohne Erfolg gewesen, was die Resultate anbelangte, und da war ich nun wieder in meinem eigenen Vaterlande ein Fremder, der sich erst wieder eine Laufbahn zu eröffnen und den Kampf um's Dasein von Neuem durchzufechten hatte. Mein erster Gedanke war Arbeit.

Nie vorher hatte ich einen solchen Eifer gefühlt, eine Gelegenheit zu entdecken, wo ich mich durch ehrliche, mühsame Arbeit durchschlagen könnte. Aber wo konnte ich Arbeit finden?

Fest entschlossen, ging ich auf die Suche.

Ein Tag verging ohne Erfolg, dann noch einer, und noch einer, aber der Gedanke erhielt mir den Mut: „Ist's nicht heute, so ist's morgen."

Es hat Jemand behauptet: „Die Hoffnung quillt ewig in der menschlichen Brust."

In meinem Falle sollte die Wahrheit dieses Wortes ernst auf die Probe gestellt werden.

Tage wurden zu Wochen, und ich war immer noch auf der Suche, geduldig und hoffend. Höflichkeit und Anstand begegneten mir so oft bei meinen Nachfragen um Arbeit, daß ich oft wünschte, wenn sie mich nur einmal hinauswerfen würden und so eine Abwechslung brächten in das krankhafte Furnier der mir gezollten Achtung, das so dünn ihre Gleichgültigkeit und Teilnahmslosigkeit an meinen Bedürfnissen zudeckte.

Nur Wenige machten kurze Umstände, indem sie sagten: „Nein, wir brauchen Sie nicht!" — „Sind Sie so gut und belästigen Sie uns nicht mehr!" (Dies bei der zweiten Anfrage.) Wir haben keine Vakanz, und selbst wenn wir eine hätten, so wären Leute genug bei der Hand, sie auszufüllen."

Wer kann die Gefühle beschreiben, die über Einen kommen, wenn die Thatsache aufzudämmern beginnt, daß es vergeblich ist, nach Arbeit zu suchen?

Alle meine Hoffnungen und Pläne schienen sich als falsch erwiesen zu haben.

Hilflosigkeit — ich hatte oft davon gehört, oft darüber gesprochen, hatte gedacht, ich wüßte, was das heißt.

Ja! für Andere; aber jetzt begann ich zu verstehen, was es

für mich selbst bedeutet. Nach und nach war ich auch im persönlichen Ansehen heruntergekommen.

Meine früher tadellose Wäsche wurde unglatt und unrein.

Immer niedriger wurden die Absätze an meinen Schuhen: es trieb mich in jene peinliche Lage: „Schäbige Vornehmheit."

Wenn die Prinzipale schon vorher gegen mich waren, um wie viel mehr jetzt, als sie sahen, daß ich zu heruntergekommen war, um auch nur Aufmerksamkeit zu verdienen, viel weniger eine Gewährleistung meiner Bitte um Arbeit. Nun begann auch der Hunger sein Werk zu thun; es trieb mich zu den Thoren der Docks; aber was ist da für eine Chance unter den hungrigen Mengen? Und so triftete ich den Strom herunter, bis das grimmige Bedürfnis mich zum letzten Schilling, zur letzten Wohnstätte, zur letzten Mahlzeit brachte.

Was soll ich thun? Wo soll ich hingehen? Ich bemühte mich, zu denken. Muß ich denn Hungers sterben? Sicherlich muß da irgendwo noch ein Hinterpförtchen offen sein für ehrsame, willige Bemühung, aber wo? Was kann ich thun? „Trinken," sagte eine Stimme in mir, — aber um sich zu betrinken, braucht man Geld, — und Vergessenheit im Trunke verlangt, daß man beständig trinkt. —

„Verhungern oder Stehlen; du mußt Eines oder das Andere thun," sagte die Stimme wieder.

Aber ich schreckte zurück, ein Dieb zu werden. „Doch warum so ängstlich sein, du bist einmal heruntergekommen; wer kümmert sich um dich? Du mußt dich um dich selbst kümmern. Die Wahl liegt zwischen Stehlen und Sterben." Und so kämpfte ich mit mir selbst, bis mir der Hunger das Urteil raubte, und dann wurde ich zum Dieb."

Noch ein anderes Bildchen, das Schicksal eines Mädchens, die früher allgemein geachtete Tochter eines Polizeisergeanten. Sie wurde verführt, und die Scham brachte sie dazu, ihr Elternhaus zu verlassen. Zuletzt kam sie nach Woolwich, wo sie einen Mann traf, der sie bewog, mit ihm zu leben, und für eine beträchtlich lange Zeit unterhielt sie ihn, obwohl sein Betragen gegen sie brutal war bis auf's Aeußerste. Das Mädchen, welches in dem Zimmer neben ihr wohnte, hörte häufig, wie er ihren Kopf gegen die Wand schlug und gleich einem Mörserstößel daran rieb und pochte. Das that er

immer, wenn er wütend war über ihre zu kleine, durch Prostitution erzielte Einnahme.

Er überhäufte sie mit allen nur erdenklichen Grausamkeiten und Schmähungen, bis sie schließlich so elend wurde und in einen derartig fürchterlichen Zustand gekommen war, daß sie auf keinen Mann mehr Anziehungskraft ausüben konnte. Darüber wurde er rasend. Er verpfändete alle ihre Kleider bis auf ein dünnes, zerfetztes Gewand.

In der Woche vor ihren ersten Geburtswehen schlug er sie braun und blau vom Genick bis zu den Knieen; sie wurde in einem Weiher von Blut zur Polizeistation getragen.

Trotz alledem weigerte sie sich noch, Klage gegen den Elenden zu erheben. Sie wollte sich eben ertränken, als sie von Offizieren der Heilsarmee zurückgehalten und für sie Sorge getragen wurde. Das Baby wurde tot geboren — eine zwerghafte, formlose Masse.

Was General Booth über das „dusthole", (Staubloch) in Woolwich sagt, wo Mädchen sich buchstäblich für eine Brodkrumme verkaufen, sein Kapitel: „The curse upon the cradle" (Fluch über die Wiege) ist schrecklich, herzbrechend, besonders wenn man bedenkt, daß diese Dinge nicht nur in London, nicht nur in England, sondern ebenso schrecklich, nur weniger auffallend in unseren deutschen Städten, und, was Rohheit und Familienelend anbetrifft, fast noch mehr auf dem Lande sich abspielen.

Nun beginnt der General den zweiten Teil seines Buches: „Giebt es keine Hilfe?" — „Was kann gethan werden?" —

Er sieht ein, daß er zuerst die Nichtigkeit der Pläne Anderer beweisen muß, um die seinigen in's rechte Licht stellen zu können.

In einem Kapitel: „Sozialistische Utopien" schreibt er Folgendes:

Ueber die Pläne Jener, welche glauben, einen neuen Himmel und eine neue Erde zu schaffen durch eine gewissenhaftere Verteilung der Gold- und Silbermünzen in den Hosentaschen der Menschheit, will ich hier gar nichts erwähnen. Sie sollen gut oder nicht gut sein. Ich sympatisiere sogar sehr mit den Bestrebungen, die hinter allen diesen sozialistischen Träumereien liegen.

Aber ob es Henry George's „Soziale Probleme" oder Edward Bellamy's Nationalismus ist, oder die mehr ausgearbeiteten Pläne der Kollektivisten, meine Haltung gegen sie Alle ist ganz dieselbe.

Was diese guten Leute thun wollen, will ich auch thun. Aber ich bin ein praktischer Mann, der mit den heutigen Thatsachen rechnet, Ich habe keine vorausgedachten Theorien, und ich schmeichle mir, einzig frei von Vorurteilen zu sein. Ich bin bereit, mich Jedem zu Füßen zu legen, der mir irgend etwas Vorteilhaftes zeigt. Ich halte meinen Geist offen für alle diese Gegenstände, und bin bereit, mit offenen Armen jede mir angebotene Utopie zu begrüßen. Aber sie muß im Bereich meiner Fingerspitzen liegen: sie ist wertlos für mich, wenn sie in den Wolken hängt.

Es mag sein, daß nichts andauernd zurecht gemacht werden kann, bis nicht das Unterste zu oberst gekehrt ist. (Man sieht, was General Booth für wirklich beängstigende Begriffe vom Sozialismus hat.)

Es giebt gewiß so viele Dinge, welche einer Umbildung bedürfen, anfangend beim Herzen jedes einzelnen Mannes und jeder Frau, — (das wäre eine schöne Arbeit!) — daß ich wirklich nicht zanke mit einem Phantasten, der in seiner heftigen Sehnsucht nach Verbesserung der Lage der Menschheit Theorien aufstellt über die Notwendigkeit einer radikalen Aenderung, wie unpraktisch sie mir auch erscheinen mögen.

Aber die Frage steht so: Hier in unseren Schutzquartieren lagen in der verflossenen Nacht ein Tausend hungrige, arbeitslose Menschen. Ich will wissen, was man mit diesen thun soll? Da ist John Johnes, ein vollblütiger, stämmiger Arbeiter in Fetzen, der einen ganzen Monat lang nicht eine ganze Mahlzeit gehabt hat, der nach Arbeit gejagt hat, die ihn in Stand setzen sollte, Leib und Seele zusammenzuhalten — und dessen Mühe vergeblich gewesen ist. Da liegt er in seiner hungrigen Zerlumptheit, um Arbeit bittend, damit er leben kann, und nicht rein Hungers sterben muß im Mittelpunkte der reichsten Stadt der Welt. Was ist zu thun mit John Johnes?!

Die Individualisten sagen mir, daß das freie Walten der Naturgesetze, welche den Kampf um's Dasein beherrschen, es dazu bringen wird, daß nur die Passendsten, Besten überleben, daß im Laufe weniger Zeitalter, mehr oder weniger eine viel feinere Menschenklasse sich herausgebildet haben wird. Aber mittlerweile — was soll aus John Johnes werden?

Die Sozialisten erzählen mir, daß die große soziale Revolution immer sichtbarer wird am Horizont. In der guten Zeit, die kommen soll, wenn der Reichtum gleichmäßig verteilt und das Privateigentum verschwunden sein wird, werden alle Mägen gesättigt sein, und es wird keine John Johnes mehr geben, die ungeduldig nach Arbeit verlangen, damit sie nicht sterben müssen.

Es kann ja so sein, aber mittlerweile — da ist John Johnes, der immer ungeduldiger und hungriger wird, und der sich wundert, wenn er auf sein Mittagessen bis nach der großen Revolution warten soll. Was sollen wir mit John Johnes machen? Das ist die Frage. Und zur Lösung dieser Frage weiß mir keiner der Utopisten Hilfe.

Wenn es sich um praktische Zwecke handelt, so verfallen diese Träumer ganz derselben Verurteilung, mit der sie so freigebig diejenigen konventionell religiösen Leute überhäufen, welche sich über die Sorge um das Wohl der Armen hinweg trösten, indem sie sagen, daß in der anderen Welt alles besser sein wird. Diese religiöse Salbaderei, die sich frei macht von aller Zudringlichkeit der leidenden Menschheit dadurch, daß sie wertlose Cheks ausgiebt, die erst jenseits des Grabes zahlbar sind, ist nicht mehr unpraktisch als die sozialistische Effektmacherei, die alle Abhilfe der menschlichen Leiden bis nach der großen Umwälzung verschiebt. Beide nehmen ihre Zuflucht zu der Zukunft, um der Lösung des Problems der Gegenwart zu entgehen, und für die Unglücklichen ist es gleichgiltig, ob ihre Zukunft jenseits oder diesseits des Grabes liegt. Beide sind für sie gleich unerreichbar. Wenn der Himmel einfällt, werden wir Lerchen fangen. Ohne Zweifel. Aber in der Zwischenzeit? Was ist zu thun mit John Johnes??" — — — — — —

Zu dieser Frage des Generals der Heilsarmee macht ein sozialistisches Blatt folgende Anmerkungen:

„Herr General! Es ist schon wirklich ein rechtes Elend mit dem John, aber ich meine eben, wenn Sie, da Sie doch die Bedürfnisse des John so genau kennen, und derselbe sich in Ihrem Quartiere befindet, ihm vorläufig einen Teller Suppe reichen ließen; wir wollen ihn nicht mehr länger anschauen, denn solche John Johnes giebt es ja überall genug.

„Wenn Johnnie aber Arbeit braucht, so schicken Sie ihn in eine Arbeiterbibliothek und lassen Sie für sich ein Paar

sozialistische Zeitungen nebst diversen Brochüren über den Achtstundentag holen. Johnnie kann damit ein Paar Pennies verdienen und wird außerdem durch den Spaziergang sein Süppchen recht gut verdauen. Eine gute Verdauung ist aber immerhin eine Hauptsache, auch für einen Heilsarmeegeneral, wenn er sozialistische Brochüren liest. Hoffentlich wird der Herr General seine Vorurteilsfreiheit auch dann noch haben, wenn der Johnnie mit den Zeitungen und Schriftchen zurückkommt.

„Was aber soll aus John Johnes werden? Die Antwort ist so schrecklich; John Johnes (und in London sind allein fast eine Million solcher John Johnes —) — John Johnes muß verhungern.

„Er ist ein Opfer — nicht etwa der Sozialisten, wie es General Booth herausbringt — sondern des menschlichen Egoismus, wie sein Bruder, der im Kriege verblutete."

Und dann folgen die bekannten radikalen Rezepte des sozialistischen Doktor Eisenbart. Das unterscheidet den General der Heilsarmee von der offiziellen Sozialdemokratie: er ist durchaus Sozial*reformer*, Sozial*nothelfer*, aber kein Sozialumstürzler. Er bescheidet sich mit Palliativmitteln. Er will heilen und vorbeugen von Fall zu Fall, er will nicht mit Blut und Eisen, mit Feuer und Schwert dem Herd der Krankheit auf den Leib rücken. Denn er findet die Wurzeln alles sozialen und individualen Elendes nicht wie die Sozialdemokraten ausschließlich in der privatkapitalistischen Produktionsweise und Gesellschaftsordnung, sondern *überall*, in der *Natur* selbst. Und darum ist er ein Gottgläubiger, ein pessimistischer Ideologe, ein Apostel der christlichen Nächstenliebe.

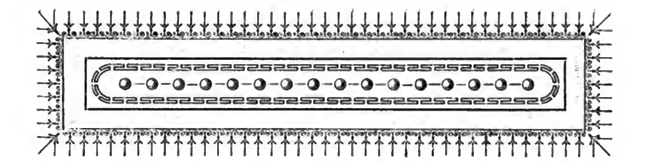
Alles in allem: er ist ein braver, ehrenwerter Mann, ein großes Herz, ein frommer Charakter. Die radikalen Sozialisten mögen ihn verspotten, die Manchesterleute mögen ihn verlachen, die Klerikalen mögen sich an seiner religiösen Methode stoßen, er läßt sich in seinem Thun nicht beirren, von seinem Wege nicht abdrängen. Daß auch er, der Mann des besten und reinsten Willens, im heutigen sozialen Durcheinander als eine destruktive Kraft, als ein auflösendes Element wirkt und wirken muß, ist nicht seine Schuld. —



XIII.

Der böse Apostel Diefenbach.





Diefenbach als „Störer des ehelichen Friedens!"

Unter dieser Spitzmarke lese ich einen anmutigen Bericht aus dem Gerichtssaale, Landgericht München II. Und ich kann mich vor Staunen nicht fassen.

Diefenbach, der mystische Maler und Weltreformer, Diefenbach, der schlichte Humanitätsapostel und Einsiedler im Steinbruch von Höllriegelsgereuth, ein Störer ehelichen Friedens — wer hätte sich das träumen lassen!

Einen Augenblick Geduld.

Ich überlese den Bericht ein zweites Mal, um in der merkwürdigen Sache ganz klar zu sehen.

Gott sei Dank: Diefenbach als „Störer ehelichen Friedens" hat wenigstens kein Weib verführt, kein Weib, wie die Weiber nun einmal sind: unschuldig, zurückhaltend, keusch, treu bis in den Tod. Nein, das hat er nicht gethan. Die Sache ist weniger schlimm und unendlich viel drolliger. Seine teuflischen Verführungskünste als Ehestörer hat er nicht am Weibe, sondern am — Manne versucht.

An einem Manne, dem das Sprüchlein des Apostels Paulus zu spät eingefallen ist: „Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser." Daß es ihm aber überhaupt in seinem standesamtlich und kirchlich gesegneten Eheleben eingefallen ist, dieses junggesellige Apostelwort, das läßt tief blicken, um mit Sabor zu reden. Und bei diesem Tiefblick erschließt sich der Busen des Weibes kaum als ein unerschöpflicher Brunnen von Zärtlichkeit, Güte, Sanftmut, Milde, Geduld und wie die Süßigkeiten aus der ehelichen Tugend-Konditorei

alle lauten. Nicht zu reden von dem Zauber der Weibeskunst am Kochherd, allwo das Männerglück täglich auf's neue präpariert und mit pikanter Würze versehen wird. —

Da geschah es eines Tages, daß Meister Diefenbach am Zaun dieses heilig umfriedeten Ehelebens vorüberging und ihm däuchte, als höre er eine klagende Männerstimme das Apostelsprüchlein jammervoll laut zitiren: „Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser."

„Das kenne ich," dachte der Meister und hemmte seine Schritte. Und als er das Weitere erlauscht und erforscht hatte, da hob er an, mit sanfter Erlöserstimme über den Zaun hinweg dem gequälten Ehemanne zuzusingen, frei nach Schiller:

„Willst du in meinem Steinbruch mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein!"

Und der Unglückselige ließ sein trautes und angetrautes Weib im Stich und folgte dem sirenenhaften Sänger in die Tiefe des Steinbruchs, allwo ein einsames, stilles, weiber- und fleischloses, nur kalmirende Pflanzenkost bietendes Leben ihn umfing. Und der Meister freute sich baß seines Jüngers.

Andere Gefühle jedoch beherrschten die verlassene Ariadne, mit ihrem standesamtlichen Namen Frau Sophie Höllweger von Tutzing geheißen.

Ueber dem friedlichen Steinbruch zog sich das Gewitter zusammen. Die Ahnungslosen!

Und es geschah, wie es in dem alten schwermütigen Liede heißt:

„Kaum gedacht, kaum gedacht,
„Ward der Lust ein End gemacht."

Mit Gewalt wurde der Entflohene wieder unter das eheliche Dach zurückgebracht, denn der Staat kann nicht dulden, daß ein wehrpflichtiger und kirchlich eingesegneter Mann vor dem Weibe Reißaus nehme. Dergleichen demoralisirt, verdirbt die Sitten und schädigt die Disziplin bis in die hintersten Reihen des Landsturmes.

Und als eines taufrischen Morgens der Humanitätsapostel aus seinem Steinbruche aufbrach, von gewaltiger Menschenliebe erfüllt, um nach Tutzing am Gestade des See's zu pilgern, da sollte ihm Unangenehmes passiren. Kaum stand er am bewußten Zaun und spähte hinüber nach Los und Schicksal seines einstigen Schützlings und Jüngers, da wurden Blumentöpfe am Fenster lebendig

und flogen nach seinem Kopfe und eine Frauenstimme gellte in die stille Landschaft hinein: „Hurenkerl elendiger, hin mußt Du wer'n, i bring' Di um!"

Viel andere Drohreden folgten in steigender Wut.

Da vergaß der Apostel seine Humanität und eilte zum weltlichen Richter und rief: „Ich klage das Weib an, es trachtet mir nach dem Leben, man treffe die Schreckliche mit der Schärfe des Gesetzes!"

Der Richter aber fand keine Schuld an ihr und sprach sie frei. Der klagende Apostel hingegen mußte sich harte Worte von den Wächtern des Gesetzes sagen lassen. Denn also meldet der Bericht: „Der Staatsanwalt geißelte in scharfen Worten das Benehmen Diefenbach's, der sich nicht gescheut habe, in das eheliche Leben Anderer einzugreifen; er möge in Zukunft von derartigen Dingen ablassen, da sonst die Behörden schließlich ihn nicht mehr vor der Wut des in seinen heiligsten sittlichen Gefühlen beleidigten Volkes, dem die Bande ehelichen Lebens Gott sei Dank noch höher ständen, als Herrn Diefenbach, zu schützen vermöchten. Diefenbach's Vorgehen sei geradezu frivol und gewissenlos."

Und der Apostel zitterte und war verwirrt in seinem Gemüte ob solchem Spruche.

Als er am Abende durch die Straßen der Residenzstadt wanderte, da lächelten ihn viele gelüstige Fräulein schamlos an und offerirten ihm tröstende Liebe, und aufgedonnerte und geschminkte Damen, mit polizeilichen Karten in den Taschen, wimmelten mit frech verführerischen Blicken durch die verheiratete und unverheiratete Menge — und er konnte nicht gewahren, daß das Volk in seinen heiligsten sittlichen Gefühlen durch diese stille und doch so beredte Aufforderung zu Unzucht und Ehebruch verletzt that. Im Gegenteil!

Und als er an den Theatern vorüberging, die mit obrigkeitlicher Bewilligung ihr Vergnügen feilbieten, da vernahm er, wie französische Dichter gegen hohes Honorar die Zuschauer mit Stücken ergötzen, in welchen die „Bande ehelichen Lebens" mit den derbsten Späßen und witzigsten Satyren und kitzelndsten Anspielungen und Zweideutigkeiten verfolgt und verhohnekelt wurden — und das Volk in seinen heiligsten sittlichen Gefühlen wieherte vor Behagen

und klaschte so rasend Beifall, daß die eleganten Handschuhe platzten und die seidenen Mieder krachten, denn es war vornehmes Volk, das die teuersten Plätze besetzt hielt und so gebildet und weltläufig, daß es sich in den Pariser Stücken wie daheim fühlte.

Und traurig kroch der böse Apostel wieder in seinen Steinbruch — ein gerichtlich abgewandelter „Störer des ehelichen Friedens."

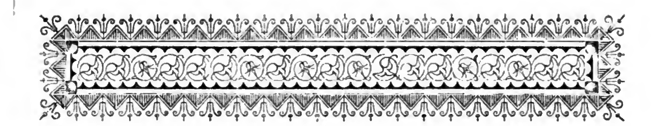


XIV.

Fabian Sebastians Kunststadt-Fragen.

Schlorum!





Wenn die anständigere Gegnerschaft in den gebildeten bürgerlichen Kreisen mit dem bekannten komfortablen kosmopolitischen Gewissen zu einem recht wuchtigen Hieb gegen die Sozialdemokratie ausholen will, hüpft sie mit Vorliebe zu der Behauptung auf, die Sozialdemokratie wirke schon deswegen vergiftend auf das Geistesleben des Volkes, weil sie nicht national, sondern international denke und empfinde.

Nun wollen wir einmal eins der geistigen Lieblingsgebiete unserer wohllebigen bürgerlichen Gesellschaft auf den Gehalt nationaler Gesinnung und Empfindung ein wenig untersuchen, um der verehrten Bourgeoisie zu zeigen, daß der Vorwurf der Internationalität, wenn er ja einmal im bösen Sinne erhoben und geschleudert werden soll, am richtigsten in ihr eigenes wonniges Gesicht fliegt.

Nehmen wir das Theater, die fashionable Hauptvergnügungsstätte unserer schöngeisternden Bourgeoisie, wo ihr kein Eintrittsgeld zu hoch und keine Toilette zu kostspielig und keine Verdauung zu schwierig ist, den edlen Kultus des Schönen zu pflegen.

Wer herrscht in unseren Schauspielhäusern, von den tonangebenden Hof- und Stadttheatern angefangen bis herab zu den kleineren Spekulationsbühnen der theatralischen Privatunternehmung? Das Ausland, in erster Linie die erbfeindlichen Franzosen! Und von deutschen Stückschreibern diejenigen, die den Franzosen als Nachahmer am nächsten stehen und am wenigsten Deutschtümliches echt und unverfälscht in ihren Werken haben.

Ja, Bauer, ruft man uns da entgegen, das ist etwas ganz anderes: Die schöne Kunst ist von Hause aus international!

Auf diese sehr billige Bourgeois-Antwort ist aber dies zu sagen: Ihr spielt die Internationalität als erlaubten Trumpf eben da aus, wo es Euch gerade in den Kram Eures Vergnügens paßt. Euer Patriotismus ist ja nur eine Spekulation am Werktag und ein Deklamationsthema am Feiertag.

In der That und Wahrheit ist es wirklich so, daß gerade die größten Dichter und Künstler immer national waren, daß heißt scharf bestimmte Typen mit allen Vorzügen und Fehlern ihres spezifischen Volkstums. Jeder wahrhaft schöpferische Geist hat die Wurzeln seiner Kraft am tiefsten im Mutterboden. Nicht minder die virtuosen Spezialisten einer ihrem Volkstum eigentümlichen Kunstart oder Sittlichkeit. Wer ist französischer als Viktor Hugo, Dumas und Sardou? Wer ist englischer als Shakespeare und der General der Heilsarmee? Wer ist italienischer als Dante, Raphael, Rossini? Wer ist deutscher als Dürer und Richard Wagner? Wer ist slavischer als Tolstoi? Wer ist römisch geriebener als der Papst und seine unfehlbaren Bullenprodukte? Wer ist spezifisch jüdischer als Rothschild und sein Börsengenie? Diese wenigen typischen Namen genügen, unsere Auffassung vom inneren Wesen aller Kunst zu erläutern.

Weiter: Jedes Kunstwerk ist ein Lebensteil seines Urhebers und damit ein Stück Weltanschauung, ein Stück Gesellschaftskunde und Sozialkritik seines spezifischen Volkstums. Insonderheit jedes auf der Schaubühne lebendig vorgeführte Kunstwerk wirkt am stärksten durch diese Inhaltsmischung.

Was für Gesinnungen, Gedanken und Gefühle werden also in einem Schauspielhause verbreitet, das mit Vorliebe z. B. französische Stücke spielt, wie namentlich die Residenztheater in Berlin und München? Etwa deutschnationale? Ist es deutsche Weltanschauung, deutsche Sittenkritik, was uns unsere Schauspieler mit den Komödien der Messieurs Sardou, Pailleron, Dumas u. s. w. vorgaukeln? Wird vielleicht die vielberufene „deutsche Treue und Bravheit“ unserer Theaterbesucher dadurch gestärkt, daß sie sich Abende lang in unseren Hof- und Stadttheatern von Pariser Dichtern und Spaßmachern und Zotenreißern unterhalten lassen?

Die Wahrheit ist also, daß die Propaganda für fragwürdigste

internationale Neigungen und Stimmungen von den noblen Kunstanstalten unseres Staates und unserer Städte, d. i. von hochwohllöblicher Bourgeoisie mit einem Eifer betrieben wird, gegen welchen die Bemühungen für die Hebung der deutsch-nationalen Kunst einfach verschwinden oder stark in's Hintertreffen treten. Wer deutsch-nationales Leben in seiner Echtheit und Gegenwärtigkeit in unseren Schauspielhäusern kennen lernen wollte, der hätte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Unsere deutschen Theaterleiter — und unter ihnen sind erste Hofbeamte, Offiziere, Kammerherrn u. s. w. — sind mit brünstigster Vorliebe Geschäftsträger des Internationalismus, also der geistigen Fremdherrschaft; sie sind mit dem Gelde des Volkes bezahlte Missionäre einer Kunst- und Lebensanschauung, die nicht nur nicht auf deutschem Boden gewachsen, sondern meist auch den besseren sittlichen Ueberlieferungen und sozialen Gewohnheiten unseres Volkstums direkt wider den Strich geht. Schlorum!

* * *

München ist eine Kunststadt.

Das fängt schon an, eine alte Geschichte und eine alte Leier zu werden. Bei den hundert Festen, die wir jährlich im frommen Bierathen feiern, hört man's aus tausend phrasensaftigen Trinksprüchen: München ist Kunststadt. Die Spatzen pfeifens schon von den Dächern, so oft wird's in allen Tonarten und in allen Stadien der Begeisterung wiederholt: Hochverehrte Anwesende, München, die ruhmreiche Residenz der Wittelsbacher, die Heimat alles Schönen und Guten und der schwersten Großbräuer, ist Ku — — u. s. w. u. s. w.

Warum diese ewigen Wiederholungen, Beteuerungen, Versicherungen? Das ist ja geradezu unanständig geschmacklos.

Weiß man's nicht endlich zur Genüge auswendig und inwendig? Muß es immer aus allen Poren geschwitzt werden?

Oder mischt sich doch ein leiser Zweifel in dieses Wissen? Muß der Glaube daran durch die unermüdlichen Kunststadt-Prediger und Festspruch-Demosthenesse immer wieder auf's Neue gestärkt werden? Sind wir unserer Sache nicht ganz sicher?

Es wird bei uns sehr viel in Kunst gemacht, das ist augenscheinlich. Und noch mehr in allem, was sich auf Kunst reimt, wie

Dunst u. s. w. Es werden jahrein jahraus enorm viel Bilder gemalt, Ausstellungen veranstaltet, Kunstberichte geschrieben, Kunstauktionen abgehalten. Die Wirte, die Metzger, die Bäcker, die Fuhrwerkbesitzer, die Photographie- und anderen Händler, die nackten Modelle und sonstigen Mädchen für Alles ziehen schwer Geld von den Fremden, die, angelockt vom Sirenensang der Kunstausrufer, in breitem Strome durch München fluten.

Sehr schön und gut. Leben und leben lassen. Vive la bagatelle! Aber die vermögende Bürgerschaft von München selbst, wie stellt sie sich ernstlich zur Kunst? Und das hartarbeitende Volk, die hunderttausend Arbeitssklaven, der gering besoldete, niedrige Beamtenstand inbegriffen, was haben sie von der Kunst?

Haben Sie schon erlebt, verehrter Herr Kunststadt-Jubler, daß unser hoher Adel, unsere hohe Finanz, unsere hohe Bourgeoisie, nebst den hohen Offizieren und hohen Beamten, in den Ausstellungen ein Bild sozusagen vom Flecke weg gekauft haben? Nennen Sie mir doch gütigst die Reihe unserer hiesigen hochadeligen und hochbürgerlichen Gemäldesammler aus purem Grundsatz: Noblesse oblige? Nennen Sie mir doch die reichen Leute, die in ihrem Haushaltsbudget einen festen und ihrem oft fürstlichen Einkommen entsprechenden Posten für Kunstpflege haben?

Worin besteht denn eigentlich die wirkliche Kunstliebhaberei dieser hochmögenden Herrschaften? Reicht sie bis zum Geldbeutel? Oder — — nein, ich unterdrücke lieber diese Frage, um kein zimperliches Moralhäschen zu kränken.

Thatsache ist, daß z. B. die Hälfte der Bildergewinnste, die alle Jahre im Kunstverein auf die Münchener Mitglieder entfallen, d. h. auf Leute, die sich den Luxus von 21 Mark Jahresbeitrag als kleine Extrakunststeuer erlauben können, wenige Tage nach der Verlosung den Kunsthändlern zu Schleuderpreisen offeriert werden. Fort mit Schaden — ist *das* Kunstliebe?

Thatsache ist ferner, daß z. B. die kleine Stadt Mannheim mehr Gemälde-Liebhaber und Gemälde-Käufer aufzuweisen hat, als die vielbelobte Kunststadt München. Ja, bei Apoll, was soll denn das bedeuten?

Das schöne Beispiel des Prinz-Regenten von Bayern nützt so wenig, daß nicht einmal der Staat — siehe die beschämenden Land-

tagsverhandlungen mit dem berühmten klerikalen Streichquartett von anno 1891 — sich aufschwingen kann, nobel in den Sack zu greifen und für die Kunstpflege etwas Erkleckliches zu thun, wenn nicht zugleich für die fragwürdigste Parteipolitik ein fettes Trinkgeld dabei abfällt.

Und was thut derselbe Staat, um Geringvermögenden, also dem 99 Hundertstel der Bevölkerung, die Teilnahme an den Genüssen und Belehrungen, welche die schönen Künste der fortgeschrittenen Menschheit in so reicher Fülle darbieten, auch nur in geringerem Maße zu ermöglichen? — Genügt das, Museum auf Museum zu bauen, Bilder auf Bilder zu stapeln?

Kann der Arbeiter Bilder kaufen? Hat er nur die Zeit, in die Museen zu gehen?

Kann der kleine Gewerbsmann und Beamte das Eintrittsgeld zu einer guten Theateraufführung oder einem guten Akademie-Konzert für sich oder seine Familie von seinem Hunger-Einkommen erübrigen? — —

Während so auf einer Seite der Mittelstand und das Proletariat von dem Reiche der Kunst als Nutznießer fast vollständig ausgeschlossen, wächst im Reiche der Kunst selbst ein anderes Proletariat in immer größeren Massen heran — das Proletariat der brodlosen Kunsterzeuger, die wir auf Regiments-Unkosten jährlich zu Tausenden in unsern staatlichen Kunstschulen züchten. Denn vom Akademiestudium und Bildermalen allein wird auch das Genie nicht satt. Schlorum!

* * *

Nicht weil die Berliner es zu einer freien Volksbühne gebracht haben, fordern wir eine ähnliche Anstalt für andere deutsche Residenz- und Großstädte. Jede öde Nachäfferei liegt uns fern.

Wir fordern die freie Volksbühne, weil sie künstlerisch und ethisch notwendig ist. Denn vom Standpunkte eines gesunden Volkslebens auch in geistiger und künstlerischer Hinsicht sind die Theaterzustände in unseren größeren deutschen Kulturzentren nachgerade einfach unhaltbar geworden. Wenn die großen Bourgeoisblätter dazu schweigen und alles in schönster Ordnung finden und Tag für Tag

die Schauspielerin X. und den Schauspieler Y. und den Regisseur Z. und den Kapellmeister Abraham und den Komponisten Isaak und den Sänger Jakob über den Schellenkönig loben und die gewöhnlichsten Machwerke als vornehme Leistungen preisen, so ist das ihre Sache. Entweder verstehen sie es nicht besser oder sie finden ihre Rechnung dabei, es so und nicht anders zu verstehen, und statt wahrhaftige Kritik zu üben, lieber in den gewohnten Lobesergüssen zu schwelgen, was ja auch bequemer ist. Es ist vieles faul im Staate der schönen Künste, und über kurz oder lang wird die Fäulnis, die man jetzt noch so witzig und geschmackvoll zu überkleistern und zu parfümieren sucht, sich die natürliche Freiheit nehmen, öffentlich zum Himmel zu stinken. Ich halte mir jetzt schon die Nase zu.

Das Schiller'sche Wort von den „Brettern, welche die Welt bedeuten“, bewahrheitet sich auch in dem Sinne, daß die Bühnenbretter so morsch und mit Schmutz überzogen sind, wie die Welt, zu deren Kurzweil die teueren Schaustücke zugerichtet werden. Was auf den Brettern gespielt und gesungen und getanzt wird, was hinter den Koulissen die Drähte lenkt, was auf den schönen Plätzen mit genußgierigen Sinnen herumhockt und herumprotzt: Das ist zum großen Teile ohne künstlerische Kraft, eine Welt des hohlsten Scheins, eine Welt der Schminke und des deklamatorischen Pathos, ohne edle Natürlichkeit und ohne sittliche Ueberzeugung — mit und ohne Zensur.

Mögen sie unter sich bleiben und sich gegenseitig amüsieren, diese Kunstmacher und Kunstgenießer der vornehmen und reichen Dekadenz und sich an ihrer schönen exklusiven Komödie erlustiren: für das Volk, soweit es noch unverdorben, fordern wir die freie, reine, gesunde Volksbühne, nicht zum Amüsement im Sinne des gebildeten Kunstpöbels, sondern zur Erleuchtung des Geistes, zur Erhebung des Gemütes, zur Stärkung des Herzens nach den langen Stunden harter und aufreibender Arbeit.

Eine solche wahrhafte Volksbühne kann nur segensreich wirken — nicht blos in den unteren Schichten der handarbeitenden Gesellschaft, sondern auch in den Kreisen der niederen, gering bezahlten Beamten und aller Gebildeten, welche nach heutiger Staats- und Gesellschaftsordnung trotz aller äußeren Würde doch nur eine Art von geistigem Proletariat bilden, nebst der Legion armer Studenten, armer Gelehrten, armer Künstler.

Nicht das liberalste Hoftheater kann ihnen das gewähren: die Möglichkeit für wenig Geld von einem guten Platze aus ein für sie extra ausgewähltes, von allen Fesseln der Konvention freies Theaterstück zu genießen.

Die Entwicklung der freien Volksbühne in Berlin wird für die Einrichtung ähnlicher Anstalten in anderen Großstädten von heilsamer Belehrung sein. Die freie Volksbühne in Berlin ist bekanntlich unter allerlei parteitendenziösen Beklemmungen ins Leben getreten. Wir sind unbefangen genug, laut anzuerkennen, daß es ein Fehler gewesen, die Sache als das ausschließliche Werk einer politischen Partei anzufassen. Glücklicherweise haben sich gleich einige verständige Leute gefunden, welche durch aufklärende Vorträge dem Volke begreiflich machten, was das Wesen des echten Kunstgenusses sei und daß man vor ein poetisches Werk mit anderen Maßstäben und Empfindungen hintreten müsse, als etwa vor einen Leitartikel der Parteipresse oder vor den Wandervortrag eines Agitators.

Mit sicherer Allmählichkeit hat sich denn auch das Berliner Unternehmen Freunde auf allen Seiten erworben, und wenn noch einige altjüngferliche Zeitungen über neuen Aufguß von brutalem Naturalismus, frechem Sozialismus, freier Bühne-Poetasterei und weiß Gott was schreien, so ist ihnen eben entgangen, daß innerhalb des Vorstandes der freien Volksbühne die ästhetische Gruppe die Oberhand und auf dem Spielplan der Idealist Schiller den Ehrenplatz hat. Bedeutende Schauspieler haben ihr für später ihre Mitwirkung zugesagt, das Lessingtheater hat freiwillig verschiedene gute moderne Stücke aus seinem Repertoir und sein Personal zur Verfügung gestellt, mit einem Wort: die junge Arbeiter-Schöpfung der freien Volksbühne in Berlin sieht einer stolzen Zukunft entgegen. Frei von polizeilichen Vexationen wird die Kunst aus dieser innigen Berührung mit dem Volke auf diesem neuen, reinlichen, noch nicht vom Schlendrian und der Korruption verseuchten Boden frische Kraft und Schönheit gewinnen.

Was wollt Ihr mehr? Schlorum!

* * *

Ein großer Volksmann hat gesagt: „Es giebt mattherzige, weichgebackene Seelen, die bei jedem derben Wort erzittern; es giebt

Geister, die sich für vornehm halten, weil sie ihre Gedanken in feine Redensarten hüllen. Der Kampf sei vielmehr, wenn es sich um wichtige Dinge handelt, direkt, kräftig, derb." Und von Lessing stammt der Ausspruch: „Freimütig sein, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und böswillig gehalten zu werden, ist Pflicht!"

Diese Pflicht wird heute kaum mehr anerkannt, weil die heute im Staate herrschende Bürger-Numro-Eins-Klasse selbst das denkbar schlechteste Beispiel giebt in allen Fragen, wo es auf forsche Mannhaftigkeit und rücksichtslose Ehrlichkeit ankommt. Dieses Schleicher- und Strebergeschlecht, diese Heuchler- und Speichelleckersippe — Ausnahmen bestätigen die Regel — hat es nicht nur in Fragen der Kunst und Geistesbildung dahin gebracht, daß die Profithuberei in allen Dingen den höchsten und einzigen Gesichtspunkt bildet. Die Profithuberei im weitesten und unverschämtesten Sinne: Profit an Geld und Gut, Profit an Ehre und Einfluß, Profit an Wohlleben und Wollust, Profit an Machtgefühl durch Verleugnung der Gerechtigkeit, durch Unterdrückung und Ausbeutung der weniger Mächtigen, Profit an Einbildung und Selbstschmeichelei, daß man das erhabenste Geschöpf Gottes sei, während man im Grunde eine so gemeine, schmutzige und sittlich verkommene Kreatur ist, daß einem armen, braven Kerl davor graust! Schlorum!

Nun soll einmal ein Dichter kommen, ein Dichter, kühn, ehrlich, modern bis in die Fingerspitzen, und diesem grauslichen Menschenfabrikschund einen Spiegel vorhalten: „Hier, verehrte Herrschaften, das ist Euer wohlgetroffenes Konterfei, labt Euch daran, kitzelt daran Eure geilen Nerven, Ihr Pfeiler auf dem letzten Loch, Ihr frommen alten Sünder, die man gleich alten Baracken längst auf Abbruch hätte versteigern sollen!"

Er soll kommen, dieser Dichter?

Er ist gekommen, der Dichter der „Gespenster", der „Wildente", der „Stützen der Gesellschaft", des „Volksfeind" — alle Wetter ja, und man giebt zwei bis drei Stücke von ihm in jedem Hoftheater, den „Volksfeind" sogar!

Allerdings wollen wir mehr! Wir wollen auch die jüngstdeutschen Ibsen, den genialen Schlesier Hauptmann vor allen, und von dem alten norwegischen Ibsen wollen wir gerade die Stücke,

die nicht gegeben werden, wir wollen die „Gespenster“ und die „Wildente“, die noch bedeutender sind als die „Stützen“ und „Nora“ und „Volksfeind“. Und wie wollen wir sie! Unkastriert und unverfälscht in der ganzen Größe und Gewalt der Urschrift des Dichters, nicht ganze Sätze, ja ganze Seiten herausgerissen, wie Ihr es macht, nicht ein starkes Wort durch ein schwaches ersetzt, denn das ist künstlerische Urkundenfälschung, geistige Vergewaltigung und Schändung — und diese Urkundenfälschung, Vergewaltigung und Schändung treibt Ihr als süße Gewohnheit an den höchsten dichterischen Heiligtümern des Volks! An Shakespeare und Goethe und Kleist und Hebbel und an allen Uebrigen so gut wie an Ibsen!

Man wohne doch einer Aufführung des „Volksfeindes“ in einem Hof- oder Stadttheater bei und vergleiche das auf der Bühne Gesprochene mit dem im Buche Gedruckten! Von Aufführung zu Aufführung wütet der Rotstift des Zensors immer rücksichtsloser im Texte des Dichters, bis dem Werke alle genialen Stacheln und sittlichen Kraftworte aus dem Leibe gerissen sind.

Was in Berlin mit großem Spektakel von der Theaterzensur und dem Polizeipräsidium geschieht, übt man anderwärts im Stillen, ohne daß in der Presse oder in der öffentlichen Meinung ein Hahn danach kräht: man verstümmelt stillschweigend die Werke der Dichter sans façon.

Darum fordern wir die freie Volksbühne auch aus diesem Grunde: Dichter und Dichtwerke von der Tyrannei der durch kein verfassungsmäßiges und natürliches Recht begründeten Geistespolizeigewalt zu erlösen und ihnen freien und ungekränkten Zugang zum Herzen und Sinne des ganzes Volkes zu erschließen. Verstanden? Schlorum!

* * *

Kunst oder Gunst? Das ist die Frage! Natürlich am besten beides in schönem und vernünftigem Ineinandergreifen: Kunst, welche Gunst, Geld, Glanz, Ruhm einbringt — und Gunst, welche in edler Weise Kunst und Künstler fördert.

Aber so gut sollen wir's in unserer vielberufenen „deutschen Kunstmetropole“ nicht haben, wie die Geschichte lehrt.

Die Gunst droht der Kunst über den Kopf zu wachsen — die Gunst im üblen Sinne, die Gunst, bei welcher die Person mehr gilt, als das Werk, die Zugehörigkeit zu einer patentirten Clique höher im Preise steht, als der Besitz von Talent und forscher geistiger Kraft, die Liebkindchenspielerei rascher und sicherer zu Lohn und Anerkennung führt, als das Schaffen wahrhaft bedeutender Werke.

Du kannst ein außerordentlich begabter Maler sein, der in verzehrendem Enthusiasmus zu den höchsten Gipfeln der Kunst aufblickt, in leidenschaftlichem Sturm und Drang nach neuen Mitteln und Wegen sucht, die herrlichen Schätze der Kunst durch eigenartige Werke zu mehren, aber du bist trotzdem ein Stiefkind des Glückes und bleibst mit deinen Gaben und Idealen und Schöpfungen unbekannt in der kalten Schattenecke des Lebens hocken, ein Vergessener, den niemals die Sonne eines großen, öffentlichen Erfolges bestrahlt. . . .

Ein Vergessener? Nein. Manch' ein guter Kamerad frischt dein Andenken im Gespräche auf und von Atelier zu Atelier hört man deine Werke nennen.

„Der X? Ein verfluchter Kerl. Hat famose Einfälle, macht ganz außerordentliche Sachen. Sein letztes Bild, zum Beispiel, großartig! Aber er bringt's zu nichts“.

„Ja warum denn nicht, wenn er so erstaunlich zu malen versteht?“

„Erstaunlich, freilich. Aber er ist unvollkommen — er malt nicht mit den Füßen und mit dem Rückgrat, und das gehört nun einmal heutzutage dazu, wenn man vorwärts kommen will. Kopf, Herz, Hand thun's nicht allein. Unermüdlich fleißige Füße in den Vorzimmern, Salons, auf dem Parkett, in den Redaktionsstuben, kurz überall, wo's ein Löbchen, ein Einflüßchen, ein Fürwörtchen zu erschleichen giebt, das ist die Hauptsache. Und ein biegsames Rückgrat, das allen Krümmungen gewachsen ist. Schau den N! Das ist der reine genieverlassene Stümper neben dem X, ein talentloser Wurstler nach berühmten Mustern, aber ein Fuß- und Rückgrats-Künstler, ein unverschämter Einschmeichlungs-Virtuos an allen Ecken und Enden!“

Der N bekommt Aufträge, Auszeichnungen, Zeitungslob, Ein-

ladungen u. s. w. in Hülle und Fülle; der X kann sich den Mund wischen.

Man zeigt mit dem Finger auf den Günstling, man reißt in intimen Kreisen Witze über ihn, man flucht und lacht über ihn — aber öffentlich ist er das große Tier, bekomplimentiert von allen. Er sitzt an der bevorzugten Tafel, wo die leckersten Schüsseln herumgereicht werden. Er ist ein Mann von Einfluß, an dem bereits die nachwachsenden Streber wieder die Schnelligkeit ihrer Füße, die Geschmeidigkeit ihres Rückgrats, den Honigseim ihres schmeichelleientriefenden Mundes erproben.

Es wäre thörichte Uebertreibung zu sagen, daß diese Herren Günstkinge sammt und sonders schwache Künstler seien. Es sind Leute darunter von unzweifelhafter starker Begabung und energischem Fleiß. Allein deswegen ist kein Grund vorhanden, alles Gute auf sie zu häufen und gleich begabte und gleich fleißige Mitstrebende zurückzusetzen oder einfach zu ignoriren. Denn durch dieses zweierlei Maß werden alle sittlichen Voraussetzungen eines großartigen, glanzvollen und freudigen Kunststadtlebens zerstört, das Niveau der Leistungsmöglichkeiten wird herabgedrückt, der allgemeine künstlerische Aufschwung gehemmt, und so und so viele zu einer besseren Lebensführung berechtigte Existenzen werden in ihrem Nahrungsstand geschmälert, mit Bitternis erfüllt und schließlich dem sozialdemokratischen Proletariat in die Arme getrieben.

Die Günstlingswirtschaft ist nicht nur vom künstlerischen, sondern auch vom humanen, ethischen und sozialen Gesichtspunkte aus zu verdammen. Sie ist Hochverrat am Vaterlande.

Schließen sich die Günstlinge und ihr nächster Anhang zu einem Ring zusammen, so ist des Verderbens kein Ende zu sehen. Jedem außerhalb des Ringes oder der Clique schaffenden charaktervollen Originalkopf oder bescheidenen Tugendbold ist hinfort die Möglichkeit benommen, in seinen guten Jahren noch zur Geltung zu kommen und die verdienten Erfolge einzuheimsen. Die verschworenen Ringbrüder schnappen ihm alles Glück vor der Nase weg.

In der Malerei, in der Plastik, in der Architektur kann man bereits Anzeichen einer kunstgefährdenden Ringbildung in größerem Maßstabe mit bloßem Auge beobachten. Es handelt sich um die Errichtung eines Monumentes, um die Ausführung eines Monu-

mentalbaues — sofort spricht die Volksstimme: O Jemine, das bekommt der, das bekommt jener, macht doch keine Flausen! Konkurrenz? Lächerlich. Das ist längst abgekartet!

Denn in diesem Sinne haben wir in München ein wahrhaftiges Kunststadtleben, das bis in die untersten Kreise dringt: man empfindet die Schwächen und Verkehrtheiten einer unklugen Kunstpolitik und moquiert sich darüber. Allein wir haben kein wahrhaftiges Kunststadtleben in dem wichtigen, höheren Sinne, daß die Volksstimme genügend ethisches Pathos besäße, um ein ernstes Verdikt zu fällen und beharrlich ihre Forderungen formulierte und in der Presse zum Ausdruck brächte und wiederholte, bis dem Uebel gesteuert und dem Unrecht ein Damm gesetzt wird.

Die Presse tippt zwar hie und da leise an eine schadhafte Stelle — wie z. B. die „Neuesten Nachrichten" einmal an gewisse böse Zustände im Kunstverein, die seit Jahren öffentliches Geheimnis sind — allein mit dem zeitweiligen Tippen ist da nichts ausgerichtet. Hier hilft nur resolutes Zugreifen und resolutes Festhalten, bis die Besserung thatsächlich erreicht ist.

Unsere Presse selbst ist vom Günstlingswesen angekränkelt — und es fehlt ihr noch viel von jener moralischen Kraft, welche in unserer Zeit allein das Wunder vollbringen kann, ohne Ansehen der Person dem wahrhaft Schönen und Guten mit dem Einsatze aller Mittel zu dienen, komme was da wolle. Kunst oder Gunst? Schlorum!

* *
*

Die deutsche Presse! Gedankenstrich —

Zu den schönen, edlen und großen Dingen, für die sich ein rechtschaffener Mensch auf der Höhe der Vaterlandsliebe ohne viel Anstrengung begeistern kann, gehören die deutschen Zeitungen sicherlich nicht. Ist man ein litterarischer Feinschmecker mit ausgesprochen geistes-aristokratischen Gewöhnungen und Ansprüchen, dann — — zweimal Gedankenstrich, ist man aber vollends gar ein schlichter, ehrlicher Kerl, dann dreimal Gedankenstrich — — —.

O ich stehe mit dieser Empfindung gar nicht allein.

Schrieb jüngst erst mein alter Herr, Fabian Sebastian Numro Eins, ein richtiger Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle, aus Berlin:

„Die deutschen Zeitungen bleiben immer gleich albern, kleinlich

boshaft. Sind sie das letztere nicht gegenüber einem oder dem andern hervorragenden Mann, der über die Mittelmäßigkeit der herrschenden Kasten hinausragt, so sind sie in der Auffassung der allgemeinen Verhältnisse und namentlich der politischen Führung herzlich albern. Zuerst haben sie dem Fürsten Bismarck ihre Eselstritte versetzt, weil er das Einschwenken in ein anderes Fahrwasser verhindert habe. Dann begrüßten sie mit wonnigem Empfinden das Wort des Kaisers: „Der Kurs bleibt der alte!" Und jetzt bemühen sie sich im Chorus mit den Reichsboten den Reichskanzler Caprivi zu verherrlichen, weil derselbe im Wesen an die alte Politik sich anschließt und nur in der Form sich anders, nämlich glatter, verbindlicher und höflicher ausdrückt. Man reime einmal all' diesen Kohl mit dem Kraut und den Rüben zusammen, welche seit Wochen täglich auf den Tisch des deutschen Michels gestellt worden sind und welche der gutmütige, dumme Kerl wirklich ohne Murren, noch dazu mit großem Behagen verzohren hat. Es könnte einem Zuschauer bei solchem Anblick unwohl werden."

Die Verwirrung auf dem litterarischen und künstlerischen Gebiete ist womöglich noch größer, als auf dem politischen und sozialen. Da ist Ratlosigkeit Trumpf — und es ist eigentlich kein Wunder, wenn die Herren „Schriftleiter" sich an Ausländisches und Altertümliches anklammern, um wenigstens den Schein zu erwecken, als wüßten sie noch ungefähr, wo ihnen in schöngeistigen Kulturfragen der Kopf steht. In der That wissen sie es aber längst nicht mehr; sie spielen ihre klassischen Autoritäten und „die lieben alten Meister" und die hypermodernsten Ausländer mit vollendeter Kopflosigkeit aus. Ihre ganze Aesthetik setzt sich hauptsächlich aus akademischen Verlegen- und Verlogenheitsphrasen und kräftigem Schimpfen zusammen, aus Gift- und Gallespeien auf jüngere einheimische Richtungen, deren Wesen und Ziel zu begreifen die guten Herren weder den Willen noch die Fähigkeit zu haben scheinen. Ueber den Realismus und seine interessanten Differenzirungen in der neuesten deutschen Litteratur z. B. ist das erste beste französische oder italienische Journal gründlicher und ausgiebiger unterrichtet, als unsere „führenden" oder „tonangebenden" Blätter in der Kunststadt München. Artikel über deutsche Litteratur und Kunst der jüngsten Gegenwart, wie sie vor einiger Zeit z. B. der Pariser „Figaro" und die „Revue des Deux

Mondes" einem Weltpublikum brachten, wird man in Münchener und auch in Berliner Tageszeitungen vergeblich suchen. Unsere Presse, bis über die Ohren in parteipolitischem Quatsch und Tratsch versunken und nur wenig Raum für die höheren Angelegenheiten des Geistes- und Kulturlebens erübrigend, ist fast ohne jede innigere Fühlung mit der jüngeren vaterländischen Schriftsteller-, Dichter- und Denkergeneration.

Man durchblättere die besseren Münchener Zeitungen! Man wird unter ihren regelmäßigen Mitarbeitern so gut wie keinen einzigen von den jüngeren Schriftstellernamen finden, die als Träger neuer Bewegungen und richtunggebender Schöpfungen längst jenseits der vaterländischen Grenzpfähle Klang und Ansehen haben. Da wird mit alten Namen, alten Behauptungen, alten Bewunderungen und alten „bewährten" Dummheiten fortgewurstelt, als lebten wir noch „Anno Toback", d. h. wenigstens noch zwischen Sechzig und Siebzig. Und wir schreiben Neunzig, und sogar ein Bismarck ist seit X-Jahren a. D. Unsere Kunststädter-Zeitungsleute thun, als könnten im Reiche der Kunst die Tyranneien und Kanzlerschaften ewig dauern, während dieselben nicht einmal im Reiche der Diplomatie, des Militarismus, der Gottesfurcht und frommen Sitte sich ewig halten können, sondern immer wieder von neuen Formationen abgelöst werden.

Die Münchener Tagespresse als Kunststadt-Presse macht daher nicht blos den Eindruck der Kopf- und Ratlosigkeit in allen komplizierteren theoretisch-künstlerischen Fragen, sondern den schlimmeren der Greisenhaftigkeit, Verhocktheit und Vermodertheit allen frischen Kräften und Werken gegenüber, die abseits von den akademisch abgesteckten und gehegten Beeten auf dem weiten, freien Felde der Kunst und Dichtung in immer üppigerer Fülle emporschießen.

Daß einzelne ältere und größere, mit dem rasenden Zeitfortschritte wenigstens im Formate und der technischen Ausstattung stattlich gewachsene Blätter, wie die „Neuesten Nachrichten" und die „Allg. Zeitung" fleißig mit Privatkorrespondenten und mit der Scheere arbeiten und voll Emsigkeit täglich eine Menge von Kunstnotizen unterschiedlichen Wertes aus Aus- und Inland zusammentragen, beweist zunächst nichts weiter, als daß sie ihren Nachrichtendienst modernisiert und erweitert haben und mehr Geld und Sorgfalt auf das höhere Reportertum verwenden, als früher.

Von einer grundsätzlichen und systematischen journalistischen

Kunstpflege höheren Styls ist dabei kaum die Rede, denn es fehlt das geistige Band, all' diesen Kleinkram zusammenzuhalten und an die kunstgeschichtliche Gesamtentwickelung anzuschließen. Das mechanische Notieren von kleinen und größeren Kunstthatsachen mit einigen beiläufigen Anmerkungen oder einigen schönthuerischen Phrasen oder einigen kritischen Heimtückereien macht noch lange keine Kunstpresse, die einer Stadt von dem Range Münchens würdig und den großen Aufgaben und Zielen unserer tiefinnerlich so revolutionären Zeit einigermaßen gewachsen wäre.

Auf die Suche zu gehen, um im Vaterlande Neuartiges zu entdecken, Verkanntes hervorzuziehen und in das rechte Licht zu stellen, das Feuer heiliger Kunstbegeisterung unablässig zu schüren, den Feinden der Kunst konsequent in blanker Wehr entgegenzutreten und der kunstmörderischen Philisterei, Frömmelei, Schacherei, Schufterei mit hehrem Freimut den Krieg zu erklären und nicht zu rasten, bis München in der That und Wahrheit geworden, was seine Lobredner in Festeslaune heute schon in ihm zu sehen vorgeben: die deutsche Kunststadt par excellence, die Frei- und Hochburg aller kunstgeweihten Ritter vom Geiste, welches ästhetischen Glaubens sie auch sein mögen: — nein, dazu haben unsere besten Zeitungsleute erst schwache, schüchterne Anläufe gemacht und über kleine Versuche sind sie noch nicht hinausgekommen. Da blitzten einmal ein paar prächtige Lichter höherer Kunstschriftstellerei auf, Richard Muther, Fritz v. Ostini, aber es blieb bei'm Aufblitzen. Ein festes Sonnensystem ward nicht daraus. Warum? — Doktor Georg Hirth ist ein ganz vorzüglich geschulter Kunstkenner, dabei eine enthusiastische Feuerseele, und seine Feder kann sich mit den besten messen. Der könnte als Herausgeber der „Neuesten" für München werden, was Villemessant, der unvergeßliche Begründer des „Figaro", für Paris geworden. Warum mag er nicht? — Warum ordnet er in seinem über die reichsten Mittel verfügenden Blatte nicht für die Erscheinungen der Dichtung und Litteratur die gleichen regelmäßigen und gewissenhaften Originalberichterstattungen und Kritiken an, wie er sie für Schauspiel und Oper eingeführt hat? Warum verpflichtet er sich nicht für den Kunstverein gleich gediegene Federn wie für das Theater? —

Während der Ausstellungszeit werden wohl auch in kleineren Blättern eine Menge Referate geschrieben, aber es ist selten was

darunter, das verdiente, über den Tag hinauszuleben und zur geistigen Speise des Volkes zu werden. Der Herr Pecht z. B. ist eine kritische Autorität geworden nicht kraft des Geistes und Feuers und der Unbestochenheit des Urteils, die in ihm lebten und webten, sondern kraft des zufälligen Umstandes, daß er einige Menschenalter hindurch auf dem nämlichen Fleck stehen und mit nie ermüdender Zungen- und Federfertigkeit die nämlichen Theorien und Phrasen dreschen konnte. Der Mann ist an die achtzig Jahre alt geworden, hat zahlreiche Bände Makulatur neben einigen guten Kleinigkeiten geschaffen und vielleicht ein schönes Stück Geld verdient — das ist alles.

Allein was weiß er und seines Gleichen von dem „inneren Sturm der Gegenwart mit ihren ungeheueren Sorgen, ihren zweifelnden Hoffnungen, ihrem Schwanken in Kampfbereitschaft und Friedenssehnsucht, in kapitalistischer und sozialistischer Weltanschauung, in Unglauben und Glaubensbedürfnis, in Vaterlandsliebe und Weltbürgertum, ihrer Erkenntnis, „es muß anders werden" und ihrem Drange nicht zu irgend einem fernen, weltfeindlichen Ruhebett des Empfindens, sondern zu kräftigen, lichten, weltfreundlichen Thaten", kurz von dieser ganzen brandenden Flut von Empfindungen, Anschlägen, Entmutigungen, Aufraffungen, Höllen- und Himmelsstürmereien, die die Seele unserer jungen Künstler, Dichter und Denker erfüllen?

Die „Allgemeine Zeitung" erleichterte sich früher Jahrzehnte lang ihre geistige Arbeit in sehr bequemer Weise dadurch, daß sie ihr kritisches Amt in Kunstangelegenheiten sozusagen verpachtete, d. h. einem Einzelnen auf Jahre hinaus das Monopol einräumte, seine persönliche Meinung als autoritäre Münchener Kunstkritik zu verzapfen, ohne daß eine gegenteilige oder korrigierende Meinung zum Worte zugelassen wurde.

Es war in diesem Blatte wie in einer orthodoxen Kirche: der gesalbte Prediger steigt auf die Kanzel, kramt seinen Text aus, macht seine Erklärungen, Paraphrasen, Ermahnungen und Moralitäten dazu, segnet oder flucht — je nachdem: und die gute, fromme Gemeinde hat unten zu sitzen, die Ohren offen und den Mund geschlossen zu halten. Einwände, Gegenreden und dergleichen unliebsam störende Dinge werden nicht geduldet.

Der gesalbte Kunstkritikprediger in der guten, frommen Gemeinde der „Allg. Zeitung“ war der allein rechtgläubige und in allen Stücken das Rechte treffende Friedrich Pecht, Hochwürden. Dieser Herr amtierte so lange in seiner allgemeinen Gemeinde, daß er bereits einige schöne Jubiläen hätte feiern können, würde seine Bescheidenheit ihm nicht die jubilierenden Exzesse verboten haben. Und dann: er feierte sich ja selbst am vorteilhaftesten damit, daß er Menschenalter hindurch die Anderen feierte, die in Renommé, Amt, Stellung, Aufträgen und reichen Einnahmen ergraut waren. Wenn er auf diese hohen, glücklichen Herren, die höchstkotierten Kunstlieferanten der Münchener und deutschen Bilderbörse zu sprechen kam, dann triefte ihm der Bart von Beredtsamkeit und salomonischer Weisheit, seine Kritik verwandelte sich in die schwungvollste Festpredigt. An den hohen Feiertagen seines nationalliberalen Kunstkirchenjahrs wuchs der kleine Mann mit seinen „höheren Zwecken“ zu wahrhaft imposanter Gestalt heran; an den gewöhnlichen Sonntagen strengte er sich weniger an, da wußte er, daß er auch mit geringerem Aufwand von oratorischen Mitteln seinem Berufe und den bescheidenen Ansprüchen seiner gläubigen Gemeinde gerecht wurde.

War Herr Pecht einmal unpäßlich oder unaufgelegt in flauen Zeiten, oder traute er in seinem Herzen dem Landfrieden nicht, oder haderte er in übler Laune mit seinem Redaktionskonsistorium über irgend ein Wort, einen Satz, eine Nebenbemerkung, die nicht gut eingeschlagen, dann wurden zum kritischen Amtieren kleinere Aushilfsgeistliche zugelassen, aber Hauptpastor blieb er immer und ewiglich.

Also das Meinungsmonopol, d. h. was in allen kritischen Angelegenheiten der guten Kunststadt München und Umgegend zu glauben und zu denken vorgesetzt werden sollte, das ruhte bei der „Allgemeinen Zeitung“ in festen Händen. Gegenrede gab es nicht.

Freilich dem Auslande gegenüber, wo eine solche kirchliche Organisation in Sachen der „freien“ Kunst einfach dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen und das internationale Ansehen der Kunststadt München nicht wenig kompromittiren würde, suchte man einen solchen Zustand zu verschleiern. Es wurde daher in großen Zwischenräumen eine Ausnahme von der Regel produzirt, d. h. man veranstaltete ein freies Religionsgespräch, an dem sich einige Höchsterleuchtete und

Höchstleuchtende der Münchener Kunst beteiligen durften. So einmal über das Umhängen der Bilder in den Staatssammlungen — die Geschichte ist freilich schon wieder ein halbes Menschenalter her — durfte Herr Prof. Franz v. Lenbach das Wort in der Allg. Zeitungs-Gemeinde gegen Pecht ergreifen. Da gab's zugleich für Eingeweihte ein anderes Kuriosum zu bestaunen: Lenbach ist bekanntlich kein großer Redner vor dem Herrn, er handhabt die Sprache zwar kavaliermäßig genial, allein doch noch mit jenem derben Schwung und hinpatzenden sans gêne wie etwa in seiner frühesten Jugend den Anstreicherpinsel — da ließ er sich denn, um auf der vornehmen Zeitungskanzel keine schlechte Figur zu machen, von dem gefälligen Dr. Paul Heyse seine Lenbach'schen Originalgedanken kämmen, frisiren und pomadisiren — und setzte einfach seinen Namen darunter. Behauptet man. Fabian Sebastian ist nicht dabeigewesen. Schlorum!

* *
*

Kaiser Wilhelm II. hat das Wort gesprochen: „Jeder ist mir willkommen, der an dem Werke, welches ich mir vorgesetzt, mit mir arbeiten will; er gehöre zu welcher Partei er wolle", — und Napoleon I.: „Dem Talente freie Bahn!"

Von dieser großzügigen Auffassung des öffentlichen Zusammenarbeitens auf dem Felde der Litteratur und Kunst sind wir in München noch weit entfernt. Man sehe sich nur einmal unsere Zeitungsherausgeber an, wie jeder sein besonderes Kapellchen hat mit besonderen Götterchen, jeder sein besonderes Gärtchen absteckt, um sein besonderes Leib-Gemüse zu bauen! Schranken und Ausschließlichkeiten und Parteiferereien überall! Daß nur die Gesinnungen und nicht die Meinungen die hochentwickelten Kulturmenschen trennen sollten, diese schöne und nützliche Moral leuchtet noch den Wenigsten ein. Jeder, der bei uns etwas zu leiten und zu ordnen hat, fordert, daß die Anderen alle Seitensprünge seiner Privatliebhaberei, seiner kleinen Nücken und Tücken treugehorsamst mitmachen, also die Besonderheiten ihres Charakters und ihrer künstlerischen Individualität in der Journalistik auslöschen und seiner Art, die Sachen zu sehen und zu behandeln, sich sklavisch unterwerfen — oder sie mögen sich zum Teufel scheren. Damit

haben wir in der Münchener Presse eine Oede und Sterilität erreicht, wie man sie anderwärts nicht kennt, und dazu eine Unzuverlässigkeit, welche die Fremden, die sich bei uns informiren wollen, zur Verzweiflung bringt. Jahrein jahraus wird uns von den nämlichen Köchen die nämliche Suppe angerichtet und vorgelöffelt. Von einer Kunst der Tagesschriftstellerei, von einer reichen, bewegten, manchfaltigen Geistigkeit und blühenden Originalität der Zeitungslitteratur kann bei uns kaum gesprochen werden.

Die Presse einer Kunststadt muß vor allem ein starkes kunststädtisches Lokal-Gepräge haben, d. h. sie muß sich von der Presse anderer Städte, die kein spezifisches und starkes Kunstleben haben, durch bedeutsame Charaktermerkmale unterscheiden.

Das hervorstechendste Charaktermerkmal eines in der Presse sich ausprägenden Kunstgeistes ist dies, daß alles, was näher oder entfernter mit der Pflege der Litteratur und Kunst in allen ihren Lebensäußerungen zusammenhängt, unter einem möglichst großen Augenaufschlags-Winkel gesehen wird. Nun vergleiche man einmal z. B. die Presse von Paris, der unbestritten ersten Kunststadt der Welt, mit der Presse von Berlin, Wien oder von unserem München, der sogenannten ersten Kunststadt des Reiches — der „deutschen Kunstmetropole“! Der stärkste Mann fällt bei diesem Vergleich vor Schrecken um. Daß auch unsere politisch unabhängigen, sozialistischen und Arbeiterblätter womöglich noch künstlerisch bedeutungsloser sind, als die anderen, ist echt deutsch-spießbürgerlich-verbohrt. Die meinen gar mit ihrer fanatischen Parteipolitik allein und mit ihren doktrinären Wassersuppen das Glück der Welt zu machen. Oder in Kunst und Litteratur erst dann ihr geschleckiges Maul aufthun zu dürfen, wenn revolutionärer Paprika fingersdick aufgestreut ist.

Nur eins: mit dem Realismus in der Malerei haben sich unsere Zeitungen, die größeren und besseren wenigstens, allen voran die „Neuesten Nachrichten“, allmählich vertragen gelernt — vor dem Realismus in der Litteratur hingegen bekommen sie förmlich Krämpfe. Was den Malern recht ist, sollte den Schriftstellern wenigstens billig sein — o nein, kein Gedanke!

Selbst wo man dem Realismus in der vaterländischen Dichtung wenigstens mit kühler Wissenschaftlichkeit beizukommen Miene macht,

wie in der „Allg. Zeitung“, verharrt man nicht nur auf dem akademischen Seifensiederstandpunkt, sondern garnirt die edle Wissenschaftlichkeit mit reichlichen Schmähungen, Beschimpfungen, Verballhornungen. Dess' zum Beweis sei nur an die berüchtigten Aufsätze der Professoren Volkelt und Jerusalem erinnert. Von einer Verpflichtung, den vaterländischen Autoren realistischer Richtung wenigstens mit der nämlichen Objektivität, Ausführlichkeit und Anständigkeit, die man den fremden angedeihen läßt, gerecht zu werden, wollen diese werten Herrschaften akademischer Zünftigkeit und Zopfigkeit nichts wissen. Was über das klassizistische und nachromantische Epigonentum hinausgeht, gilt ihnen für vogelfreie Ketzerei, über die sie am liebsten des Reiches Acht und Bann verhängten.

Wer wird schließlich den Schaden dieser merkwürdig verdrehten Wirtschaft zu tragen haben? Das Volk selbst, dem man auf diese Weise weite Geistesprovinzen verschließt und verleidet und neue Kraftströme unterbindet. Und wer wird den Nutzen davon haben? Das Ausland, das uns in fröhlicher, ungehemmter Entwickelung aller seiner geistigen, künstlerischen und litterarischen Begabungen und Leistungsfähigkeiten überflügelt und rüstig zu den Idealen der Modernen emporstrebt. Es rächt sich immer, wenn man verwüstet, wo man pflegen, — niederdrückt, wo man emporheben, — verachtet, wo man schätzen und lieben sollte. Und wir sind wahrhaftig nicht reich genug, um uns diesen Luxus der Unterdrückung von neuen Begabungen, der Verödung neuer schöpferischer Kräfte leisten zu können.

Nirgends in Deutschland liegt die publizistische Litteraturpflege so sehr im Argen, wie in der Stadt, die sich Deutschlands Kunstmetropole nennt.

Was hat Paris zu diesem imposanten Geistesplatz, zu dieser unerschütterlichen Stellung der ersten Kunststadt der Welt erhoben? Nichts als dies: die beharrliche, liebevolle, planmäßige, opferfreudige Pflege aller Keime, Kräfte und Ausstrahlungen des vaterländischen Schöpfergeistes, die große Sonne, die über alle Felder strahlt, der ausgiebige Regen, der das entlegenste Beet nicht in Dürre verkommen läßt.

Und dieses Allumfassende, das keinen Zweig am Baume der Kunst und Dichtung vor dem anderen zurücksetzt, das die Sonne

des öffentlichen Wohlwollens und Wertschätzens gleichmäßig scheinen läßt über Maler und Dichter und Schriftsteller und Musiker und Schauspieler und wie sie alle heißen mögen die Kinder der einen großen Mutter Kunst, dieses Allumfassende fehlt uns. Es fehlt uns der große Sinn und das große Herz und darum auch die große, alle Schwierigkeiten besiegende Kraft, die In- und Ausland zur Bewunderung zwingt und einem Gemeinwesen die Fähigkeit verleiht, allen Gefahren der Zukunft zu trotzen und in der stolzen Ueberzeugung von seinem hohen geschichtlichen Beruf mit jedem Wettbewerber siegreich in die Schranken zu treten.

Wer Augen hat, der thue sie auf, und wer Ohren hat, der höre! Und wer eine Stimme hat, der rufe: „Alle Mann an Bord — und mit vollem Dampf allzeit voran!“

Hat unsere Münchener Presse diese Stimme? Für die Fremden und bereits zu Ehren Gekommenen, die sie nicht mehr brauchen, ja. Wenn's nichts mehr zu entdecken und zu riskieren, sondern nur noch Schleppen zu tragen giebt und Lobsprüche nachzusingen. — Schlorum! Schlorum!

* * *

„Er spricht aber sehr wenig von Kunst, sehr viel dagegen vom Geschäft .... Eindruck wird die Broschüre mit ihrem sehr dürftigen Geschäftsräsonnement in Künstlerkreisen wohl kaum machen.“

Diese Sätze finde ich im kunstpolitischen Teil der „Neuest. Nachr.“ in einer kritischen Anzeige. Ich gestehe, sie haben mich verblüfft. Sie wollen offenbar dem Gedanken Ausdruck leihen, daß es etwas Unschickliches und Unkünstlerisches sei, sich in künstlerischen Angelegenheiten auch einmal das Geschäft ein wenig zu besehen. Ich halte diesen Gedanken für durchaus falsch. Mehr noch, ich glaube nicht, daß er ehrlich gemeint ist. Der geschäftliche Standpunkt ist, seit es eine Nationalökonomie giebt und die Künstler so gut wie andere Erwerbende von ihrer Kunst leben müssen, ebenso berechtigt und ebenso zeitgemäß und ebenso vornehm, als der ästhetische. Schenken denn die Grandseigneurs der Kunst, z. B. die Herren Ritter v. Kaulbach, v. Lenbach u. s. w. etwa ihre Bilder her, suchen

sie nicht Geschäfte damit zu machen, möglichst gute Geschäfte? Womit wollten denn alle diese großen Herren, die an der Kunstbörse ihren Namen mit den höchsten Preisen bezahlen lassen, ihr angemessenes Auskommen erschwingen, ihren Luxus an Häusern, Wohnungen, Aufwand für Reisen u. s. w. bestreiten, wenn nicht mit den geschäftlichen Erträgnissen ihrer Kunst? Oder sind sie etwa als Millionäre oder Nutznießer von Rittergütern auf die Welt gekommen und malen jetzt ihre genialen Bilder nur aus vornehmer Schöngeisterei, zum ästhetischen Vergnügen, blos um der Kunst willen, zur Gratisbewunderung der reinen Idealisten? Und diese glücklichen Herren, die den Markt mit ihren Kunsterzeugnissen beherrschen, müssen sie nicht unablässig auf das Geschäft achten, damit sie von Konkurrenten nicht zurückgedrängt und damit in ihren Einnahmen und ihrem Lebensstand geschmälert werden? Was den Großen recht ist, sollte den Kleinen, die um ihr tägliches Brot ringen müssen, nicht billig sein? Zudem: ist nicht jedes gutgehende, d. h. gut bezahlte Kunstwerk ein wertvoller Posten in der Nationalökonomie eines Volkes? Sind die Kunstvölker nicht stolz darauf, einen Weltmarkt zu besitzen und wenden sie nicht alle Kniffe an, ihn sich möglichst konkurrenzfrei zu erhalten? Sind die großen Kunstausstellungen nicht in der Hauptsache ebenso sehr industrielle wie schöngeistige Unternehmungen? Wird ihr Erfolg nicht sogar in erster Linie nach den materiellen Ergebnissen, also g e s c h ä f t l i c h geschätzt? Und wenn Ausstellungen lauter Wunderwerke der edelsten Kunstblüte enthielten, aber geschäftlich niemals auf die Höhe glänzender Ertragsfähigkeit zu bringen wären, würden solche Ausstellungen auch nur für kurze Dauer lebensfähig sein können? Bringen die Münchener Zeitungen neben den kritischen Kunstberichten nicht mit demselben Eifer auch die M a r k t berichte von den hiesigen Ausstellungen — die guten, wachsenden Zahlen der Einnahmen und erzielten Verkäufe sogar in Fettschrift? Haben die Unternehmer den „glänzenden Erfolg“ der ersten Münchener Jahresausstellungen vielleicht ausschließlich mit der Vorherrschaft der von den keuschen Kunstorthodoxen so hart befehdeten Freilichtmalerei oder nicht vielmehr in erster Linie mit den reichen Kassa-Eingängen bewiesen? Also wo liegt der eigentliche Erfolg und sein Gradmesser? Etwa nicht auch zugleich im Geschäft? Und daß der Segen des Geschäfts einer

möglichst großen Zahl zuströme und den darbenden Künstlern der Heimat in reicherer Fülle als den Ausländern, wäre das eine Forderung, deren sich ein richtiger Künstler am Ende noch zu schämen hätte? Soll es nur Geschäftsführern und Zwischenhändlern erlaubt sein, sich die Taschen zu füllen? Schlorum!

* * *

Wenn die guten Stadtväter in München gerade nichts Besseres zu thun haben, so rücken sie mit gemütlich-genialen Ratsherrn-Mienen zu einem feierlichen Umtaufungsschmaus in ihrem gotischen Rathaus zusammen, jenem kostbaren Wunderbau, der alle zehn Jahre ein halbes Dutzend Baracken aus der Nachbarschaft verschlingt und als teuerste gotische Nach- und Anbauten von sich giebt.

Diese gefräßige Ausdehnung unseres Stadthauses auf die ganze Nachbarschaft zwischen Weinstraße, Landschaftsstraße und Dienerstraße ist ein herrlich-schöner Beweis von der Scharfsinnigkeit und Vorausschau unserer herrschenden Stadtväterschaft. Etwas praktisch zu machen und zweckmäßig für lange Zeit, nein, das wäre altmodisch und nicht auf der Höhe der Situation. Es wäre auch für eine Kunststadt, die wir nun doch einmal sind, nicht nobel und kostspielig genug. Es wäre auch gegen alle Phantasie. Aber so, wie's jetzt bei uns getrieben wird, ist's über die Maßen kunststadtmäßig und stachelt den Erfindungsgeist zu den lustigsten Hopsern. Unsere verehrten Nachkommen wissen dann doch, wozu sie auf die Welt gekommen sind, nämlich: die phantasievollen Thaten ihrer seligen Vorfahren zu verbessern, deren Schulden zu bezahlen und auf neuen Pump und — neue Genialitäten zu sinnen.

Wenn es einmal in München nichts Rechtes mehr zu bauen geben sollte, so wird man wenigstens am Rathaus und anderen städtischen Bauwerken immer wieder reichliche Beschäftigung finden, denn sie sind schlauerweise so angelegt, daß sie nie genügen, nie vollkommen ihrem Zweck entsprechen und in alle Ewigkeit nicht fertig werden. Alle fünf oder zehn Jahre, wenn inzwischen die Preise für Arbeit, Material, Grunderwerbungen u. s. w. enorm gestiegen sind, erweitern wir wieder das Rathaus um ein Stückchen, verbreitern die kaum gebauten Brücken um einige Meter, vergrößern

die wundervolle Stadtkneipe „Isarlust“, die uns jetzt schon annähernd eine halbe Million gekostet hat, um einige Küchenannexe — und dergleichen mehr.

Trotzdem haben unsere guten Stadtväter, von denen viele so alt, weise und beredtsam sind, daß sie bereits bei der Ausgießung des heiligen Geistes dabei gewesen sein könnten — oft bedenklichen Mangel an ernsthafter Arbeit. Weil auch die Zeit gar so fidel ist und der Himmel allweil voll Geigen hängt! Jeder dritte oder vierte Tag ist ohnehin ein Feiertag nach dem römisch-katholischen Kalender. Und unsere Stadtväter sind ausgezeichnete Kalender-Christen. Und dabei so arbeitsam! So produktiv-thätig! In solchen mangelhaften Stunden setzen sie sich, wie gesagt, feierlich und geistreich zusammen und taufen unsere alten Straßen um. Das ist eine äußerst nützliche und angenehme Beschäftigung und erfordert kolossales Gehirnschmalz obendrein. Denn es muß doch auch ein gewisses System in der Sache sein, wenn es auch der gewöhnliche beschränkte Unterthanen-Verstand der steuerzahlenden Bevölkerung schwer entdeckt.

Hinter dieses System kommt man am ersten, wenn man die Straßennamen z. B. an der Isar betrachtet. Da waren bekanntlich früher ganz einfache, natürliche, die Oertlichkeit charakterisirende Namen: Quaistraße, Wasserstraße, Auenstraße, Isarstraße, Ländstraße ꝛc., Namen, die sich sozusagen von selbst verstanden haben, die jedes Kind deuten konnte und jedem Fremden geläufig waren. Hier tritt nun gleich der erste Teil des Systems unserer weisen Umtäufer deutlich hervor: das Natürliche und Selbstverständliche, weil der Landschaft Entsprechende, muß durch sein Gegenteil ersetzt werden, denn das Natürliche und Selbstverständliche ist gefährlich, es paßt nicht in die künstliche Ordnung der heutigen Gesellschaft.

Wie beseitigt man das objektiv Natürliche und Selbstverständliche? Sehr einfach: man ersetzt es durch das subjektiv Bureaukratische und Beamtenmäßige, für das Gemüt der Menschen möglichst Nichtssagende.

Zweiter Teil des Systems: die Straßen an der Isar, welche von der Natur durch die herrlichste Lage ausgezeichnet sind, können nur mit den herrlichsten Beamtennamen bezeichnet werden, also echt demokratisch zunächst mit den Namen unserer ersten Ratshausgewaltigen. So wurde denn die Quaistraße nach dem ersten Bürger-

meister Steinsdorf selig in Steinsdorfstraße, die Wasserstraße nach dem anderen ersten Bürgermeister selig in Erhardtstraße umgetauft.

Dieses wichtige Prinzip einmal gefunden, giebt sich die Folge ganz von selbst: die Auenstraße wird dereinst Widenmeyerstraße, die Isarstraße Vorschtstraße heißen und so weiter mit Grazie.

Es ist einfach ergreifend, dieses System. Mit Dankesthränen in den Augen werden die künftigen Geschlechter unsere jetzt neugetauften Straßenschilder lesen. Zu besserer Unterrichtung wird dann ein städtisches Archivar Destouches Nr. Zwei neben dem Straßenschild eine historische Tafel anbringen, worauf gar erbaulich und treulich die Geschichte der wechselnden Namensgebung der wißbegierigen Nachwelt überliefert wird. Ein gewöhnlicher Kopf könnte auf die Meinung verfallen, diese ganze Mühe könnte man sich ersparen, wenn man die alten charakteristischen und historisch eingelebten Namen ungeschoren ließe und die jährlich neu erstehenden Straßen in den äußeren Stadtteilen mit den schönen Beamtennamen beglückte. Lächerlich. Das wär' nicht halb so interessant. Auch industriell nicht richtig. Denn jede Umtaufe schafft ersprießliche Arbeit: Stadtpläne, Kataster, Fremdenführer, Ortsbeschreibungen, Geographiebücher u. s. w. müssen danach mit Eifer und Fleiß umgearbeitet oder mit großen Kosten neuhergestellt werden. Und die Fremden, die sich nicht mehr auskennen, müssen länger in der Stadt verweilen und mehr Geld sitzen lassen. Nächstens will man sogar den alten Peter und die alte Isar umtaufen. Das wird Effekt machen! Aber das ist ja die helle Revolution, meine verehrten Stadtväter, könnte ein konservatives Gemüt ausrufen; Ihr zerstört uns mit den alten Namen alte liebe Erinnerungen, Ihr verwischt und zerreißt uns das teuere Heimatsbild, auf welchem die überlieferten Namen mehr sind, denn Schall und Rauch, sie sind ein Stück unserer schönen Vergangenheit, sie beleben und erquicken unsern historischen Sinn; Ihr frevelt mit Eurem ewigen Umtaufen an unserer sprichwörtlichen bayerischen Treue!

O du sentimentaler Hansnarr, wenn du glaubst, mit solchen Gefühlen auf deine modernen Herren im Rathaus Eindruck zu machen! Sogar dein herrliches, stockbajuvarisches „Platzl“ an deinem Hofbräuhaus haben sie in ein läppisches „Plätzchen“ ummodernisiert

und umgeschmiert. Wo soll denn bei den Rathauspatrioten Sinn für unverfälschte Natur und echte Historie, für die Schönheit und Bedeutsamkeit volkstümlicher Ueberlieferungen herkommen? Kannst du Feigen lesen von den Dornen und Trauben von den Disteln? Schlorum!

* * *

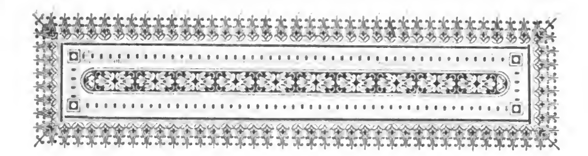
XV.

Aus Nietzsche's Leben.

(Nach Auszügen aus seiner noch unveröffentlichten Selbstbiographie.).

„Ecce homo."







Aus Nietzsche's Leben, 1888 von ihm selbst erzählt:

„Mein Vater starb mit sechsunddreißig Jahren: er war zart, liebenswürdig und morbid, wie ein nur zum Vorübergehen bestimmtes Wesen, — eher eine gütige Erinnerung an das Leben, als das Leben selbst. —

„Meiner Abkunft nach ist mir ein Blick erlaubt jenseits aller blos lokal, blos national bedingten Perspektiven, es kostet mich keine Mühe, ein „guter Europäer“ zu sein. Andererseits bin ich vielleicht mehr deutsch als jetzige Deutsche, bloße Reichsdeutsche, es noch zu sein vermöchten, — ich, der letzte antipolitische Deutsche.

„Meine Vorfahren waren polnische Edelleute: ich habe von daher viel Rassen-Instinkt im Leibe.

„Denke ich daran, wie oft ich unterwegs als Pole angeredet werde und von Polen selbst, wie selten man mich für einen Deutschen nimmt, so könnte es scheinen, daß ich nur zu den angesprenkelten Deutschen gehörte. Aber meine Mutter, Franziska Oehler, ist jedenfalls etwas sehr Deutsches; insgleichen meine Großmutter väterlicherseits, Erdmuthe Krause. Letztere lebte ihre ganze Jugend mitten im guten alten Weimar, nicht ohne Zusammenhang mit dem Goetheschen Kreise. Ihr Bruder, der Professor der Theologie Krause in Königsberg, wurde nach Herders Tode als Generalsuperintendent nach Weimar berufen. Es ist nicht unmöglich, daß ihre Mutter, meine Urgroßmutter, unter dem Namen „Muthgen“ im Tagebuch des jungen Goethe vorkommt. —

12*

„Mein Vater, 1813 geboren, starb 1849. Er lebte, bevor er das Pfarramt der Gemeinde Röcken unweit Lützen übernahm, einige Jahre auf dem Altenburger Schlosse und unterrichtete die vier Prinzessinnen daselbst. Seine Schülerinnen sind die Königin von Hannover, die Großfürstin Konstantin, die Großherzogin von Oldenburg und die Prinzeß Therese von Sachsen-Altenburg. Er war voll tiefer Pietät gegen den preußischen König Friedrich Wilhelm den Vierten, von dem er auch sein Pfarramt erhielt; die Ereignisse von 1848 betrübten ihn über die Maaßen. Ich selber, am Geburtstage des genannten Königs geboren, erhielt, wie billig, die Hohenzollern-Namen Friedrich Wilhelm. Einen Vorteil hatte jedenfalls die Wahl dieses Tages: mein Geburtstag war meine ganze Kindheit hindurch ein Festtag.

„Wenn ich von meiner ganzen Kindheit und Jugend keine willkommene Erinnerung habe, so wäre es eine Thorheit, hier sogenannte „moralische“ Ursachen geltend zu machen — etwa den unbestreitbaren Mangel an zureichender Gesellschaft: denn dieser Mangel besteht heute wie er immer bestand, ohne daß er mich hinderte, heiter und tapfer zu sein. Sondern die Unwissenheit in physiologicis — der verfluchte „Idealismus“ — ist das eigentliche Verhängnis in meinem Leben, das Ueberflüssige und Dumme darin, etwas, aus dem nichts Gutes gewachsen, für das es keine Ausgleichung, keine Gegenrechnung giebt. Aus den Folgen dieses „Idealismus“ erkläre ich mir alle Fehlgriffe, alle großen Instinkt-Abirrungen und „Bescheidenheiten“ abseits der Aufgabe meines Lebens, zum Beispiel, daß ich Philologe wurde, — warum zum mindesten nicht Arzt oder sonst irgend etwas Augen-Aufschließendes? —

„Ich habe bis zu meinen reifsten Jahren immer nur schlecht gegessen, — moralisch ausgedrückt „unpersönlich“, „selbstlos“, „altruistisch“, zum Heil der Köche und anderer Mitchristen. Ich verneinte zum Beispiel durch Leipziger Küche, gleichzeitig mit meinem ersten Studium Schopenhauers (1865), sehr ernsthaft meinen „Willen zum Leben“. Sich zum Zweck unzureichender Ernährung auch noch den Magen verderben — dies Problem schien mir die genannte Küche zum Verwundern glücklich zu lösen. — Aber die deutsche Küche überhaupt — was hat sie nicht Alles auf dem Gewissen! Die Suppe vor der Mahlzeit; die ausgekochten Fleische, die fett und mehlig gemachten

Gemüse; die Entartung der Mehlspeise zum Briefbeschwerer! Rechnet man gar noch die geradezu viehischen Nachguß-Bedürfnisse der alten, durchaus nicht blos alten Deutschen dazu, so versteht man auch die Herkunft des deutschen Geistes — aus betrübten Eingeweiden. . . Der deutsche Geist ist eine Indigestion, er wird mit nichts fertig. — Aber auch die englische Diät, die, im Vergleich mit der deutschen, selbst der französischen, eine Art „Rückkehr zur Natur", nämlich zum Kanibalismus ist, geht meinem eigenen Instinkt tief zuwider; es scheint mir, daß sie dem Geist schwere Füße giebt — Engländerinnen-Füße. Die beste Küche ist die Piemonts. — Alkoholika sind mir nachteilig, ein Glas Wein oder Bier des Tags reicht vollkommen aus, mir aus dem Leben ein „Jammertal" zu machen, — in München leben meine Antipoden. Gesetzt, daß ich dies ein wenig spät begriff, erlebt habe ich's eigentlich von Kindesbeinen an. Als Knabe glaubte ich, Weintrinken sei wie Tabakrauchen anfangs nur eine Vanitas junger Männer, später eine schlechte Gewöhnung. Vielleicht, daß an diesem herben Urteil auch der Naumburger Wein mit schuld ist. Zu glauben, daß der Wein erheitert, dazu müßte ich Christ sein, will sagen glauben, was gerade für mich eine Absurdität ist. — Ich, ein Gegner des Vegetariertums aus Erfahrung, ganz wie Richard Wagner, der mich bekehrt hat, weiß nicht ernsthaft genug die unbedingte Enthaltung von Alkoholizis allen geistigeren Naturen anzuraten. Wasser thuts. . . Ich ziehe Orte vor, wo man überall Gelegenheit hat, aus fließenden Brunnen zu schöpfen (Nizza, Turin, Sils). In vino veritas: es scheint, daß ich auch hier wieder über den Begriff „Wahrheit" mit aller Welt uneins bin: — bei mir schwebt der Geist über dem Wasser. —

„Mehr als an irgend einer Theologen-Kuriosität hängt das „Heil der Menschheit" an der Frage der Ernährung. Man kann sie sich, zum Handgebrauch, so formulieren: „Wie hast gerade du dich zu ernähren, um zu deinem Maximum von Kraft, von virtù im Renaissance-Stile, von moralinfreier Tugend zu kommen?" — Meine Erfahrungen sind hier so schlimm als möglich; ich bin erstaunt, diese Frage so spät gehört, aus diesen Erfahrungen so spät „Vernunft" gelernt zu haben. Nur die vollkommene Nichtswürdigkeit unserer deutschen Bildung — ihr „Idealismus" — erklärt mir einigermaßen, weshalb ich gerade hier rückständig bis zur Heiligkeit war. Diese

Bildung, welche von vorneherein die Realitäten aus den Augen verlieren lehrt, um durchaus problematischen sogenannten idealen Zielen nachzujagen, zum Beispiel der „klassischen Bildung“: — als ob es nicht von vorneherein verurteilt wäre, „klassisch“ und „deutsch“ in Einen Begriff zu einigen! Mehr noch, es wirkt erheiternd, — man denke sich einmal einen „klassisch gebildeten“ Leipziger! —

„Ich habe nie über Fragen nachgedacht, die keine sind. Eigentliche religiöse Schwierigkeiten zum Beispiel kenne ich nicht aus Erfahrung. Es ist mir gänzlich entgangen, in wiefern ich „sündhaft“ sein sollte. Insgleichen fehlt mir ein zuverlässiges Kriterium dafür, was ein Gewissensbiß ist: nach dem was man darüber hört, scheint mir ein Gewissensbiß nichts Achtbares . . . Ich möchte nicht eine Handlung hinterdrein in Stich lassen, ich würde vorziehn, den schlimmen Ausgang, die Folgen grundsätzlich aus der Wertfrage wegzulassen. Etwas, das fehlschlägt, um so mehr bei sich in Ehren halten, weil es fehlschlug — das gehört eher schon zu meiner Moral. — „Gott“, „Unsterblichkeit der Seele“, „Erlösung“, „Jenseits“ lauter Begriffe, denen ich keine Aufmerksamkeit, auch keine Zeit geschenkt habe, selbst als Kind nicht, — ich war vielleicht nie kindlich genug dazu? — Ich kenne den Atheismus durchaus nicht als Ergebnis, noch weniger als Ereignis: er versteht sich bei mir als Instinkt. Ich bin zu neugierig, zu fragwürdig, zu übermütig, um mir eine faustgrobe Antwort gefallen zu lassen. Gott ist eine faustgrobe Antwort, eine Undelikatesse gegen uns Denker —, imgrunde sogar blos ein faustgrobes Verbot an uns: Ihr sollt nicht denken! . . .

„Ich bin meiner Art nach kriegerisch. Angreifen gehört zu meinen Instinkten. Feind sein können, Feind sein — das setzt vielleicht eine starke Natur voraus, jedenfalls ist es bedingt in jeder starken Natur. Sie braucht Widerstände, folglich sucht sie Widerstand: das aggressive Pathos gehört ebenso notwendig zur Stärke als Rache- und Nachgefühl zur Schwäche. — Die Stärke des Angreifenden hat in der Gegnerschaft, die er nötig hat, eine Art Maß; jedes Wachstum verrät sich im Aufsuchen eines gewaltigeren Gegners oder Problems. Die Aufgabe ist nicht, überhaupt über Widerstände Herr zu werden, sondern über solche, an denen man seine ganze Kraft, Geschmeidigkeit und Waffen-Meisterschaft einzusetzen hat,

— über gleiche Gegner. — Meine Kriegs-Praxis ist in vier Sätze zu fassen. Erstens: ich greife nur Sachen an, die siegreich sind, — ich warte unter Umständen, bis sie siegreich sind. Zweitens: ich greife nur Sachen an, wo ich keine Bundesgenossen finden würde, wo ich allein stehe, wo ich mich allein kompromittiere . . . Ich habe nie einen Schritt öffentlich gethan, der nicht kompromittierte: das ist mein Kriterium des rechten Handelns. Drittens: ich greife nie Personen an, — ich bediene mich der Person nur wie eines starken Vergrößerungsglases, mit dem man einen allgemeinen, aber schleichenden, aber wenig greifbaren Notstand sichtbar machen kann. So griff ich David Strauß an, genauer, den Erfolg eines altersschwachen Buchs bei der deutschen „Bildung", — ich ertappte diese „Bildung" dabei auf der That. So griff ich Wagnern an, genauer, die Falschheit, die Instinkt-Halbschlächtigkeit unserer „Kultur", welche die Raffinierten mit den Reichen, die Späten mit den Großen verwechselt. Viertens: ich greife nur Dinge an, wo jedwede Personen-Differenz ausgeschlossen ist, wo jeder Hintergrund schlimmer Erfahrungen fehlt. Im Gegenteil, angreifen ist bei mir ein Beweis des Wohlwollens, unter Umständen der Dankbarkeit. Ich ehre, ich zeichne aus damit, daß ich meinen Namen mit dem einer Sache, einer Person verbinde: für oder wider — das gilt mir darin gleich. Wenn ich dem Christentum den Krieg mache, so steht mir dies zu, weil ich von dieser Seite aus keine Fatalitäten und Hemmungen erlebt habe, — die ernstesten Christen sind mir immer gewogen gewesen. Ich selber, ein Gegner des Christentums de rigueur, bin ferne davon, es dem Einzelnen nachzutragen, was das Verhängnis von Jahrtausenden ist. —

„Mir eignet eine vollkommen unheimliche Reizbarkeit des Reinlichkeits-Instinktes, so daß ich die Nähe oder — was sage ich? — das Innerlichste, die „Eingeweide" jeder Seele physiologisch wahrnehme — rieche. Ich habe an dieser Reizbarkeit psychologische Fühlhörner, mit denen ich jedes Geheimnis betaste und in die Hand bekomme: der viele verborgene Schmutz auf dem Grunde mancher Natur, vielleicht in schlechtem Blute bedingt, aber durch Erziehung übertüncht, wird mir fast bei der ersten Berührung schon bewußt. Wenn ich recht beobachtet habe, empfinden solche meiner Reinlichkeit unzuträgliche Naturen die Vorsicht meines Ekels auch ihrerseits: sie

werden damit nicht wohlriechender. So wie ich mich gewöhnt habe — eine extreme Lauterkeit gegen mich ist meine Daseins-Voraussetzung, ich komme um unter unreinen Bedingungen — schwimme und bade und plätschere ich gleichsam beständig im Wasser, in irgend einem vollkommen durchsichtigen und glänzenden Elemente. Das macht mir aus dem Verkehr mit Menschen keine kleine Geduld-Probe; meine Humanität besteht nicht darin, mitzufühlen, wie der Mensch ist, sondern es auszuhalten, daß ich ihn mitfühle. Meine Humanität ist eine beständige Selbstüberwindung. — Aber ich habe Einsamkeit nötig, will sagen, Genesung, Rückkehr zu mir, den Atem einer freien leichten spielenden Luft. . . Der Ekel am Menschen, am „Gesindel“ war immer meine größte Gefahr. . .

„Es scheint mir, daß das gröbste Wort, der gröbste Brief noch gutartiger, noch honnetter sind als Schweigen. Solchen, die schweigen, fehlt es fast immer an Feinheit und Höflichkeit des Herzens; Schweigen ist ein Einwand, Hinunterschlucken macht notwendig einen schlechten Charakter, — es verdirbt selbst den Magen. Alle Schweiger sind dyspeptisch. Man sieht, ich möchte die Grobheit nicht unterschätzt wissen, sie ist bei weitem die humanste Form des Widerspruchs und, inmitten der modernen Verzärtelung, eine unserer ersten Tugenden. — Wenn man reich genug dazu ist, ist es selbst ein Glück, Unrecht zu haben. Ein Gott, der auf die Erde käme, dürfte gar nichts anders thun als Unrecht, — nicht die Strafe, sondern die Schuld auf sich zu nehmen wäre erst göttlich. —

„Worin man um keinen Preis einen Fehlgriff thun darf, ist die Wahl seiner Art Erholung. Auch hier sind je nach dem Grade, in dem ein Geist sui generis ist, die Grenzen des ihm Erlaubten, das heißt Nützlichen, eng und enger. In meinem Fall gehört alles Lesen zu meinen Erholungen: folglich zu dem, was mich von mir losmacht, was mich in fremden Wissenschaften und Seelen spazierengehen läßt, — was ich nicht mehr ernst nehme. Lesen erholt mich eben von meinem Ernste. In tief arbeitsamen Zeiten sieht man keine Bücher bei mir: ich würde mich hüten, Jemanden in meiner Nähe reden oder gar denken zu lassen. Und das hieße ja lesen. . . Man muß dem Zufall, dem Reiz von außen her so viel als möglich aus dem Wege gehn; eine Art Selbst-Vermauerung gehört zu den ersten Instinkt-Klugheiten der geistigen Schwangerschaft.

Werde ich es erlauben, daß ein fremder Gedanke heimlich über die Mauer steigt? — Und das hieße ja lesen. Auf die Zeiten der Arbeit und Fruchtbarkeit folgt die Zeit der Erholung: heran mit euch, ihr angenehmen, ihr geistreichen, ihr gescheuten Bücher! — Werden es deutsche Bücher sein? . . .

„In den sieben Jahren, wo ich an der obersten Klasse des Basler Pädagogiums Griechisch lehrte, habe ich keinen Anlaß gehabt, eine Strafe zu verhängen; die Faulsten waren bei mir fleißig. Dem Zufall bin ich immer gewachsen; ich muß unvorbereitet sein, um meiner Herr zu sein. Das Instrument, es sei welches es wolle, es sei so verstimmt, wie nur das Instrument „Mensch" verstimmt werden kann — ich müßte krank sein, wenn es mir nicht gelingen sollte, ihm etwas Anhörbares abzugewinnen. Und wie oft habe ich das von den „Instrumenten" selber gehört, daß sie sich noch nie so gehört hätten . . . Am schönsten vielleicht von jenem unverzeihlich jung gestorbenen Heinrich von Stein*), der einmal, nach sorgsam eingeholter Erlaubnis, auf drei Tage in Sils-Maria erschien, Jedermann erklärend, daß er nicht wegen des Engadin komme. Dieser ausgezeichnete Mensch, der mit der ganzen ungestümen Einfalt eines preußischen Junkers in den Wagnerschen Sumpf hineingewatet war (— und außerdem noch in den Dühringschen!) war diese drei Tage wie umgewandelt durch einen Sturmwind der Freiheit, gleich Einem, der plötzlich in seine Höhe gehoben wird und Flügel bekommt. Ich sagte ihm immer, das mache die gute Luft hier oben, so gehe es Jedem, man sei nicht umsonst 6000 Fuß über Bayreuth, — aber er wollte mir's nicht glauben. —

„Meine Erfahrungen geben mir ein Anrecht auf Mißtrauen überhaupt hinsichtlich der sogenannten „selbstlosen" Triebe, der gesamten zu Rat und That bereiten „Nächstenliebe". Sie gilt mir an sich als Schwäche, als Einzelfall der Widerstands-Unfähigkeit gegen Reize, — das Mitleiden heißt nur bei décadents eine Tugend. Ich werfe den Mitleidigen vor, daß ihnen die Scham, die Ehrfurcht, das Zartgefühl vor Distanzen leicht abhanden kommt, daß Mitleiden im Handumdrehen nach Pöbel riecht und schlechten Manieren zum Verwechseln ähnlich sieht, — daß mitleidige Hände unter Umständen

*) In Villa Wahnfried der Erzieher des Sohnes Richard Wagners.

geradezu zerstörerisch in ein großes Schicksal, in eine Vereinsamung unter Wunden, in ein Vorrecht auf schwere Schuld hineingreifen können. Die Ueberwindung des Mitleids rechne ich zu den vornehmen Tugenden: ich habe als „Versuchung Zarathustras" einen Fall gedichtet, wo ein großer Notschrei an ihn kommt, wo das Mitleiden wie eine letzte Sünde ihn überfallen, ihn von sich abspenstig machen will. Hier Herr bleiben, hier die Höhe seiner Aufgabe rein halten von den viel niedrigeren und kurzsichtigeren Antrieben, welche in den sogenannten selbstlosen Handlungen thätig sind, das ist die Probe, die letzte Probe vielleicht, die ein Zarathustra abzulegen hat — sein eigentlicher Beweis von Kraft. —

„Im Jahre 1879 legte ich meine Basler Professur nieder, lebte den Sommer über wie ein Schatten in St. Moritz und den nächsten Winter, den sonnenärmsten meines Lebens, als Schatten in Naumburg. Dies war mein Minimum. In meinem sechsunddreißigsten Lebensjahre kam ich auf den niedrigsten Punkt meiner Vitalität, — ich lebte noch, doch ohne drei Schritte weit vor mich zu sehen. „Der Wanderer und sein Schatten" entstand währenddem. Unzweifelhaft, ich verstand mich damals auf Schatten... Im Winter darauf, meinem ersten Genueser Winter, brachte jene Versüßung und Vergeistigung, die mit einer extremen Armut an Blut und Muskel bedingt ist, die „Morgenröte" hervor, die vollkommene Helle und Heiterkeit, selbst Exuberanz des Geistes, welche das genannte Werk wiederspiegelt, verträgt sich bei mir nicht nur mit der tiefsten physiologischen Schwäche, sondern sogar mit einem Exzeß von Schmerzgefühl. Mitten in Martern, die ein ununterbrochener dreitägiger Gehirnschmerz samt mühseligem Schleimerbrechen mit sich bringt, besaß ich eine Dialektiker-Klarheit par excellence und dachte Dinge sehr kaltblütig durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffiniert, nicht kalt genug bin. Meine Leser wissen vielleicht, inwiefern ich Dialektik als Dekadence-Symptom betrachte, zum Beispiel im allerberühmtesten Fall: im Fall des Sokrates. — Alle krankhaften Störungen des Intellekts, selbst jene Halbbetäubung, welche das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute gänzlich fremde Dinge geblieben, über deren Natur und Häufigkeit ich mich erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte. Mein Blut läuft langsam. Niemand hat je an mir Fieber konstatieren können. Ein Arzt, der mich länger

als Nervenkranken behandelte, sagte schließlich: „Nein, an Ihren Nerven liegt's nicht, ich selber bin nur nervös!" Schlechterdings unnachweisbar irgend eine lokale Entartung; kein organisch bedingtes Magenleiden, wie sehr auch immer, als Folge der Gesamterschöpfung, die tiefste Schwäche des gastrischen Systems. Auch das Augenleiden, dem Blindwerden zeitweilig sich gefährlich annähernd, nur Folge, nicht ursächlich: so daß mit jeder Zunahme an Lebenskraft auch die Sehkraft wieder zugenommen hat. — Eine lange, allzulange Reihe von Jahren bedeutet bei mir Genesung, — sie bedeutet leider auch zugleich Rückfall, Verfall, Periodik einer Art décadence. Brauche ich, nach alledem, zu sagen, daß ich in Fragen der décadence erfahren bin? Ich habe sie vorwärts und rückwärts buchstabiert. Selbst jene Filigran-Kunst des Greifens und Begreifens überhaupt, jene Finger für nuances, jene Psychologie des „Um die Eckesehns" und was sonst mir eignet, ward damals erst erlernt, ist das eigentliche Geschenk jener Zeit, in der Alles sich bei mir verfeinerte, die Beobachtung selbst wie alle Organe der Beobachtung. Von der Kranken-Optik aus nach gesünderen Begriffen, und wiederum umgekehrt aus der Fülle und Selbstgewißheit des reichen Lebens hinuntersehn in die heimliche Arbeit des Dekadence-Instinktes — das war meine längste Uebung, meine eigentliche Erfahrung, wenn irgend worin wurde ich darin Meister. Ich habe es jetzt in der Hand, ich habe die Hand dafür, Perspektiven umzustellen: erster Grund, weshalb für mich allein vielleicht eine „Umwertung der Werte" überhaupt möglich ist. — Abgerechnet nämlich, daß ich ein décadent bin, bin ich auch dessen Gegensatz. Mein Beweis dafür ist, unter anderem, daß ich instinktiv gegen die schlimmen Zustände immer die rechten Mittel wählte, während der décadent an sich immer die ihm nachteiligen Mittel wählt. Als summa summarum war ich gesund, als Winkel, als Spezialität war ich dekadent. Jene Energie zur absoluten Vereinsamung und Herauslösung aus gewohnten Verhältnissen, der Zwang gegen mich, mich nicht mehr besorgen, bedienen, beärzteln zu lassen — das verrät die unbedingte Instinkt-Gewißheit darüber, was damals vor Allem not that. Ich nahm mich selbst in die Hand, ich machte mich selbst wieder gesund: die Bedingung dazu — jeder Physiologe wird das zugeben — ist, daß man im Grunde gesund ist. Ein typisch morbides Wesen kann

nicht gesund werden, noch weniger sich selbst gesund machen; für einen typisch Gesunden kann umgekehrt Kranksein sogar ein energisches Stimulans zum Leben, zum Mehrleben sein. — Man gebe Acht darauf: die Jahre meiner niedrigsten Vitalität waren es, wo ich aufhörte, Pessimist zu sein: der Instinkt der Selbst-Wiederherstellung verbot mir eine Philosophie der Armut und Entmutigung. . .

„Wohlan, ich bin das Gegenstück eines décadent: denn ich beschrieb eben mich.“ — — —

* * *

Diese Auszüge habe ich nach den Aufzeichnungen gefertigt, welche Friedrich Nietzsche niederschrieb, als er sein vierundvierzigstes Jahr vollendet hatte, 15. Oktober 1888. Einleitend bemerkte er:

„An diesem vollkommenen Tage, wo Alles reift und nicht nur die Traube braun wird, fiel mir eben ein Sonnenblick auf mein Leben: ich sah rückwärts, ich sah hinaus, ich sah nie so viel und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrub ich heute mein vierundvierzigstes Jahr, ich durfte es begraben, — was in ihm Leben war, ist gerettet, ist unsterblich. Das erste Buch der Umwertung aller Werte, die Lieder Zarathustras, die Götzendämmerung, mein Versuch, mit dem Hammer zu philosophieren — Alles Geschenke dieses Jahres, sogar seines letzten Vierteljahrs! Wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein? — Und so erzähle ich mir mein Leben.“

* * *

Diese Lebenserzählung beweist mehr als alles andere, was zwischen und in den Zeilen der Nietzscheschen Bücher zu lesen und zu enträtseln steht, die durchaus intime und höchsteigenherrliche Art, wie dieser geniale Mensch zu der Methode und den Ergebnissen seiner Philosophie gelangte. Ernster und tiefer als bei irgend einem philosophierenden Individualisten in der großen Denker-Reihe der Menschheit gilt hier der Satz, daß Weltanschauung vorgelebtes Leben ist. Die Ergebnisse dieses ganz individuell bestimmten Lebens können nicht in Bausch und Bogen auf andere Leben übertragen werden.

Was für Nietzsche Berechtigung und Wahrheit hatte, hat deswegen noch lange nicht Wahrheit und Berechtigung für den ersten besten Hinz oder Kunz.

Einige jüngere Leute machen bereits Miene, die Philosophie Nietzsches als Kanon modernen Denkens auszurufen und seine Wertungen und Umwertungen als verbindlich für jedermann aufzustellen. Sie beweisen damit nur das Eigentümliche der Herdennatur, die nicht ohne Leithammel leben kann und fortwährend nach neuen Schranken und Verbindlichkeiten lechzt.

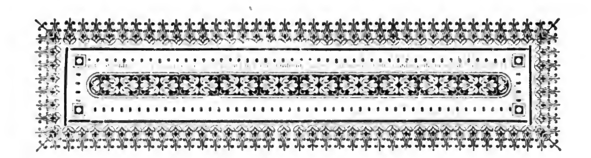
Philosophie kann nicht gelernt werden wie man das Einmaleins oder das Vaterunser lernt; Philosophie kann nicht als etwas Feststehendes weitergegeben werden, wie man einen mathematischen oder physikalischen Lehrsatz oder — unter Gläubigen — ein Dogma weitergiebt. Philosophie ist überhaupt nicht übertragbar, sowenig als die Gabe des schöpferischen Kunstgeistes, ein Gemälde zu malen oder eine Symphonie zu komponieren oder einen Goetheschen Faust zu dichten, übertragbar ist. Der Könner macht sein Gedicht, seine Symphonie, sein Gemälde, seine Philosophie. Wer kein Könner, sondern nur Kenner ist, hat mit seinen Meinungen in allen diesen Könner-Dingen den weitesten Spielraum, die größte Freiheit — nur die eine nicht, sein eigenes Nichtkönnen den Anderen als Gesetz und Zuchtrute aufzubinden. Nietzsche ist Nietzsche. Und immer ein anderer dazu — — — Seht, wie er euch äfft, ihr — Nietzscheaner!



XVI.

Kehraus.





Faschings-Narrenzeit 1891.

Der allerliebste brave Junge witzelte und stöhnte und flennte stundenlang seine Fin de siècle-Jeremiade.

Ich hatte meinen geduldigen Tag.

„Sind Sie ein Franzose?“ fragte ich endlich. „Oder blos ein nachgemachter Deutscher?“

„I Gott bewahre! Berliner — geborener sogar.“

„Ja, wenn Sie das sind, was gehen Sie dann die Franzosen und ihr läppisches Fin de siècle an? Ich dächte, wir Deutschen vom neuen Reich hätten ganz andere Sorgen. . .“

Und ich wandte dem Fin de siècle-Gecken den Rücken. Und ich wurde wieder schimpffroh.

Daß so etwas Gottsjämmerliches in der Hauptstadt des deutschen Reiches lebensfähig ist! Aber was wäre dort nicht lebensfähig? So eine undeutsche Mißgeburt, so ein krankhafter Unmann!

Dabei sah er körperlich gar nicht schlecht aus, eher rot und rund. . . Also vermutlich ein Dekadent aus Gigerl- oder Spekulantentum, ein Modegauner. . .

Kehraus —

* * *

„Sie müssen nämlich wissen, daß sich der Naturalismus überlebt hat.“

Ich hatte meinen sanften Tag. Ich hatte wieder einmal Zolas

wunderliebe Jugenddichtungen „Contes à Ninon“ gelesen. Wieviel Frische, Zartheit und Güte!

„Was Sie nicht sagen! Na, Sie werden's wohl genau wissen, verehrter junger Herr,“ erwiderte ich lächelnd.

„Gewiß! Und weil er sich überlebt hat, und, unter uns gesagt, etwas gar zu plebejisch geworden ist, so muß er überwunden werden.“

„Nun, das wird Ihnen dann nicht schwer werden, die Ueberwindung des überlebten Naturalismus.“

„Eine ganze Anzahl beachtenswerter jüngerer Pariser Schriftsteller hat sich bereits von Zola öffentlich losgesagt, von dem klassischen Reporter- und Zettelkastendichter.“

„Der arme Zola, das wird ein harter Schlag für ihn gewesen sein.“ Meine Stimme zitterte vor zorniger Bewegung. Aber rasch beherrschte ich mich wieder.

„Zola, sehen Sie, der hat ja das naturalistische Thema längst erschöpft; überdies kann er in der Darstellung der Durchschnittsmenschen, Durchschnittsdirnen, Durchschnittsarbeiter, Durchschnittsbauern u. s. w. in der That gar nicht mehr überboten werden. Auch in den berühmten naturalistischen Abzweigungen, wie Impressionismus, Intuitivismus, Okkultismus ist die schrankenlose Künstlerwillkür bereits bei ihrem letzten Wort angekommen. Die jungen Dekadents, die Symbolisten und Neuromantiker und andere Iker sind auf dem schönsten Wege zu einem Mystizismus, der der neuen Psychologie —“

„Eine Zwischenfrage —“ Aber er plapperte weiter.

„Die befriedigendsten Aussichten eröffnet. Ich schlage als Ersatz für den Naturalismus jedoch einen Neu-Idealismus vor, mit Berücksichtigung jener feinsten Nervenkunst, die“ —

„Zwischenfrage: Sind Sie französischer Schriftsteller oder sonstwie exotischer Künstler?“

I Gott bewahre! Ich bin ein Vertreter der deutschen Kritik, natürlich Berliner — das kann man mir doch eigentlich ansehen, was?“

„Ja, in drei Teufels Namen, wenn Sie das sind, was gehen Sie dann die Pariser und ihr Zola und ihr Naturalismus und ihr Antinaturalismus an? Ich dächte, wir Deutschen vom neuen Reich hätten in unserem eigenen vaterländischen Schrifttum an allen Ecken

und Enden gerade genug zu thun und brauchten nicht auch den anderen Völkern ihre Litteratur besorgen und ihre Parteistreitigkeiten schlichten zu helfen. . ."

Und ich wandte dem Franzosen-Fexen und Neu-Idealisten „mit Berücksichtigung jener feinsten Nervenkunst" von Berlin zornig den Rücken.

So ein undeutsches Kritiker-Gewächs, so eine wurzellose Misch-masch-Kulturpflanze! Aeußerlich eine lebendige Reklame für Schneider und Friseur, ganz auf der Höhe der Mode, der Blasiertheit und Verlebtheit. . .

Kehraus —

* * *

Ich hatte meinen einsilbigen Tag.

„Tolstois sensationelle Kreutzersonate haben Sie nicht gelesen?"

„Ich? Nein. Mir genügt die von Beethoven."

„Ach, die von Beethoven, das ist wohl ganz harmlose Musik. Nein, Tolstoi —!"

Ich schüttelte den Kopf.

„Und sein erstes Nachwort dazu?"

„Nein."

„Und das noch merkwürdigere zweite Nachwort?"

„Nein."

„Erlauben Sie, die Schriften des größten noch lebenden russischen Dichters und Denkers sollte doch jeder gebildete Deutsche kennen —"

„Dann bescheide ich mich, kein gebildeter Deutscher zu sein."

„Erlauben Sie doch! Aus den Tolstoischen Schriften atmet ein unheimlich frischer, ich möchte sagen ein absolut neuer Zug, den man auf sich wirken lassen muß, um die Eigenart und Urkraft des russischen Volkes verstehen zu lernen."

„Kümmert mich nicht. Hab' an meinem deutschen Volk zu rätseln genug."

„Aber, erlauben Sie, diese überwältigend interessante Gesammtentwicklung des russischen Dichter-Grafen, der bei uns wie in ganz Europa heute so viel Teilnahme erweckt, eine Bedeutung gewinnt —"

„Heute."

„Da können Sie ja gar nicht mitreden in dem großen Streite, der sich für und wider Tolstoi entsponnen hat?“

„Will ich auch nicht.“

„Die Kreutzersonate sollten Sie wenigstens studieren —“

„Schreibe selbst eine, wenn Sie gütigst erlauben.“

„Ach, Sie scherzen! Und unter welchem Titel, wenn die Frage gestattet ist?“

„Die Beichte des Narren.“

Er zog den Mund schief: „Wie? Beichte — Narren? Hören Sie mal, Pardon, das ist alter Schnee, das zieht nicht. Dieser Titel allein verdirbt alles. Darauf fällt die moderne Kritik nicht herein. Beichte — Narren? Jawohl, vor fünf, sechs Jahren wäre das wohl eine litterarische That gewesen. Heute fallen Sie unbedingt damit ab. Betrachten Sie nur einmal das Titelverzeichnis der Tolstoi'schen Werke . . .“

„Mit Verlaub, wie alt sind Sie, werter Herr?“

„Einundzwanzig bereits! Davon drei Kriegsjahre im schneidigsten litterarischen Kampf. Die zählen wohl doppelt.“

„Nein, was Sie sagen!“ rief ich aus.

„Erlauben Sie, haben Sie überhaupt schon Romane und dergleichen geschrieben?“ schnarrte er pikirt.

„Unterschiedlich.“

„Merkwürdig, ich habe noch keine Zeile von Ihnen gelesen. Halt, ja, mal was Kritisches über Sie. Es wird aber auch so viel in Deutschland produziert, daß man bei'm besten Willen, hm . . . hm . . .“ Dabei machte er eine so süßlich herablassende Fratze, als überlegte er, ob er mir nicht das Almosen eines mitleidsvollen Blickes spenden sollte, wie ein Verlegenheitswohlthäter in der Tasche nach einem Pfennig sucht, den er einem Bettler schenken will, um sich von ihm loszukaufen.

Ich mußte dem windigen Berliner Hungerkandidaten der russischen Litteratur so dröhnend in das Gesicht gelacht haben, daß es ihm das Wort verschlug. Er brachte nichts mehr heraus als ein trockenes Hüsteln . . .

Kehraus —

* * *

All' dieser Aberwitz einer tollen Zeit soll uns nicht abhalten, treu bei der Arbeit zu beharren: das Wirkliche, Nahe, Heimatliche mit freier, ruhiger Kraft in unseren Werken zu zeichnen, jeder nach bestem Wissen und Gewissen seiner künstlerischen Eigennatur, damit sich mehr und mehr unsere neue nationale Dichtung aus unserem wahrhaften nationalen volkstümlichen Leben herausbilde — eine Litteratur aus dem Volk für das Volk.

Unter zwei gleich stark Begabten wird der heimatliche Dichter der wertvollere sein. Seine einfache, kernige Natürlichkeit wird gehoben werden durch schärfere Realistik der Nähe, und zugleich durch die Kontrolle seiner Umgebung in heilsamen Schranken gehalten bleiben, ohne jemals in verderbliche Abhängigkeit zu geraten, sei es von den Launen der eigenen Phantasie, sei es von der Verführung durch fremdländische Vorbilder, sei es von der Gedankenblässe einer neuen Eintags-Theorie.

Suchst zur Natur die rechte Spur: sei selbst Natur!

Wer dies nicht vermag, wird auch nimmermehr den Weg ins Volk finden, ins rechte Volk, zu den einfachen Leuten.

Richtig ist, daß abgesehen von allem übrigen, dieser Weg ins Volk noch mit allerlei künstlichen Hindernissen verlegt ist, die mit Wagemut und geduldiger Ausdauer genommen werden müssen. Die einzelnen Klassen und Stände sind voll Abneigung und Mißtrauen gegeneinander. Keiner versteht mehr den andern. Sozialer Hader hat die Eintracht und Einmütigkeit des Volkes zerrissen, sein Gemeinschaftsleben zerklüftet. Nicht am wenigsten leidet unsre neue Litteratur darunter.

Wir müssen also von unserem Werktische weg den Gang in die Kreise des Volkes machen, nicht mit dem gedruckten Buch allein, sondern mit unserer ganzen Persönlichkeit. Wir müssen mit dem Volke reden in lebendiger Zunge, wir müssen uns zu mündlichen Vorträgen und Diskussionen, zunächst in den Vereinen der Arbeiter, entschließen.

Während der Monate November und Dezember 1890 habe ich in folgenden Münchener Arbeiter-Kreisen, oft vor vier- bis sieben und achthundert Zuhörern, stundenlange Unterhaltungen über unser modernes Schrifttum veranstaltet mit einleitenden Vorträgen und zahlreich eingeschalteten Probestücken:

Im Fachverein der Tischler (zweimal), im Fachverein der Lithographen und Steindrucker, im Fachverein der Metallarbeiter, im Fachverein der Maler, im Verband der Schneider und Schneiderinnen, im Allgemeinen Arbeiter-Leseverein.

Der Erfolg war jedesmal der denkbar größte und erfreulichste. Ich fand offene Herzen und gute, helle Köpfe im Volke der Arbeiter, jedenfalls aber dem Geistesleben und dem Ernst der neuen Zeit geneigtere Menschen, als ich sie in den Kreisen der jeunesse dorée, der Studentenkneipen, der Vereinsmustermeier, der Sportsmen und ähnlicher Kultur-Ausschnitte der „gebildeten" Gesellschaft hätte zu finden hoffen dürfen.

Ja, diese „gewöhnlichen Leute" der modernen Arbeiterwelt sind eine große Ueberraschung für mich gewesen und sie werden es für alle sein, die aus Sodom und Gomorrah der Hyperkulturwelt zu ihnen kommen und sie vorher nur aus den Lästerungen und Verleumdungen in der reaktionären Presse kannten. Diese „gewöhnlichen Leute" haben noch gesundes, heißes Blut in den Adern und ungewöhnlich eigene Gedanken im Kopf. Diese „gewöhnlichen Leute", echte, starke Vertreter unseres Volkes, trotz Sorgen und Not und Verhetzung, diese Arbeiter mit schwieligen Händen und alter Wäsche erweisen sich in solchen Stunden geistiger Unterhaltung oft von einer Frische, Feinheit und Reinheit der Empfindung, von einer intellektuellen und moralischen Befähigung, daß einem das Herz höher schlägt vor Freude und Bewunderung. Man fühlt da erst, wie unerhört blödsinnig der Kampf unserer exklusiv erzogenen und ästhetisch verbildeten Gentlemen (ich wähle mit Absicht dieses Wort) gegen die Arbeiter ist und wie wenig berechtigt die soziale und politische Unduldsamkeit der tonangebenden Kreise. Gewinnt erst einmal, ihr gebildeten Unwissenden oder Nichtwissendseinwollenden, ein ausreichendes Verständnis des Denkens und Fühlens des arbeitenden Volkes — und dann thut den Mund auf zu moralischen Phrasen, oder schweigt aus Scham.

Aber freilich, diesen Weg ins Volk haben uns die verdammten Sozialdemokraten gewiesen, nicht die alleinseligmachenden Kommerzienräte oder Professoren oder Priester oder sonst etwas Beamtliches und Gewappeltes, die längst den, ich möchte sagen naiven Zusammenhang mit dem gewöhnlichen Volk (aus dem sie gleichwohl selbst her-

vorgegangen sind) verloren haben. Sie begreifen daher weder die Möglichkeit, noch weniger den Segen und Genuß eines naiven Bildungsverkehrs, der keinen politischen Parteizweck verfolgt, ja geradezu ausschließt. Denn sie haben die reine Unbefangenheit des Denkens und Urteilens eingebüßt. Die oberen Zehntausend (ich verstehe darunter jene unglücklichen an zusammengescharrtem Reichtum und sozialer Macht Höchstgestellten, welche wie ein parasitisches Gewächs am Menschheitskörper haften, unfähig jedes heroischen Opfers, jedes Aufschwungs zu einem höchsten ethischen Ideal, nur daseinsmöglich durch falsche Gesetze) sehen überhaupt nur Diener und Pöbel unter sich. Sie sind ohne jedes Verständnis für geistigen Samariterdienst. Das Volk als solches ist ihnen einfach zuwider ... Das Volk riecht ihnen schlecht; sie ertragen seinen Schweiß nur, wenn er als Zins, Rente, Dividende in geruchloses Geld umgesetzt ist. Dann heißts vornehm: Non olet. Und sie können nicht genug von dem transformierten Schweiß haben. Ein Rassepferd, ein Rassehund, eine Rasse-Maitresse, ja, da regen sich die blasierten Nerven, die nur ein Puah! für die armen zweibeinigen Werkzeugsnaturen aus der Unterschicht der Gesellschaft haben. Und nun will die armselige Kanaille gar noch geistige und moralische Ansprüche machen und das Banner des gleichen Rechts für alles was Menschenantlitz trägt, entfalten? Ungeheuerlich! Gegen alle Tradition und feine Sitte! ... Das ist wider Gottes Ordnung! ... Schlagt ihn nieder, den Hund! ...

Aus dieser Situation und Seelenverfassung der Tonangebenden, rate, welche Urteile über denjenigen fließen müssen, der aus freiem Herzen zu dem „niedrigen“ Volke geht, um sich dort geistig auszugeben? Wie deutet man diese Art der reinmenschlichen Pflichterfüllung und bürgerlichen Selbstverleugnung?

Pfui Teufel! Vor die Thüre mit ihm! In Ketten und Banden den Freund der Proleten, den Umstürzler!

Kehraus — **Mene tekel upharsin** —

Kehraus!

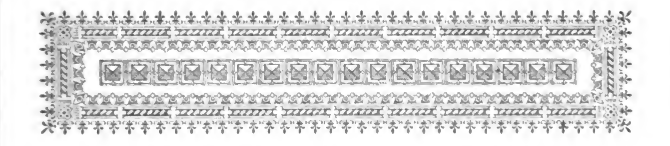


XVII.

Kunstwart und Lebenswart.

(Oder der moderne Hexenkessel.)







er „Kunstwart“ von Richard Wagners Großneffen Ferdinand Avenarius in Dresden, ein unparteiisch geleitetes Blatt mit einem Stich ins Konservative, also nichts weniger als ein einseitiges Organ des neuen Sturms und Drangs mit der Richtung auf entschiedene Modernität in Wissenschaft und Kunst, bringt in seinem ersten Septemberheft folgende Besprechung:

„*Paul Göhres* Aufsehen erregendes Buch „Drei Monate Fabrikarbeiter“ (Leipzig, Grunow) wagt den kühnen Satz: „*Es muß der Grundsatz durch uns zur Thatsache gemacht werden, daß auch ein Sozialdemokrat Christ und ein Christ Sozialdemokrat sein kann.*“ In diesen Worten faßt sich für uns die wichtigste Bedeutung der Schrift zusammen. Wir möchten die Gesinnung, die aus ihm spricht, nicht nur auf das Gebiet des Christentums anwenden, denn auch das Ergebnis all unserer eigenen Beobachtungen ist kurzweg das: *vor allem muß die gesellschaftliche Aechtung der Sozialdemokratie aufhören.* So lang man in gröbster Unkenntnis des Sachverhalts in der Meinung bleibt, nur ein irgendwie unmoralischer Mensch könne Sozialdemokrat sein, so lange man auch *den vielen und vielleicht irrenden Idealisten dieser Richtung* durch den Ausschluß aus dem geselligen Verkehr einen *Makel* anheften will, *so lange beraubt man sich selber der Möglichkeit, Einfluß auf die Angehörigen dieser Partei zu gewinnen,* die ihrem Wesen nach ursprünglich durch-

aus nur eine wirtschaftliche Partei war und nie und nimmer auf allen Gebieten zur schroffen Gegnerschaft gegen unsere Kultur gekommen wäre, wäre sie nicht in der Gesellschaft behandelt worden, als hätten ihre Angehörigen den Aussatz. Im Einzelnen irrt Göhre da und dort. Die Ansicht z. B., daß durch die Sozialdemokratie die Gleichgiltigkeit, ja der Haß gegen die Kirche erst geschaffen worden sei, trifft gerade für die Chemnitzer Verhältnisse nicht zu; der Schreiber dieser Zeilen kann ihm aus bester Information versichern, daß lange vor dem Auftreten der ersten sozialdemokratischen Agitatoren in der Chemnitzer Arbeiterbevölkerung das Verspotten der „Pfaffen“ gerade so beliebt war, wie jetzt. Aber bei solchen Irrtümern handelt sich's doch um Nebenfragen. Göhre hat mehr noch als durch sein Handeln durch die Offenheit, mit der er über seine Erfahrungen Rechenschaft ablegte, unzweifelhaft der Sache einen großen Dienst gethan, der er dienen wollte.“

Die Gesinnung, die aus dieser Rezension spricht, ist kennzeichnend nicht blos für die freie vornehme Haltung des Kunstwarts, sondern auch für die Thatsache, daß sich im Punkte der Sozialpolitik, wie sie der Theologe Göhre (allerdings ein freigeistiger Protestant und kein ultramontaner Päpstling) sowohl die gebildeten Konservativen wie die vaterländischen Modernen in Litteratur und Kunst in vollkommener Harmonie befinden. Und um dieser erleuchteten Einsicht und unverfälscht christlichen oder im höheren Sinne humanen Gesinnung willen, die im gebildeten Sozialisten oder im ehrenhaften Anhänger der sozialdemokratischen Partei keinen „Aussätzigen“ oder „Geächteten“ zu sehen vermag, sondern einen Volksgenossen, der so gut das Recht auf individuelle Ueberzeugung und persönliche Meinung wie der erste beste Schienenflicker, Steuerhinterzieher oder Staats- und Gemeinde-Ausbeuter von sozialem Rang zu beanspruchen hat, — um dieser Einsicht und Gesinnung willen verfolgt die politische und ethische Roheit und Zurückgebliebenheit in der guten Stadt München die Modernen mit allen Kniffen und Mitteln. Der Kulturgeschichtschreiber wird einst davon Akt nehmen, wie weit in dieser Zeit in der bayerischen Kunststadt, welche Existenz und Weltruhm dem genialen Hochsinne ihrer Fürsten verdankt, die alltäglichste, geist- und herzverlassene Gemeinheit sich hervorwagen durfte, um Männer zu befehden und

zu besudeln, die voll reinsten Strebens auf der Höhe der königlichen Traditionen Stadt und Land in Kunst und Dichtung, Wissenschaft und Politik erhalten sehen wollten und sich mit Ekel abwandten von der Charakterverlumpung, wie solche in gewissen als echt patriotisch, echt katholisch und gesinnungstüchtig sich auftrumpfenden Kreisen in frechster Nacktheit zu tage tritt.

Einer der größten Geister Englands, Baco von Verulam, hat das Wort gesprochen: In this theatre of life it is reserved for God and angels to be lookers on (Nur Gott und den Engeln ists beschieden, auf der Lebensbühne bloße Zuschauer zu sein). So müssen wir denn ohne Zagen unsere Rolle auf dem irdischen Schauplatze durchfechten, da wir weder Götter noch Engel, sondern nur Menschen sind. Treiben es aber die Lebenskomödianten allzu menschlich, d. h. allzu animalisch, dann werden wir uns die Freiheit nehmen, uns mit den nötigen moralischen Fußtritten gegen das Gesindel zu wenden.

Große und kleine Politik, auch die Kunst- und Kulturpolitik, kann nicht immer von Genies gemacht werden, einfach, weil diese nicht immer wild wachsen wie Brombeeren und sich noch weniger künstlich züchten lassen auf den Mistbeeten des Reichtums. So muß auch die hohe Obrigkeit ihre Hilfsarbeiter in derjenigen Qualität annehmen, die gerade vorhanden. Je geringer die Qualität, desto unheilvoller für den Kulturstand des Landes, für das Sittlichkeitsniveau des Staates. Es ist keine Aufwärtsbewegung, es ist ein Niederstieg, eine richtige Dekadenzerscheinung, wenn sich der ethische Sinn so weit verdunkelt hat, daß man in jedem aufrichtigen Mitbürger, der ein Herz für das niedere, hartringende Volk hat, einen Umstürzler erblickt, gegen den man mit Acht und Bann vorgehen muß. Die leitenden Kreise mögen genau zusehen, in welchem erschreckenden Maße diese symptomatische Dekadenzerscheinung sich in ihrer nächsten Nähe bereits zu mehren beginnt. Sie mögen auch auf die charakteristische Begleiterscheinung achten, wie z. B. die Organe der katholischen Partei in Bayern und namentlich in der Landeshauptstadt sich gegenseitig herabwürdigen, sich gegenseitig entlarven und ihre Hauptmacher als schlechte, verächtliche Gesellen hinstellen dürfen, ohne in ihrem Einflusse und in ihrer öffentlichen Schätzung Einbuße zu erleiden. So nähert sich das Sittlichkeits-

bewußtsein, das Gefühl für die feinere moralische Allgemeinverantwortlichkeit mehr und mehr dem Nullpunkte, der absoluten Indifferenz. Kann dieser Zustand dem wahren Freunde unseres Volkes und Staates gleichgiltig sein, muß er ihn nicht mit tiefster Besorgnis und, je nach seinem Temperament, mit Entrüstung und Ekel erfüllen?

Dazu noch dies: Ich will gewisse Aeußerungen, die jüngst durch alle Blätter gegangen sind und immer noch unbeanstandet wiederholt werden, in einer Dichtung, in einer novellistischen Seelenstudie, einem unverkennbar Irrsinnigen zu dessen intensiverer Charakterisierung in den Mund legen, ich wette, es findet sich sofort ein Rechtsbeflissener, der darauf hereinfällt und strafwürdige Verächtlichmachung kirchlicher Personen und Einrichtungen wittert, es findet sich vielleicht sogar ein strebsamer Staatsanwalt, der die Dichtung konfiszieren und den Dichter unter Auflage stellen läßt. Der Irrsinnige in der Dichtung dürfte also diese Worte nicht staatlich unbehelligt aus seinem kranken Gehirn über die Lippen schlüpfen lassen, um sich, wie es des Dichters Absicht mit ihm ist, vor den Lesern als kompleter, vollkommen unzurechnungsfähiger Narr auszuweisen. Aber wenn dieselben Worte, sagen wir z. B. „Die Bischöfe sind einfach Salber, wozu sich ein Mann von Ehre, wie ich, niemals hergiebt" — oder so ähnlich, im wirklichen Leben nachweisbar vor Zeugen gesprochen würden, so könnte der Sprecher unter Umständen vollkommen unbehelligt Rektor eines staatlichen Bildungsinstituts für Geistliche auf irgend einem Domberge, ja sogar bejubelter Führer einer patriotisch-klerikalen Landtagspartei bleiben und dazu noch schikanösester Referent über den Kultusetat in der Kammer werden und dem Minister Verlegenheit bereiten. Ich sage ausdrücklich: „unter Umständen"!

Oder ich deute als Dichter sexuelle Verirrungen an mit Worten und Wendungen, wie ich sie vor meinem künstlerischen Gewissen bis zum Pünktchen über dem I-Strich verantworten kann, mit Worten und Wendungen, die ich überhaupt gar nicht anders wählen darf, will ich meinen dichterischen und ethischen Effekt erreichen, wozu ich das unbezweifelbarste göttliche und menschliche Recht besitze: könnte es sich nicht trotzdem fügen, daß die Polizei in meinem Dichtwerk ein Haar fände und meine Schrift als angeblich die guten

Sitten gefärdend konfiszierte, die nämliche Polizei, bei welcher offiziell Karten für Mädchen und Frauen zur gewerbsmäßigen Ausübung der Unzucht zu erwerben sind? Dem Kunstwart wäre ich ein Dichter mit höchst achtungswerten sittlichen Tendenzen, dem polizeilichen Lebenswart ein sittengefährdendes Subjekt, das man dem Strafrichter überliefert!

Schlußfragen: Wie qualifiziert man als Christ und Philosoph soziale und staatliche Zustände, die einem vaterländischen Schriftsteller von Beruf solche Suppositionen nahelegen?

Wie qualifiziert man als ehrlicher Freund und Anhänger seines Vaterlandes, seiner großen geschichtlichen Heimats-Traditionen und als Mitarbeiter an der geistigen, künstlerischen und sozialen Hebung seiner Volksgenossen, d. h. als lebendiges, kraftzeugendes Element der vaterländischen Zukunft eine Politik, die im Innern die moralische Führung der an Vermögen und Einfluß reicheren Bevölkerungsklassen auf's nachsichtigste behandelt und den vor aller Welt Augen sich vollziehenden Charakter-Zersetzungsprozeß der durch ihre soziale Stellung zu Muster und Vorbild der Mitbürger verpflichteten Volksteile nach der alten Laissez faire-Schablone gewähren läßt, während sie ein Auge voll Eifer und Strenge und eine stets schlagbereite Hand für jene Volksmitglieder hat, die im harten Kampfe ums tägliche Brot und in schwerer Sorge um die Erhaltung des Familienstandes leben müssen und darum auch härteren Anfechtungen und schwereren Versuchungen ausgesetzt sind, als ihre in Wohlstand und offiziellem Ansehen bequem und gesichert dahinlebenden Mitbürger? Nicht die konventionellen Lügen und Verschleierungen, sondern nur die Wahrheit kann uns frei und zu wahren Christen machen, lehrt das Evangelium.

Der moderne Staat hat das Recht verwirkt, sich einen christlichen Staat zu nennen, sobald er den ewigen Standpunkt der evangelischen Nächstenliebe, die keine Geächteten und Verfehmten kennt, der Wahrheit und Wahrhaftigkeit gegen Jedermann, ohne Ansehen der Person, verläßt und sich blos auf den zeitlichen, schwankenden Standpunkt begiebt, der mit allerlei diplomatischen Laviren und kleinen, widerspruchsvollen Mitteln regeiren will, wo nur das Herrschen im großen, einheitlichen Stil den großen Problemen des Völkerlebens im Innern und

Aeußern gewachsen ist und die Gefahren zu beschwören vermag, die im Schoße der uns täglich näher auf den Leib rückenden Zukunft schlummern.

Als moderner Mensch, der sich der Einsicht nicht verschließt, daß wir Alle nicht im Abstrakten und Absoluten, sondern im Konkreten und Relativen unseres Lebens Ziele nach göttlicher Bestimmung erreichen müssen, fordere ich vom Staate Beides: er sei ein kluger Regierer und zugleich ein großer Herrscher zum Heile des Volkes. Soll ich als Christ der Obrigkeit unterthan sein, so muß ich spüren, daß sie „von Gott verordnet“ ist, d. h., daß sie allezeit und allerwege Größe und Höhe hat.

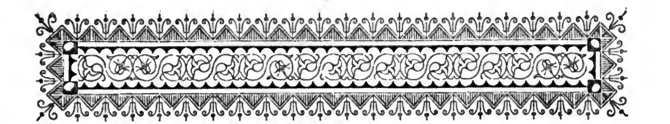


XVIII.

Der Nachtwächter.

Düsterschwarz und schwer
Erscheint der Himmel, fahle Wetterschlangen
Durchleuchten zischend unheilvolle Nacht,
Der Sturm ist nah', schon beugen sich die Bäume —
Felix Dörmann.





Wenn er so auf seine Laufbahn zurückblickte, ganz erstaunlich, was er für Wandlungen durchgemacht, um auf seinem kümmerlichen Erbe zu wachsen und in die Höhe zu kommen und die Augen der Welt auf sich zu lenken.

Sein ältester Geistesruhm: als die gewaltigen Nachbarn ringsum die schwärzesten Dummheiten machten und den besten und gescheitesten Leuten durch blödsinnigste Gewissensbedrückung die Staatsidee verleiden und die Staatsmacht verekelten, durfte in seinem bescheidenen Hause jedermann nach seiner höchstpersönlichen Façon selig werden. Ein großherziger Individualismus verbrüderte sich mit dem aufgeklärten Despotismus, ein genialer Freiheitszug nahm selbst den Handlungen der Willkür den plumpen Druck, die vergiftende Schärfe. Und das wunderbare Gefühl der Sicherheit und Erhabenheit seinen stupiden Nachbarn gegenüber, als er allen Verfolgten und Bedrängten die Thüre seines Hauses weit öffnete!

Die Einen kamen freiwillig, in hellen Haufen, weit her, mit fremder Mundart, Sitte und Kunstfertigkeit, und mit Freudenthränen und Dankespsalmen überschritten sie die Schwelle des gastlichen, wenn auch etwas allzu nüchtern und bescheiden ausgestatteten Hauses. Die Anderen waren trotz ihres Elendes zurückhaltender, sie verstellten sich ein wenig und ließen sich Gewalt anthun, aber sie dankten Gott im Herzen, als sie endlich erobert und in geschützte Verhältnisse gekommen waren. Unverletzlichkeit der Person, Heiligkeit des Ge-

wissens, leibliche und geistige Würde — diese Güter waren jeden Opfers wert.

Und so wuchs das kümmerliche Erbe in Wohlgefallen bei Gott und den Menschen und der Besitz verbreiterte sich nach allen Seiten und mehrte jeglichen Einfluß.

Eine große Befriedigung kam über ihn. Nur selten wandelte ihn in seinen Verdauungsstunden die leise Furcht an, ob denn im vergrößerten Haus alles so fest gefügt sei, so allen möglichen Stürmen von innen und außen gewachsen, daß er den reichen Besitz an Leuten und Gut auf Kind und Kindeskind zu weiterer Vermehrung vererben könne, ohne der seither mit so entschiedenem Glück geübten Liberalität Schranken zu setzen.

Er sann viele Jahre, aber alles schien in gesegneter Ruhe zu bleiben.

Da schlug plötzlich in der Nachbarschaft gen Westen eine feurige Lohe auf, als wollte sie den Himmel sengen und alles Irdische in Brand stecken. Und eine Donnersprache schallte durch die Lande, nicht mehr als Hausgesetz zu eigenem Vorteil des Besitzers, sondern als Evangelium zu künden allen Völkern ohne Unterschied, daß fortan Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen sollen auf Erden. Entsetzen packte die Welt. Aber die die Flamme zuerst entzündet und das neue Wort zuerst gesprochen, hatten ihre Kraft überschätzt; sie waren sich selbst nicht mehr Meister, als die Wahrheit in Schwärmerei und die Schwärmerei in Tollheit und Brutalität überschlug.

Da verband er sich, dessen Hausgesetz Freiheit im aufgeklärten Despotismus gewesen, mit der Tyrannei der Nachbarschaft im Osten und sie schlugen gegen den unsinnig gewordenen Nachbar im Westen und seine Rebellion los. Der Streich gelang. Er gelang so gut, daß der Mann im Osten fortan im Mann der Mitte einen Büttel gewonnen zu haben glaubte gegen alle Freiheit und Helligkeit ringsum. Und eine turmhohe Freundschaft wurde begründet zwischen den einst so ungleichen Häusern. Und siehe da, auch aus der Knechtung schien jetzt Segen zu quellen, wie er einst aus Aufklärung und Befreiung quoll, und das Gut wuchs durch allerlei Unternehmungen, die gefährlich geendet hätten ohne den Turm der Freundschaft im Osten. Das Hausgesetz lautete nicht mehr auf Freiheit, sondern auf Einheit, und es fanden sich starke und sinnreiche Männer, welche

der neuen Losung die Zaubermacht ihrer persönlichen Genialität liehen und damit Wunder über Wunder wirkten, daß die weite Welt erstaunte.

Nur der Nachbar im Westen, der seine alten Wunden geheilt fühlte und jetzt in frivoler Spielerei mit der Macht wähnte bedeuten zu können, was er früher in schwärmerischer Ueberhebung mit der Idee nicht zu bedeuten vermocht hatte, er glaubte nicht an die neuen Wunder, um so weniger, als er sich selbst an der Spitze der Zivilisation und aller aufgeklärt-despotischen Herrlichkeit marschierend träumte.

Und als er's zu einer blutigen Probe trieb, da wurde er elend zu Boden geschlagen. Aus dem glücklichen und kühnen Besitzer formte sich durch alle diese Ereignisse der Herrscher über eines der gewaltigsten Reiche. Und Machtmittel wurden auf Machtmittel gehäuft, um mit Gewalt weiterzuführen und zu fördern, was einst der Genius der Freiheit gepflanzt.

Durch Freiheit zur Einheit war der Weg gegangen, und nun stand nur noch Macht gegen Macht, und wie es geht, wenn der Materialismus alle andern Ideen und Gefühle aufgesogen und nur in äußerem Besitz und Einfluß das Alleinherrliche erblickt: Macht verfeindete sich mit Macht und der Freundschaftsturm, dessen Spitze bis in den Himmel zu reichen schien, zerbröckelte im Nu. Schlimmer noch für das Reich in der Mitte, der Nachbar im Osten schloß über sein Haupt hinweg mit dem Nachbar im Westen einen Bund zu Schutz und Trutz.

Der Dämon des Materialismus aber hatte mittlerweile seine Wurzeln von oben nach unten geschlagen und nach allen Seiten ausgebreitet, so daß alle Sehnsucht der Menschenbrust in den modernen Völkerhaufen nur noch einen Zielpunkt, alle Spannkraft der Klassen-Energie nur noch einen Ausweg wünschte: im vergötterten wirtschaftlichen Interesse. Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft! Das war noch die einzige gemütliche Beziehung von Mensch zu Mensch, von unten nach oben, von links nach rechts: ich will's so gut haben wie du, ich will besitzen was und wie du besitzest, ich will so mächtig und herrlich sein wie du mächtig und herrlich bist. So hatte der Wille zur Macht, die Gier nach Genuß alle Säfte und Kräfte der Menschheit an der Jahrhundertwende in sich aufgezehrt wie ein Vampyr und

die Herzen versteint und unfruchtbar gemacht für jedes andere Ideal außerhalb der materiell-wirtschaftlichen Sphäre.

Und heller und immer heller schlug's aus den untersten Schichten der Völker in züngelnden Erkenntnisflammen nach oben: Ta — twam — asi, das bist du, du erntest, was du gesäet, dein Beispiel ist mir Lehre und Rechtfertigung, dein Gott ist mein Gott, deine Begierde ist meine Begierde.

Und die am reichsten an Macht und Besitz faßte eine große Furcht. Wer schützt uns vor dem Umsturz? Und sie seufzten: Ach, wer uns eine Nacht schüfe, eine schöne, schwarze, lange Nacht in Europa, damit wir könnten unseres Lebens wieder froh werden, eine Nacht, in der die niedrigen Menschenmassen wieder von blauen Wundern träumten und von allen Seligkeiten des Himmels und darüber ihre materiellen Ansprüche und wirtschaftlichen Interessen und ihre Gier nach Macht und Genuß auf Erden vergäßen!

Und der Dämon des Materialismus raunte den Angsterfüllten zu: Uebergebt die Volksherde der Gewalt der Priester, schafft zu jedem Polizisten einen Doppelgänger und eine Ergänzung im Geistlichen, laßt den Nachwuchs der unbändigen Massen Dogmen, Sprüche und Lieder auswendig lernen hundertweis, tausendweis, und von Kindesbeinen an, bis ihnen der Kopf dumm und schwer wird, organisiert eine Schule, die ihnen den Schwindel der naturwissenschaftlichen und nationalökonomischen Kenntnisse austreibt und sie stumpf macht für leibliche und geistliche Eigenwürde, für Heiligkeit und Unverletzlichkeit ihrer Person und ihres Gewissens — und ihr schafft die Nacht in Europa.

Und der Versucher trat heran zu dem mächtigsten Mann, dessen Vorfahren ihr Gut durch Freiheit und Aufklärung und gewaltige Kriegsthaten gewonnen: Schaffe du dein Volk um zum Nachtwächter von Europa, gieb ihm diese Musterschule — — im Namen der Religion, im Namen Gottes —

Aber schmetternd tönte die Antwort: Was habe ich mit dir zu schaffen? Wende dich an meine Räte und an die Vertreter dieses Volkes selbst —

Da hörte man ein Rauschen in der Luft, schwarz und schwer und herzbeklemmend, wie von Gespensterfittichen, landauf, landab, und unter den Dächern der Kirchen und Klöster und im Rauchfang der

Pfarrhöfe ein höhnisches Raunen und spöttisches Wispern, und in das Geläute der Glocken mischte sich's wie gellender Pfiff, — und wenn der Föhn aus dem Süden wehte, lag's auf seinen Schwingen wie fernes Siegesgeschrei von jenseits der Berge, in welschen Lauten.

Naive Leute hoben den Kopf: Seltsam, ist das Frühlingssturm? Kündigt sich so der Lenz? Die Knospen springen und die Welt steht in Blüten, und dennoch —

Und mitten in der Nacht schlugen rote Flammen aus dem schwarzen Boden, erst einzeln, da und dort, dann immer mehr, überall.

Kein Nachtwächter der Welt vermochte den Brand zu dämpfen. —

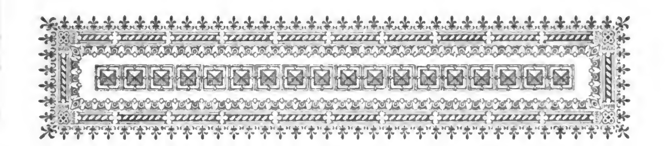


XIX.

Die Herrgottsschwätzer.

Ein Kameruner ist nach Deutschland gekommen. Ueber den Eindruck befragt, den die neue Welt auf ihn mache, erklärte er: „Alles arbeitet in diesem Lande. Mann arbeitet, Frau arbeitet, Kind arbeitet, Pferd arbeitet, Ochs und Esel arbeitet, Dampf arbeitet, Wasser arbeitet. Blos Schwein arbeitet nicht. Schwein ist der einzige Edelmann im Lande."







Wenn leitende Staatsmänner vor versammeltem Kriegs- oder Parlamentsvolk von Religion, Christentum, Atheismus, Konfessionalität und ähnlichen Problemen des mehr und mehr Mode werdenden mystischen Sports mit militärischer Bravur und schneidiger Sachkenntnis reden, so ist das für die gebildete Welt ein erbauliches Schauspiel. Namentlich das deutsche Gemüt fühlt sich davon bis in seine innersten Gründe und Abgründe bewegt. Kein mittelalterlicher Gottesdienst wirkt so ergreifend. Das absterbende Jahrhundert, das unserer Kultur die Wunderblüte des allbeherrschenden Militarismus geschenkt, umgeben vom Pomp geistlichen Beistandes, überströmt vom Glanze der Magier und Zeichendeuter einer senil-raffinierten Gläubigkeit in seinen letzten schweren Stunden — fürwahr, ein beseligender Anblick. Niemals hat eine junge Hure, die zur alten Betschwester geworden, mit solcher inbrünstigen Virtuosität ihre Himmelfahrt inszeniert. Hedda Gabler mit den Generals-Pistolen nennt das „in Schönheit sterben" — „mit Weinlaub im Haar." Welche arme Sünderseele fällt da nicht in seraphische Entzückungskrämpfe, welche — o du heiliger Antonius von Padua?

* * *

Ja, sie besitzen alle Schätze überirdischer Erkenntnis, unsere Fin de siècle-Heroen, unsere feudalen Militärs und Staatsmänner. Es ist nur Augentäuschung, wenn man den schwärzlichen Eindruck der Reaktion von ihnen empfängt. Niemals ist der Himmel der Regierenden blauer und sternenlichter gewesen. Niemals ihr Hirn frischer, ihr Herz moderner. Und so sind sie befähigt, auf jede Frage eine Antwort zu geben, im Fach und Nichtfach.

Fragen der Erziehung und des Unterrichts von zünftigen Erziehern und Unterrichtern entscheiden zu lassen, ist wider alle Weisheit und Gottesfurcht. Wer sich über die Farben belehren lassen will, thut's am besten bei Farben- oder Ganzblinden. Das stärkt den Glauben. Hat ein Philosoph oder Soziolog sein halbes Leben sich den Kopf über Fragen der Sittlichkeit, der Moral u. s. w. müde gedacht und kann damit immer noch nicht glatt zu Rande kommen, so frage er z. B. den General Caprivi, z. Z. Reichskanzler von Deutschland, oder den Grafen Zedlitz-Trützschler, z. Z. Kultusminister a. D. von Preußen, und er bekommt die Antwort prompt und unfehlbar. Kein Papst kann prompter und unfehlbarer ex cathedra bedienen. Berlin ist Rom „über."

Religion! Wie einfach und durchsichtig ist diese einst so verwickelte und rätselbeschwerte Materie geworden, seit im deutschen Reichstag jeder Unteroffizier zum Stellvertreter Gottes avancierte! Bald wird den theologischen Fakultäten das preußische Exerzier-Reglement als bester Theologie-Ersatz anempfohlen und zum Selbstkostenpreis abgelassen werden. Was hätte sich der arme Martinus Luther für Kämpfe erspart, wäre er als moderner Preuße oder Brandenburger zur Welt gekommen, mit dem, wie jetzt beglaubigt feststeht, der alte Herrgott von Dennewitz und Roßbach sich alle erdenkliche Mühe gegeben, während der simple Augustinermönch und Wittenberger Reformator sein Werk sich so sauer werden lassen mußte!

Religion ist wesentlich Disziplin, stramme Mann-, Weib- und Kinderzucht auf dem Wege der Unterwerfung unter das gegebene konfessionelle Dogmenkirchentum, Beugung der Lehrenden und Lernenden unter den Katechismus der regierungsfreundlichen, staatschützenden Priesterschaft.

Das ist das neue Evangelium des neuen Kursus. Es giebt nichts Einleuchtenderes und Befriedigenderes. Damit ist die Olla

Potrida der seitherigen Kulturpolitik auf den Kehrichthaufen geworfen, wo sie irgend ein Mantegazza auflesen und in seinem völkerpsychologischen Museum zur Erheiterung der künftigen Glaubensmenschheit ausstellen kann. Die beiden modernen Heilsmächte sind Despotismus und Klerikalismus in innigster militärisch organisierter Erlösungsarbeit. Ueberall schlagen sie ihre Kanzeln und Lehrstühle auf, im Parlament des Reiches, in den Landtagen, in Vereinen und Zeitungen, in Kasernen und Schulen. Dem in seinen letzten Herrschaftszügen liegenden philosophischen, naturwissenschaftlichen und sozialökonomischen Gedanken wird mit einem Gnadenstoß der Garaus gemacht. Der neu entfachte religiöse Idealismus, der ein so wenig imponierendes Dasein führte, so lange er nur stille selige Gemeinschaft mit Gott und bedürfnisloses christliches Leben sein wollte, er hat sich jetzt agitatorisch ausgebaut und als frischen Inhalt und göttliches Ziel die Erhaltung der gegenwärtig bestehenden materiellen und moralischen Ordnung vorgenommen und allen herrschenden Mächten den überlieferten Besitzstand garantiert. Jetzt erst weiß der idealistische Religionsmensch wieder wo, was und wie, da er als himmlischer Leibgardist gegen die Gewalten der Unterwelt, gegen die Elemente des Umsturzes, gegen Nörgler und Unzufriedene mobil gemacht wird. Und während er mit der einen Hand das gottgeweihte Schwert zückt wie ein moderner Kreuzfahrer, führt er mit der andern Hand die Kelle, um Dämme und Schutzmauern gegen die Bedrohung der materiellen Interessen der zu Besitz und Recht und Herrschaft Auserwählten zu bauen. Welch' erhabene Gesichtspunkte der neuen Reichsreligionspolitik! Welch' ein evangelisches Ziel, der höchsten Anstrengungen und Opfer aller religiösen Idealisten würdig!

Darum, ihr sündhaften, vom natürlichen, gottlosen Entwickelungstraum Darwins umfangenen Forscher, Philosophen und Pädagogen, wenn ihr nicht umkehret, wach und weise werdet wie diese frommen Generäle, welche die Erlösungsschlacht der neuen, preußisch geführten Menschheit kommandieren, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ihr werdet an eurem gelehrten Geistestrotz zu grunde gehen. Klappt eure Bücher zu, schlagt das evangelische Exerzier-Reglement auf, betet das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntnis, so oft euch der alte wissenschaftliche Sündentrieb anwandelt oder der freigeistige Haber sticht, das wird euch ganz anders gut thun als das gewohnte

selbstherrliche Lasterleben eures Geistes. In Reih und Glied, Augen rechts, vorwärts, marsch!

* *
*

Der Niedergang des Bauernstandes ist eine Thatsache, die Niemand mehr leugnet.

Der Niedergang des Handwerkerstandes ist so sicher wie der Niedergang des Bauernstandes.

Zugegeben, das sind zwei sogenannte Thatsachen, durch die sogenannte Statistik erhärtet.

Professor Dr. Sering will berechnet haben, daß von 1885 bis 1890 im deutschen Reich allein 840,000 Landbewohner den Staub von ihren Füßen geschüttelt — Pantoffeln hatten sie also vermutlich nicht mehr — und zum Wanderstecken gegriffen haben.

Was hat die guten Leute, so ferne sie nicht geborne Nörgler und geschworene Reichsfeinde von Haus aus waren, aus ihrer behaglichen Ruhe aufgescheucht und zu dieser unschönen Beweglichkeit getrieben? Warum sind sie nicht auf der angestammten Scholle sitzen geblieben, um im Notfalle sich redlich durchzuhungern, bis sie Gott in das bessere Jenseits abruft? Warum haben sie nicht in Zuversicht auf die kaiserliche Sozialreform ausgehalten, die Brust geschwellt von patriotischem Hochgefühl, wenn auch der nicht vollkommen gesättigte Magen manchmal ein wenig dazwischen knurrte? Die Heimat ist doch so schön, der vertraute Verkehr mit dem Pfarrer, dem Lehrer, dem Nachtwächter, dem Gendarmen, dem Steuerboten, dem Gerichtsvollzieher und anderen staatlichen Honoratioren so herzerquickend, so voll intimster Reize, selbst den fast unmöglichen Fall angenommen, daß man kein ganzes Hemd mehr auf dem Leibe hat! Auf dem Lande, wie kann da der Aermste dem Genuß der freien Luft sich hingeben und sich das unschätzbare, sittlich durchaus ungefährliche Vergnügen gewähren, als Veilchen im Verborgenen zu blühen, fern von allen wissenschaftlichen Irrlehren, fern von aller sozialdemokratischen Verhetzung, fern von aller Vergiftung durch realistische Litteratur und Kunst!

Unbegreiflich.

Die volkswirtschaftlichen Aufwiegler und Unruhestifter reden nun allerdings ein Langes und Breites daher von den Verschiebungen der Erwerbsverhältnisse, von Großgrundbesitz, Großindustrie, Großbetrieb, wodurch die Massen proletarisiert nnd zerrieben würden, sie ersinnen allerhand gottlose Ursachen, um den Niedergang des Bauern- und Handwerkerstandes im Zeitalter der Maschinen und des Großkapitalismus auf unwürdig irdische und grobmaterialistische Weise zu erklären.

Unsinn und Gemeinheit.

Das ist das ganze Geheimnis des sozialen Zersetzungsprozesses: Mangel an Religion. Die Leute lernen in ihrer Jugend zu wenig den Katechismus, die Bibel, das Gesangbuch, sie beten, beichten, wallfahrten zu wenig, sammeln zu wenig Peterspfennige für den heiligen Vater in Rom, steuern zu wenig bei für fromme Vereine, Kirchen- und Klosterbauten, befleißigen sich nicht der Andacht, der Bescheidenheit und Unterthänigkeit. Daher ihre Verarmung, ihr Elend, ihr Hunger, ihre Unzufriedenheit.

Woher soll da Hilfe kommen? Von unsern gotterleuchteten Staatsmännern im Bunde mit den Gewaltigen der Kirche. Von ihrer genialen politischen Liebhaberkunst, denn sie hätten es ja eigentlich nicht nötig, ihnen geht's ja gut und ihre Einsicht und Gesinnung ist ohne Fehl und Mangel. Sie haben die Erlösung des Volkes in die Hand genommen, teils aus reiner christlicher Barmherzigkeit, teils aus Gehorsam einer besonderen Mission von Ob en. Sie sind die Auserwählten, Gottgezeichneten.

Eines ihrer Erlösungsmittel bildet das preußische Volksschulgesetz, der enorm verheißungsvolle Anfang der sittlich-religiös-sozialen Heilsordnung des neuen Kursus. Das preußische Volksschulgesetz wird der landwirtschaftlichen und gewerblichen Not mit der konfessionellen Erziehung und Unterrichtung der Volksjugend aufs wirksamste entgegen arbeiten. Die verkirchlichte Schule, deren Kern und Stern Religion und Patriotismus, wird, so Gott will, einfach Wunder thun. Sie wird mit Streichhölzern Felsen sprengen, mit Regenschirmen Lawinenstürze aufhalten, mit Gesang und Gebet Berge versetzen, mit dem kleinen Einmaleins die Produktions- uud Absatzkrisen auf dem Weltmarkt beschwören, mit den Wundererzählungen der biblischen Geschichte Hungrige speisen, Durstige tränken, Nackte kleiden, mit patriotischen

Feiertagen dem internationalen Kapitalismus in seinen Spekulationen Halt gebieten, mit geistlichen und fürstlichen Heiligenlegenden die verheerende Ausbreitung der technischen Erfindungen und wissenschaftlichen Entdeckungen hemmen, mit der Mundtotmachung und kirchlichen Knechtung des Lehrers neue begeisterte Herscharen gegen die Sozialdemokratie ins Feld stellen, mit Psalmen und Litaneien die Gegensätze und Abgründe zwischen Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Gebildet und Ungebildet, Luxus und Ausbeutung, Müssiggang und Frohndienst, Ueppigkeit und schreiendem Mangel überbrücken — —

Das ist die Schulweisheit des neuen Kurses, mit welchem Preußen-Deutschland durch Sturm und Wetter der Entwickelungskämpfe der gegenwärtigen und kommenden, nach vernünftiger Lebensgestaltung mit dem Einsatz aller Kräfte ringenden Menschheit auf die Insel der Seligen gesteuert wird.

* * *

Darum, ihr Denker, Dichter und Künstler, ihr Psychologen und Physiologen, ihr Nationalökonomen, Statistiker und Sozialreformer, wenn ihr nicht umkehret und weise und gläubig werdet wie die frommen Väter des preußischen Schulgesetzes, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Amen.

* * *

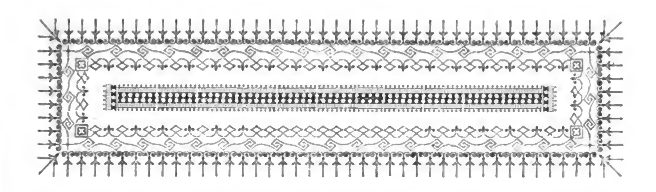
Stimme aus der Tiefe des deutschen Gewissens: Haltet euch vor den Hergottsschwätzern beide Ohren zu! Fallstricke sind ihre Worte und Verführung zu schwerer Knechtschaft. Befreiung des Geistes sei euer höchstes Ziel. Habet Acht, habet Acht —! Discite, populi, miseri, cupidi!



XX.

Moderne Bestrebungen.







Meinetwegen: es soll in unserer verehrten Nachbarschaft, bei den Russen, Franzosen, Belgiern, Oesterreichern u. s. w., noch schlimmer stehen. Aber damit wird die Thatsache nicht vergnüglicher und nicht gerechtfertigter, daß es bei uns im Reich schlimm steht. Der Militarismus allein und große Sprüche und riesige Schulden machen kein Volk selig. Und eine naiv dilettantische Politik, entspränge sie auch dem edelsten Gemüte und der kindlichsten Unschuld, hat niemals ein Volk auf der Höhe gehalten, die ihm das Uebergewicht der Waffenerfolge oder der Fleiß der Schulmeister oder die Gnade des Herrgotts von Dennewitz und Roßbach verliehen.

Wie haben wir einst über das cäsaristisch-napoleonisch regierte Frankreich gelacht und gespottet, weil es sich die „grande nation" zu sein einbildete und wähnte „an der Spitze der Zivilisation zu marschieren"! Wie haben wir vor 25, 30, 40 Jahren unsere deutschen Witzblätter mit Stachelversen und Karikaturen angefüllt auf die Franzosen, die sich so groß und frei und hehr dünkten und in unseren Augen doch nur durch Ruhm und Reichtum *versklavt*, *entnervt* und *demoralisiert* waren!

Auch wir sollen später, im neuen Reiche, beides besessen haben in blendender Fülle: *Ruhm* und *Reichtum*.

Aber versklavt, entnervt, demoralisiert wurden wir dadurch nicht, beileibe nicht. Deutschland ist der Hort der Freiheit, der Gesundheit,

der Sittlichkeit, der Biederkeit und Tüchtigkeit geblieben bis auf den heutigen Tag. Von Korruption und Dekadenz auch nicht die leiseste Spur.

Merkwürdig nur, wie es bei sothanem Wohlbefinden unseres Reichskörpers der zwölf Jahre lang durch das denkbar schärfste Ausnahmegesetz geknebelten Sozialdemokratie bei der letzten Reichstagswahl gelingen konnte, neben der ultramontanen Zentrumspartei die höchste Wählerzahl auf ihre Kandidaten zu vereinigen; merkwürdig nur, daß die Wohlerzogenheit, Bildung und Charakterstärke unserer glücklichen Reichsgenossen es zugelassen, daß sich bei uns mit den modernen wissenschaftlichen, künstlerischen und sozialen Bestrebungen zugleich die widerwärtigste Konfusion, der giftigste Parteigeist, der kleinlichste Pedantenhader, der plumpste und philiströseste Gegnersinn so üppig zu entwickeln vermochten; merkwürdig nur, daß bei unserem gesunden Volksbewußtsein, unserer idealen Auffassung von Freiheit und Fortschritt die Verhetzung von Klasse zu Klasse, von Stand zu Stand, von Konfession zu Konfession, von Partei zu Partei, von Individuum zu Individuum so ungeheuerliche Ausdehnung zu erreichen und fast alle Liebenswürdigkeit und Fröhlichkeit, alle feinere Humanität aus unserem öffentlichen Leben zu verbannen imstande war.

* * *

Käme heute Tacitus aufs Neue in deutsche Lande, wie würde sein Bericht über das moderne Germanien lauten? Ueber das Volk des neuen Kurses?

O, ich will mir das Phantasiestück nicht leisten, denn ich bin ohnehin in ungebührlicher Weise im Rufe eines Graumalers. Zudem hat einer der biedersten Schriftsteller des Reiches und gelehrter Schulmeister obendrein in einem sehr reichstreu gesinnten Berliner Blatt sich die Geschichte jüngst erst äußerst offenherzig ausgemalt. Man höre:

„Käme heute Tacitus aufs Neue in deutsche Lande, so würde sein Bericht wohl wesentlich anders lauten, als der, den er vor nahezu zweitausend Jahren schrieb. Vielleicht würde er sagen: Die Deutschen sind ein mächtiges und großes Volk geworden, dessen Macht überall gefürchtet wird. Aber sie haben die schlichte

Einfalt ihrer Sitten verlassen, und viele ihrer einstigen Tugenden scheinen verloren gegangen zu sein. Sie zerfallen in vier Klassen: Adelige, Gelehrte, Bürger und Arbeiter. Standesvorurteile gelten ihnen höher, als reine Menschlichkeit und edle Menschenliebe. Mit Hochmut scheidet sich der Adelige von dem Bürgerlichen, der Gelehrte von dem Ungelehrten, der Bürger von dem Arbeiter. Hochmut und Dünkel prägen sich daher auf vielen Gesichtern aus, ja sie werden den Jünglingen und Mädchen häufig anerzogen, damit sie durch ihr Standesgefühl sich von andern Menschenklassen unterscheiden und sich nicht mit andern Ständen vermischen. Unreife Jünglinge, die eben im Begriffe sind eine Hochschule zu beziehen, nennen sie reif. Das Wort selbst des unreifsten Gelehrten gilt mehr, als die Rede des erfahrenen Bürgers. Kriegerische Kraft wohnt diesem Volke auch heute noch inne, und der Soldatenstand steht bei ihnen in hohem Ansehen. Eine kriegerische That wird von ihnen höher geehrt, als die Thaten des Geistes. An den Denkmälern ihrer Dichter und Denker gehen sie achtlos vorüber, aber die Standbilder der Kriegshelden und Staatsmänner kennt und versteht schon jedes Kind. Ausdauernd und mutig ist der deutsche Soldat im Kriege, aber im Frieden neigt er zu einem strengen Beobachten inhaltsleerer äußerer Formen. Dies nennen sie schneidig. Je mehr Einer jene äußeren Formen mit Sicherheit und Gewandtheit beherrscht, um so mehr wird er von seinen Genossen bewundert. Und dieses äußerlich schneidige Wesen ist nicht nur das Ideal niederer Dirnen, sondern auch edler Frauen und Jungfrauen. Höher aber noch wird von Allen Geld und Gut geehrt. Wer über ein schneidiges Wesen und über reichen Besitz verfügt, gilt Männern und Frauen als beneidenswert. Geist und Gemüt stehen in geringerer Schätzung; wer nichts als diese besitzt, ist in der Gesellschaft ohne Geltung. Den Geist schätzt man nur darnach, wieviel Geld er einbringt. Wer wenig erwirbt, gilt als ein unfähiger Kopf. Die Aeußerungen des Geistes beurteilt man nach dem Amt, das sich Jemand erworben hat. Geist ohne Amt erkennt man nicht an, eher noch Amt ohne Geist. Denn das Amt kann auch durch Familienverbindungen erworben werden. Dem Gelde öffnen sich willig die ersten Kreise, und man fragt wenig danach, wie es erworben ist, wenn nur nicht offenkundig eine unehrenhafte Handlung vorliegt.

„Denn Spiel und Dirnen kosten Manchem große Summen. Der im Schweiß seines Angesichts Arbeitende gilt weniger, als der, welcher sich durch den Schweiß Anderer Reichtum erwirbt. Begabung und Fleiß werden gewöhnlich nur dann anerkannt, wenn sie sich mit Schlauheit im Erwerb verbinden. Ehrenhändel in einem Zweikampf auszukämpfen gilt als ritterlich. An das gesetzliche Verbot des Zweikampfes kehrt sich Niemand. Selbst die Hüter des Gesetzes müssen sich, um ihre gesellschaftliche Ehre aufrecht zu erhalten, dieser Sitte unterwerfen. Unkeuschheit und Ehebruch rechnen sie nur dem Weibe zur Schande, den Männern nur dann, wenn sie öffentlich Anstoß erregen. Die Religion und die Kirche wird vom Staate geschützt, und das geistliche Amt ist mit hinreichendem äußerem Ansehen ausgestattet. Aber Dichter und Erzieher, die bestimmt sind, die Rechte des Geistes und Herzens den äußeren Mächten gegenüber zu schirmen und zu vertreten, schätzt man gering, die Dichter, weil sie ohne Amt sind, die Erzieher, weil sie bei uns im alten Rom Sklaven waren und weil noch heute die Deutschen Alles nachahmen, was einst den Sturz des römischen Kaiserreiches herbeiführte. Dies nennen sie klassische Bildung. Wer dagegen auf die Lebensquellen des eigenen Volkes hinweist und aus diesen seine Bildung holt, gilt als ein roher Barbar. Die Erziehung der Kinder überläßt man meist der Schule oder häuslichen Erzieherinnen. Aber in der Schule wird mehr unterrichtet, als erzogen. Daher wachsen die Kinder mit größeren Fehlern und Untugenden auf, als einst die Eltern. So kommt es, daß sie immer mehr von den Sitten der Väter abweichen. Ein Volk aber, das seine angestammte Art und Sitte verläßt, weiht sich selbst dem Untergange. —

„Käme uns heute ein solcher Bericht eines wiedererstandenen Tacitus vor Augen, so würden wir ihm mit gemischten Gefühlen gegenübertreten. Wir würden wohl zugeben, daß er Manches gut und genau beobachtet habe, daß er aber in der zu raschen Verallgemeinerung seiner Beobachtungen und der daraus gezogenen Schlüsse dennoch ein zu düsteres und unzutreffendes Bild von dem wahren Wesen unserer heutigen Zustände entworfen habe — —"

Hoffentlich, hoffentlich!

Denn stände es so von oben bis unten, durch alle Schichten

des Volkes, es wäre nicht zum aushalten. Nicht nur, daß der Geduldigste den Staub dieses kaiserlichen Deutschlands von den Pantoffeln schüttelte — nein, das Leben selbst würde er fortwerfen. Es ist aber nicht wahr, daß wir alle sammt und sonders verdienten, vom Teufel des fin de siècle geholt zu werden. So viele im Reiche auch von „angestammter Art und Sitte“ abgewichen, nicht geringer ist die Zahl jener still und bescheiden in allen deutschen Gauen Beharrenden, welche den herrlichen Kern unseres germanischen Wesens treu auf die Kommenden vererben werden, bis die Zeit der Verderbnis und Unterdrückung vorüber. Das Gesunde trägt doch den Sieg davon.

* * *

Das ist schnell gefragt: Was halten Sie von der Litteratur von morgen und übermorgen? Und eben so schnell geantwortet: Ich halte das und jenes davon. Es giebt ja Leute mit einer fabelhaft feinen Witterung für das Kommende. Und dann giebt es allerhand Regeln, Sprüche, Methoden, Griffe und Kniffe zur Lüftung des Vorhanges, der das Werdende verbirgt, wie man es ja auch zu erlernbaren Wetterprophezeiungen von ganz anständiger Zuverlässigkeit gebracht hat und zu allerlei mechanischen Verfahren, das Kommen und Gehen der Gestirne am Schnürchen zu haben. Was nicht ausschließt, daß plötzlich ein Komet aufflammt, der den Himmelsdeutern und Zeichenkundigen nicht die Ehre angetan hat, sich von ihnen im voraus berechnen und in ihre Stammrollen und Kontrolltabellen einschreiben zu lassen. So ein wildgewachsener genialer Weltraumbummler mit Schweif und Bart, ganz ohne scholastischen Drill und astronomische Disziplin? So einer, der den berühmten Kometenwein reifen hilft, daß hundert Geschlechtern der Mund danach wässert und die ältesten Leute von der trockenen Erinnerung daran trunken werden und sich für die jüngsten Lyriker halten und ihr Lallen und Stammeln und Pfeifen aus zahnlosem Munde für Neutönerei? Kometenwein, den die geriebenste Chemie nicht — echt nachmachen kann?

Von der Litteratur zu sprechen: Man malt sich da das Künftige aus, je nachdem man daran beteiligt zu sein wähnt als Erzeuger,

Nutznießer oder Zwischenhändler. Da hört man denn zum Beispiel: Die alten Jungfern sterben nicht aus und die höheren Töchter und Buben nicht und die Backfische und Korpsstudenten und Liedertafler und die Liebhabertheaterspieler und die Vereinsbrüder mit Pfeil und Bogen und Bundesfahne nicht — also werden wir mit dem allgütigen Gott und den freundlichen alten Musen, die noch immer zu allem zu haben sind, dafür sorgen, daß diese interessanten Litteraturbedürflinge auch in Zukunft nicht zu kurz kommen. Und Mut und Selbstvertrauen schwellen die Brust der Litteraturerzeuger beiderlei oder dreierlei Geschlechts. Die Spezialisten messen stolz ihre Chancen: Die Lyrik wird die herrschende Litteratur der Zukunft sein, denn mir gelingen mit Leichtigkeit die gangbarsten Verse in jeder gewünschten Quantität; das Drama wird als die vornehmste Dichtungsart obenauf zu bleiben haben, so lange ich mehr Stücke fabriziere, als die betriebsamsten Theaterspekulanten in einem Schaltjahre aufzuführen vermögen, oder so lange ich überhaupt noch nicht an der Erfolgsreihe bin; dem Roman gehört die Zukunft, denn ich bin ein Wirklichkeitsdichter mit den gediegensten ethischen Absichten und dazu ein Ideal-Naturalist, der sich gewaschen hat; die wahre und einzige Dichtung der modernen Welt ist die virtuose Nervenkunst, die uns mit den unerhörtesten Sensationen füttert, mit Techniken kitzelt, die man in allen Litteraturkliniken der Welt aufgelesen und als die raffiniertesten erpropt hat, und damit werden wir an der Spitze der geistigen Bewegung Europas marschieren, wir Immoralisten von Nietzsches Gnaden, wir Magier der hypererotischen Sportswelt, wir Mystiker der internationalen Fabulierkomödie, wir rasenden Rolande der alleinseligmachenden Stimmung aus Impotenz und Gigerlnhaftigkeit. Und so weiter mit Grazie.

Die szeptertragenden Hände strecken sich nach den krummstabführenden aus, die internationale goldene Kouponscheere ersehnt den stärksten Polizeispieß — welche Litteratur wird ihnen als die schätzens- und schützenswerteste gelten? Die unzähligen Geknechteten, Ausgebeuteten, Geplünderten und Verarmten aber, so da im ewigen Kampfe um den täglichen Bissen Brot stehen, um Kleider und Schuhe und Obdach, sollen sie sich überhaupt um etwas kümmern, das keine materiellen Erlösungswunder zu wirken vermag, um Träume und Schäume? Das Volk? Wo ist das Volk? Welcherlei Art denkst

du dir das Volk der Zukunft? Sage mir, wie diese neue Menschenwelt, die aus den heute auf Mord und Preß sich bekrakehlenden Schichten, Ständen, Klassen, Parteien, Landsmannschaften, Nationalitäten herauswachsen soll, an Leib und Geist und Bedürfnissen sich formt, und ich sage dir, welche Litteratur ihr gedeiht.

Ich fürchte, daß die Europäer der nächsten Zukunft überhaupt ganz andere als litterarische Sorgen haben werden. Und mögen in dieser Zeit der Umwälzung die herrlichsten Wunderwerke der Poesie erblühen, kein Mensch wird Augen haben ihrer zu achten, bis die Drangsal vorüber.

Kein Elend, keine Tyrannei, kein Pöbeltum, kein Druck büreaukratischer oder scholastischer oder klerikaler Gottverlassenheit, keine Verschiebung der politisch-nationalen Schwerpunkte, nicht einmal die Veränderung der gesamten sozialen und kulturellen Grundlagen unseres Staatslebens — nichts vermag den schöpferischen Gottesfunken im Herzen des Dichters zu ertöten, des echten Künstlers, der sein Lebenswerk verrichtet, ohne zu fragen wie, warum, wozu, wofür, mit vollkommener Gleichgiltigkeit gegen Publikum und Kritik, gegen Schulen und Richtungen, gegen Erfolg und Mißerfolg.

So denke ich mir den Dichter der Zukunft, in strahlender Selbstherrlichkeit, in fesselloser Freiheit, ein Bild der Kraft, der Wahrhaftigkeit und darum der Schönheit, eine Siegfried-Erscheinung, in der Mensch und Künstler vollkommen sich decken, Kindesseele mit Mannes Kraft und Mut. Ach, und dann wird man auch wieder frohe Mienen in Kunst und Dichtung sehen, wo heute nur Grinsen und Blinzeln wohnt, und ein schallendes göttliches Lachen hören — — Daß ich's doch erlebte! Verwegener Wunsch. — Was an gewerblichem Litteratum, an berufsmäßiger Kunstdichterei, an schriftstellerischem Industrierittertum in der Welt herumfleucht und herumkreucht, schreit und zetert, nach Geld und Gut und Massenerfolg jagt, ist für den höheren Geistesmenschen so uninteressant und belanglos als möglich. Wie es heute für den gesund gebliebenen Mann belanglos und uninteressant ist, was die extremen Spezialisten der Modernen an wälschen Kuckukseiern in ihren kleinen fin de siècle-Kapellchen oder-Bordellchen ausbrüten, dabei mit ihren Ismus-Schwänzchen wedelnd: Symbolismus, Satanismus, Neuidealismus, Halluzionismus. . . Noch ein paar Jahre, und es kräht kein Hahn mehr nach diesem ganzen aller-

modernsten — Charlatanismus der Lebens-Komödianten in Litteratur und Kunst. Er hat keine Gemeinschaft mit dem gesunden Blute unseres Volkes, noch mit dessen Empfindungsfrische und warmer Gemütsteilnahme für alle Angelegenheiten des großen Menschheitslebens. Er ist die Ausgeburt einer kulturkranken, verkünstelten Weltanschauung und Lebenspraxis. Wie sticht daneben, um gleich an unsern höchsten Typus zu denken, ein wahrhaft großer, gesunder, sittlich freier Kunstgenius wie Goethe ab, der die gesammten Bildungselemente seiner Zeit in sich aufgenommen und doch das Wunderwerk der naivsten Dichtung im ersten Teile seines „Faust“ schuf! — — Ja, das ist mein Dichter der Zukunft: der gesunde, schlichte, weise Mann, der männliche Mann, der frohe Mann, der Zeuge der großen Natur, der Herz- und Nierenprüfer der Gesellschaft, der Maskenabreißer der stolzierenden Gemeinheit, der Tröster und Mutmacher der Armen und Gedrückten, der holde Freund und Labsalspender einer neuen Menschheit.

* * *

Nun sollte uns jüngst plötzlich die Religion im gegenwärtigen Reich über alle Zweifelsfragen und Schwierigkeiten hinweghelfen.

Eine Form: Parsifal. Gut. Ich habe nichts gegen den reinen Thoren. Er ist ein rührender Gemütsmensch. Aber mein Hauswesen vertraue ich dem wunderlichen Heiligen nicht an. Auch nicht meine auswärtigen Beziehungen. Sollte er nun das Außerordentliche wirken und die Politik eines großen Reiches auf die rechten Pfade zu den rechten Zielen leiten?

Ich glaube, unserem Volk thut anderes not. Statt Mystik und frommen Katechismusübungen und klerikalen Salbungen eine möglichst umfassende und gründliche Aufklärung in allen national- und weltökonomischen Wissens- und Arbeitsfächern. Nicht neue Romantik, sondern neues Wissen. Wir stehen an wirtschaftlicher Erkenntnis und praktischer Schulung weit hinter unseren angelsächsischen Vettern zurück. Und weil uns die positive Einsicht und intellektuelle Geschlossenheit fehlt, läuft alles kreuz und quer, von jedem Katheder wird anders gelehrt, in jeder Kolonie anders kommandiert — nur die Niederlagen und Blamagen sind überall gleich, die sich das politische Deutschtum

an allen Ecken und Enden der Welt holen kann, wenn mit der jetzigen Kopflosigkeit weiter experimentiert wird.

Eine andere Form: der Kleriker. Der Mann des kirchlichen Amtes, der sich rühmt, mit dem unsichtbaren und allmächtigen Gott in einem festen Vertrag, in einer Art von realpolitischem Verhältnis à la Bismarck zu stehen: Do ut des! Und darauf soll sich seine Nothelferei stützen, seine Führung und Beeinflussung des Volkes in allen sozialpolitischen Angelegenheiten. Die Religion der Kirchengewaltigen als Werkzeug der Interessenpolitik, nichts mehr und nichts weniger. Wer mit seinem weltlichen Latein zu Ende und mit seinem eigenen Witz Matthäi am Letzten, probiert's als Staatsmann mit der Religiosität in dieser Form. Das ist die Religion nicht in romantischer, sondern in klassisch-heidnischer Ausprägung, gesalbt mit dem Spezialöl des Jesuitismus. Aber gleichviel, ob Parsifal oder heiliger Ignatz v. Loyola — die Weltgeschichte läuft am Ende des 19. Jahrhunderts ihren eigenen Gang, und wer ihr mit atavistischen Versuchen klassisch-heidnischer Religionsverzapfung einen Rausch beibringen will, daß die Geschichte auf Seitenpfade hinübertorkele, der wird die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben und mit einer bösen Zeche heimgeschickt werden. Das wäre nicht mehr Parsifal, freilich, sondern Idiot.

Daß die heutigen deutschen Reichspolitiker auch nur einen Augenblick an diese klassisch-heidnische Aushülfe im Ernste gedacht haben sollten, ist nicht wohl anzunehmen. Die ganze Religionsaktion, wie sie zunächst durch den preußischen Volksschulgesetzentwurf auf die Beine gebracht werden wollte, hatte zwar den Priester als Angelpunkt, aber den brandenburgisierten u. s. w. Und damit war's aus über Nacht; der lahmste baumwollene Liberalismus brauchte nur eine fürchterliche Grimasse zu schneiden und zu husten — und das heilige Nebelbild zerfloß.

Eine dritte Form, die aber nur im Text der Evangelisten steht: das Christentum Christi.

O rühret, rühret nicht daran, wenn euch euere Weltlust, euer Reich, euere Obmacht und euere Herrlichkeit lieb ist. Den Geist rufet nicht. Wenn er kommt, wahr und wirklich, dann geht diese Welt in Trümmer. Dann fallen die Sterne auf die Erde und die Kronen in den Staub, und das Gold verwandelt sich in Kot und Blut und

euere Schönheit in ein Jammergerippe und euere Ruhmredigkeit in Heulen und Zähneklappern — und das jüngste Gericht bricht an: Dies irae —

Ohne Apokalypse gesprochen: das Christentum Christi, wie's im Text und zwischen den Zeilen der Evangelisten steht, ist etwas furchtbar Gefährliches. Die historischen Kirchentümer haben aus dem Gift einen Lakritzensaft gemacht, unser moderner Staat mag sich ihnen dafür erkenntlich erweisen. Aber vom Christentum Christi mögen sie allesammt die Hand lassen, wenn ihnen ihr Leben lieb ist. Sozialismus ist ein sanftes Hausmittel daneben. Das Christentum Christi geht auf Leben und Tot. Umsonst wurde sein Urheber nicht in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahr von der hohen Priesterschaft in Jerusalem mit Erlaubnis der hohen Obrigkeit von Rom ans Kreuz geschlagen. Ein zweitesmal könnte das Umgekehrte eintreten. Man soll seinen Feind segnen: Ich wünsche den modernen Kirchen- und Staatstümern alles Gute, so lange ich lebe.

* * *

Ich will an dieser Stelle keineswegs die Frage nach Wert und Bedeutung des religiös-kirchlichen Glaubens überhaupt aufwerfen, sondern nur im Vorbeigehen die aus der alltäglichen Wirklichkeit immer wieder auftauchende Frage mit ein paar Worten beleuchten, ob der kirchlich propagierte religiöse Glaube von ernsthaften Lebensbeobachtern in der That als eine reale und genügend feste Grundlage der Moral im sozialen und staatlichen Leben angesehen werden könne oder nicht.

Diese Frage, das kann nur von fanatischen Glaubens-Interessenten geleugnet werden, wird heute von der großen Mehrzahl der Moralisten, Philosophen, Psychologen und Soziologen verneint. Und diese Verneinung beruht auf Lebensthatsachen, die jeder beobachten und prüfen kann, weil sie gar nichts Geheimnisvolles an sich haben, sondern sich im Lichte der breitesten Oeffentlichkeit vollziehen. Schon, um ein Kleines anzuführen, die aufmerksame Lektüre der klerikalen Parteipresse, die doch kirchlich gewiß bombenfest rechtgläubig ist und von zuverlässigen Kirchengläubigen hergestellt wird, beweist, daß Glaube und Wahrhaftigkeit, Glaube und Ehr-

lichkeit, Glaube und Sanftmut, Glaube und milde Denkart, Glaube und hehre Gesinnungsweise eigentlich gar nichts mit einander gemein zu haben brauchen, daß man ein auserlesener Gläubiger und zugleich ein furchtbar gewöhnlicher, ja sogar hundsordinärer Mensch sein kann. Daß Dogmen sittliche Wunder wirken, braucht kein Mensch zu glauben, der unbefangen das Treiben der klerikalen Presse und des ultramontanen wie des ultrakonservativ-protestantischen Parteiwesens überhaupt aufmerksam beobachtet hat. Also der Gläubige kann sich vor anderen Sterblichen keines sittlichen Vorzuges kraft seiner Gläubigkeit und Kirchlichkeit rühmen. Sittlichkeit, Moral, Tugend, Menschenwürde sind auf der heutigen Stufe der Kultur von keinerlei Gläubigkeit oder Ungläubigkeit abhängig. Das ist keine gewollte Ketzerei, keine philosophische Privatmeinung, kein soziologisches Paradoxon, das ist die einfache, nüchterne Feststellung einer Lebensthatsache. Gläubigkeit kann in gewissen Fällen, bei gewissen gemütlichen Dispositionen, die Moral stützen, aber Moral zu zeugen und unter allen Umständen wirksam zu erhalten, das vermag sie nicht. Moral ist kein notwendiges Produkt des Glaubens, sondern nur dessen zufälliges Nebenprodukt. Da jedoch die Gesellschaft ein höchstes Interesse daran hat, daß Moral sei, und zwar nicht zufällige, nicht jedem Schwanken irgend einer Gläubigkeit oder Ungläubigkeit preisgegebene Moral, so hat der Staat die Pflicht, sich nach realen und genügend festen Grundlagen der Moral umzusehen, außerhalb der kirchlichen Bezirke. Denn die Kirche kann keine Garantien für die Beschaffung des gesellschaftlich notwendigen Maßes von Moral übernehmen. Sie hat daran oft empfindlichen Mangel im eigenen Hause und in ihren höchsten Regionen. Wie die Geschichte der Päpste an mehr als einem Falle erweist, kann man sogar ein oberstes Kirchenlicht, ein „Stellvertreter Gottes“ und zugleich — etwas ganz Anderes sein.

Wir modernen Menschen machen daher auch die historische Kirche, wie sie sich uns heute darstellt, weder für Moral noch Immoral verantwortlich. Wir lassen sie ruhig jenseits von Gut und Böse, jenseits von den gemeinen sozialen Alltagsbedürfnissen thronen. Wir erkennen bewundernd an, was sie in früheren Zeiten bewirkt hat an erhöhter Menschlichkeit, hervorgebracht hat an religiös-romantischen Werken der Poesie und Kunst, an geistig-

traumhaften Verklärungsmomenten des Erdenlebens, an heldenhaften Steigerungen und Berauschungen des Gefühls. Wir leugnen auch nicht, daß sie heute noch für viele Menschen, die sich selber nicht Rats wissen, mächtige Trost- und Auskunftsmittel im Leide und in allerlei seelischen Wirrnissen hat. Und nach dieser Richtung wird sie für lange Zeit noch eine Mission erfüllen, deren Bedeutung nur von der antiklerikalen Parteibornirtheit oder von ganz in agitatorischen Tendenzen versimpelten Materialisten und Atheisten unterschätzt werden kann.

Aber weil es so ist, hat zunächst der moderne Staat sich absolut in gar nichts einzumischen, was innerhalb der religiösen Glaubens- und Empfindungssphäre der Einzelnen wie der auf ein kirchliches Bekenntnis sich Vereinigenden liegt. Das religiöse Leben als Gemütsbethätigung geht ihn nicht das Allermindeste an, sollen wir nicht an die barbarischen, ja bestialischen Zustände herankommen wie sie zur Schande der europäischen Kulturmenschheit beispielsweise heute in dem heiligen Rußland herrschen. Religion ist im höchsten und edelsten Sinn Privatsache des einzelnen Kulturindividuums. Die religiöse Freiheit ist das Maß für jede andere. Und jede Freiheit ist gemein und wertlos, wo nicht die Freiheit der religiösen Ueberzeugung in höchstem Preis und Schutz steht.

Aber bringt das einem Reichspreußen bei!

Daß ich's drastisch sage: der moderne Kulturstaat hat kein Recht, mit den von ihm bereiteten Schüsseln, die ich als Staatsangehöriger zwangsweise auslöffeln helfen muß, mir irgend einen Kirchenbrei zu verabreichen oder irgend eine religiöse Sauce oder irgend einen klerikal-dogmatischen Nachtisch. Meine Seele hat er nicht mit seiner Kochkunst zu behelligen. Darum hat er auch kein Recht, meinem Kind in der staatlich geordneten Zwangsschule dogmatischen Religionsunterricht anzubefehlen oder meinem Sohn in der militärischen Zwangskaserne ein Gebet oder sonst eine religiöse Uebung zu kommandieren. Je mehr Befugnisüberschreitungen, Tölpeleien und Brutalitäten der moderne Staat nach dieser Seite sich zu Schulden kommen läßt, desto mehr fördert er die Elemente des politischen Widerspruchs, der sozialen Auflösung, des Umsturzes. Je weiter er sich zum Werkzeuge klerikaler Herrschsucht herabwürdigen läßt, sei es durch idealistisch verdrehte Narren oder verschlagene, mit allen Wassern gewaschene

Partei-Realpolitiker, desto rascher verfängt er sich in die Netze und Stricke jener Kirchenmacht-Absolutisten, die noch jedem Staat, den sie in ihre Gewalt bekamen, Luft und Licht genommen und zuletzt den Garaus gemacht haben von den Zeiten des alttestamentlichen Judenstaates bis auf den heutigen Tag.

Das ist sonnenklar. Nur nicht für gewisse Kultusminister.

* * *

Wer aber den kirchlichen Absolutisten mehr und mehr entwischt, das ist das — Weib. Das ist ein sehr gutes Zeichen. Denn den wahrhaft freien Mann wird uns erst das frei gewordene Weib schaffen. In der Erziehung der Menschheit zur Freiheit und Selbstbestimmung wie in der geistigen und moralischen Wiedergeburt der mehr oder weniger ausgelebten Völker spielt das Weib die vornehmste Rolle, weil ihm von der Natur der Hauptteil in der Erzeugungs- und Aufziehungsarbeit des Menschengeschlechts zugewiesen ist. Das Weib ist mehr als ein Instrument zur Wollust oder eine Sensationspuppe. . .

Wir haben heute in Deutschland bereits eine respektable Zahl von Frauenvereinen, welche sich die Erkämpfung der ihnen seither vorenthaltenen Rechte mit Erfolg zur Aufgabe gemacht haben. Dank der rührigen Agitation des Vereins „Frauenbildungs-Reform" ist es jetzt gelungen, in Baden bei der Volksvertretung wie bei der Regierung die Zustimmung zu einer teilweisen Erschließung des Universitätsstudiums für das weibliche Geschlecht zu erlangen. Damit ist nun endlich auch in Deutschland die erste Bresche in die Mauer gelegt, welche seither die Frauenwelt vom wissenschaftlichen Studium in offizieller Form abschloß. Früher oder später müssen die übrigen Staaten des Reiches — der führende Staat Preußen natürlich zuletzt, da er sich sterblich in die Rolle verliebt hat, die einst im seligen heiligen römischen Reich deutscher Nation das vielgeschmähte Oesterreich spielte: „Immer langsam voran!" — dem Beispiele Badens folgen, schon aus dem bureaukratischen oder verwaltungstechnischen Grunde, weil sich eine verschiedenartige Behandlung der Zulassungs- und Berechtigungsfrage reichsangehöriger Studierender auf die Dauer nicht aufrechterhalten läßt.



Der „Allgemeine Deutsche Frauenverein“ (Leipzig) hat dem Reichstag eine Massenpetition um Zulassung der Frauen zum ärztlichen Beruf mit 51,696 Unterschriften vorgelegt; warten wir die Wirkung ab. Dieser unermüdlich thätige Verein hat die Absicht, einen Auszug aus den zur Zeit giltigen Gesetzen, soweit sich dieselben auf das weibliche Geschlecht beziehen, und zugleich aus dem Entwurf zum neuen bürgerlichen Gesetzbuch herauszugeben. Dieses Unternehmen bezweckt, die deutschen Frauen über ihre eigentliche Stellung vor dem Gesetz ihres Vaterlandes aufzuklären nnd so eine lebhafte Anteilnahme möglichst weiter Frauenkreise an den Schritten zu erzielen, die demnächst zur Verbesserung der gesetzlichen Lage des weiblichen Geschlechtes unternommen werden sollen.

Man sieht daraus, mit welchem klaren Zielbewußtsein unsere deutschen Frauen die modernen Bestrebungen ihrer englischen, amerikanischen, russischen u. a. Schwestern zu teilen beginnen. Mit unsern philiströs-selbstsüchtigen Deklamationen vom „natürlichen Beruf des Weibes“, „holder Weiblichkeit“ und andern abgestandenen Einbildungen ist nichts mehr dagegen auszurichten. Die sozialen Thatsachen strafen diese Deklamationen Lügen. Unser Hochmut ärgert sich über das stolze Selbstgefühl der Emanzipierten. Das wirkt komisch. Wir haben unsere Weiber nicht erzogen, so nehmen sie jetzt ihre Erziehung selbst in die Hand; wir haben aus ihnen nicht das gemacht, was ihrer Anlage nach aus ihnen hätte gemacht werden sollen, so unternehmen sie es jetzt in ihrer Weise auf eigene Gefahr und Rechnung. Ganz natürlich.

Wozu also das Geschrei von Seite der Männer?

Wer eine Mutter für sein Kind sucht, das er in die Welt setzen will, wird sie immer noch finden, und wer verdorben genug ist, nur eine Maitresse zu suchen, wird sie auch finden. Und alle Weiber zu heiraten oder zu Maitressen zu haben, das geht ja doch in alle Ewigkeit nicht an. Also laßt den Ueberschuß seine eigene Wege ziehen und sich sein eigenes Schicksal bereiten. Wird dadurch unsere ganze Männerkultur umgeorgelt oder auf den Kopf gestellt, so hat sie wohl kein anderes Los verdient und es ist nicht schade darum. Schließlich wird es auch mit dem emanzipierten Weib noch eine kameradschaftliche Verständigung geben, der selbstherrliche Mann wird mit dem selbstherrlichen Weib wie von Macht zu Macht ver-

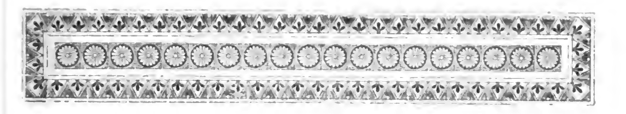
handeln, eine Umgangsart, bei welcher alle Teile nur an Würde und Achtung gewinnen können. Wer als Mann alten Stils das nicht erträgt, kann den Staub von den Pantoffeln schütteln und zu den Türken auswandern. Hauptsache bleibt, daß durch die Befreiung des Weibes eine Unsumme von Kraft des Kopfes und Herzens frei und nutzbringend wird, die unter den seitherigen Verhältnissen brach lag oder in allerlei sentimentalem Tröbel ohne wirklichen Segen für irgendwen verpufft wurde. Der Jammer der Reaktion, die eine Reservearmee verliert, und der Ochsen, die unter die Räder kommen, kann uns nicht kümmern.



XXI.

Ketzerblut.





Rottmannshöhe 1892.

Zarathustra hatte mir den Tag verdorben. Ich war satt des Erstaunens über seinen Ideenreichtum und Gedankenflug, müde seines übergenialen Geschwätzes, so entzückend er auch seine Sprüche zu formen und zu färben wußte in unerschöpflicher Kunst.

Du bist mir zuwider, Weltflüchtling! Narr deiner sieben Einsamkeiten! Prahlerischer Uebermensch!

Damit kehrte ich ihm den Rücken.

Und am Abend ging ich aus, mir die liebenswürdige gesellige Menschheit zu besehen und mich mit ihr ihres Treibens zu freuen.

Aus der stillen Klause im Gebirge nahm ich den Weg in die Ebene, in die große Stadt.

Heimlich eilte ich an Haus und Hof vorüber und durchquerte mit Riesenschritten die Felder, daß mich die Meinigen nicht sehen sollten. Denn ich spürte plötzlich ein Gefühl als befände ich mich auf einem Irrgang zu einem uneingestehbaren Ziel.

So lief ich hinein mit sinkender Nacht, spornstreichs, in die große Stadt. Die große Stadt! Der Sitz der immensen Kultur und Gesittung von Jahrtausenden, der Speicher aller Schätze der Wissenschaft und Kunst der Vergangenheit, der Werkplatz für alle Großthaten der Gegenwart und Zukunft, der umfassendste Ausdruck modernen Lebens und Strebens!

Aber siehe da, je näher ich dem Ziele kam, desto beklommener wurde mir zu Mute. Es war mir wie Einem, der aus der Frei-

heit in den Käfig geht. Immer beengender und feindseliger empfand ich die neue Atmosphäre. Wie Kerkerwände drückten mich die kolossalen Häuser. Millionen Gasflammen und grelle elektrische Leuchtkugeln brutalisierten die beginnende Nacht und blendeten mein Auge. Alle Straßen und Plätze menschenüberfüllt. Heerscharen von Arbeitern und Lastträgern und Taglöhnern und allerlei traurig abgerackertem Volk drängten sich zwischen Wägen und Karren und Pferdebahnen und militärischen Patrouillen in schwarzem Gewimmel über die Brücken, den Vororten zu. Ein Riesenameisenhaufen in wahnsinnigem Aufruhr. Ein wüstes Hin und Her mit dem Schein eines geordneten Verkehrs im beängstigenden Durcheinander. Und diese Unzahl mühselig mitfortgerissener Gestalten darunter, im Greisenalter wie in Jünglings- und Kinderjahren, la perduta gente, jammervolle Opfer der Lebensnot, der Verwahrlosung und Verkümmerung. Bilder wie aus Dantes Hölle, aus den Schlünden und Abgründen der grauenvollen Kampfexistenz um einen Bissen Brot, einen Fetzen Kleidung, ein flüchtiges Lächeln des Glücks. Erbarmungswürdige Karrikaturen des Ebenbildes Gottes, auch jene, die auf der sozialen Leiter einige Sprossen höher geklettert. Nach den nackten Notdurftsmenschen die Bildungsmenschen, die Luxuspflanzen der Topf- und Treibhauskultur. Wie hat die feinere Erziehung sie körperlich heruntergebracht, wie hat das weichere, üppigere Leben ihre Kraft gebrochen, wie angekränkelt sehen sie alle aus, wenn ich sie vergleiche mit den Kreaturen, die in der Freiheit des Feldes und Waldes wachsen und gedeihen ohne Menschensatzung, Gelehrtenwitz und künstliche Leidenschaft! Schule und Kaserne und Geschäfts- oder Amtsstube, Kneipe und Salon haben ihnen alle Natur und Ursprünglichkeit ausgetrieben, sie sind schlotterig von Haltung, hektisch von Ansehen oder von faulem Fett degeneriert, kahlköpfig, kurzsichtig, jeder Dritte trägt eine Brille oder einen Zwicker, weil ihm der edelste Sinnesnerv verkrüppelt, jeder Vierte ist Schwindsuchtskandidat, jeder Fünfte ein Lustseuchling, jeder Sechste ein Alkoholiker, jeder Siebente ein Podagrist, jeder Achte ein erblich Belasteter, jeder Neunte ein Nervenschwächling — Spitalbrüder alle, und dazu seelisch mit allerhand Lumpentum ausgestopft, mit Heuchelei und Streberei, mit Komödianterei und Aefferei, mit Gesindelhaftigkeit in allen Nüancen und Graden, mit moralischen Beulen und Geschwüren, daß der äußerliche Sittlichkeitslack und

Kulturfirniß nur mit größter Mühe haftet. Daher ihre Mißlaune, ihre Lieblosigkeit, ihre falsche Grimasse, ihre Blasiertheit, ihr mürrisches Wesen, ihre Flatterhaftigkeit, ihre Neigung zu aller Schurkerei, ihre Unfähigkeit, das Große groß, das Ernste ernst zu nehmen, an Feinheit und Reinheit und an die ethischen Ziele der Menschheit zu glauben.

Weiter! Höher hinauf! Auf die gleißenden Gipfel gesicherten Reichtums! Wie bläht sich da die Lebens- und Genuß- und Machtgier in vollkommener Gottverlassenheit, in seelenloser Verweltlichung, in absoluter Verleugnung alles Erhabenen, Reingeistigen, von keiner Leidenschaft Besudelten! Abglanz und Widerschein des höchsten, unendlichen geistigen Wesens — auf diesen Höhen der Menschheit suchst du sie vergebens.

Sprachlos stand ich da, an der Ecke einer Straßenkreuzung, wie gebannt.

Und in närrischem Putz und geiler Affentracht bummelte vor mir das vornehme Großstadtvolk, schob und drückte sich eine chaotische Menge vor den schreiend beleuchteten Auslagefenstern, vor den modisch ins Babylonische übertriebenen Anstalten für Speise und Trank, für Zerstreuung und Kurzweil, denn alles wird in riesigem Umfang angeboten und alles ist für Geld zu haben, alles, alles, die zügelloseste Laune braucht nur mit dem vollen Beutel zu klimpern und in Haufen stürzen sich ihr Kuppler und Gelegenheitsmacher zu Füßen. Kauft, kauft, kauft! Alles ist käuflich!

Aber was sie kaufen, ist verunreinigt und verfälscht, der Trunk, die Speise, die Zerstreuung, die Kurzweil, und auf keinem Genuß ruht natürlicher Segen, denn überall herrscht Betrug und Vergiftung und keinerlei Schädigung Leibes und der Seele schreckt Betrüger und Betrogene, so verrottet sind sie in ihrer Naturlosigkeit und so bar aller Rechtschaffenheit gegen sich und die anderen. Ein grenzenloser Leichtsinn hält ihre Sinne umstrickt. Daß sie abgefallen vom Echten, Göttlichen, Ewigen, nur die Insektenexistenz der Eintagsfliege in diesem Wirbel und Taumel der Großstadtkultur fristen, das ahnen sie wohl, und so ist ihnen mit der Einfachheit und Ehrlichkeit die Energie geschwunden, die Gesundheitsfrage als erste und oberste in in allen Genußangelegenheiten zu stellen.

Ein trauriges Geschlecht fürwahr, ein Jammerbild auch die, die sich unabhängig, reich und vornehm dünken, und je kläglicher, je höher sie die Nase tragen und sich Wunderdinge auf ihre feine Stellung in der Kulturwelt einbilden, da sie doch nur abfaulen und zermürben als Bestandteile des Komposthaufens zur Düngung eines künftigen Menschheitsgartens. Die ekelhaft Reichsten zerfallen zuerst in Mist. Das ist ihre Ehre. —

Wohin auch der suchende Blick sich wendet in diesem modernen Tohuwabohu, nirgends natürliche Schönheit, menschliche Güte und Innigkeit, sanfte, harmonische Gesittung, seelischer Adel in Gestalt, Miene, Bewegung. List und Hinterlist, Schlauheit und Verschlagenheit, Mißtrauen und Unglaube und Verarmung an allen Tugenden des Herzens und Gemütes.

Und das macht zu all' seiner Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit einen mörderischen Lärm, einen erstickenden Staub, einen ekelerregenden Dunst.

Luft! Luft, Luft!

Und Hunderttausende Tag und Nacht in dieser systematischen Verneinung alles gesunden höheren Lebens!

Zarathustra, was hast du mir angethan! Zweifel erfaßt mich, ob ich mit meinen Augen schaue, meinen eigenen scharfen und doch so menschlich nachsichtigen Augen, oder ob du mich mit deinem bösen Blick behext, daß ich nur das Verworfene sehen muß, während sich das Gute und Liebenswerte in verborgene Winkel versteckt?

Eine Gespensterwelt voll Widersinn und Gemeinheit.

Eine Schwindelkultur ohne Seele, aufgeblasen wie ein buntbemalter Dudelsack von Frechheit und Aberwitz.

Nirgends ein Hauch des Göttlichen.

Was fühlt dieses Großstadtvolk, das sich nächtlings da herumwälzt, gafft, giert, mit den Instinkten eines mehr oder weniger raffinierten Raubtieres herumräubert? Fühlt es das Feinste und Tiefste vom Leben? Fühlt es überhaupt das Leben? Oder nur den Kitzel und das Heerdenmäßige des Lebens?

Hat es Bewußtsein von der stinkenden Lüge und der rohen Spekulation in allen Veranstaltungen seiner Geselligkeit?

Größenwahn, der nicht ein Körnchen Selbstachtung einschließt.

Dazu des Philisteriums säuerlichen Witz, Hohn und Spott.

Obenauf alles, was aus der Kloake stammt.

Obenauf der Unterleib.

Die vornehmsten Organe: Schlund, Magen, After.

Der beobachtetste Gang: der Stuhlgang.

Und das Sexuelle — — —

Wenn's hoch kommt, ein parfümiertes, mit prickelnden Lichtern überschillertes Kotmeer — das die Großstadtkultur?

O meine Wiesen und Felder, Fluren und Wälder, meine Seen und Berge, mein liebes Vieh auf der Trift und im Stall, meine Vöglein im Hag, meine Blümlein am Rain, meine sprudelnden Quellen am Wiesenrand, mein dampfender Acker am Morgen, meine wogende Saat am Mittag und die schweren Fuhren von duftendem Klee und würzigem Kraut, und meine heitere Stille am Feierabend, meine geheimnisvoll grüßenden Sterne, mein jauchzender Frühwind, meine majestätisch aufgehende Sonne, meine leuchtenden Horizonte, meine weite Welt in Klarheit und Schönheit — und meiner Eltern fröhliches Alter, und Weib und Kind in Gesundheit mit frischem Blick und roten Wangen, und gute Freunde, getreue Nachbarn ringsum, schlichte Höhenmenschen, wurzelständige Freilichtnaturen: Himmelreich, Himmelreich!

Großer Gott, wir loben dich, Mutter Erde, wir preisen dich!

Hinaus, hinauf!

— — — — — — — — — — —

Und als mein Ketzerblut aufschäumte in Erinnerung all' des ausgestandenen Grausens und Ekels, da kroch ich in meine heimliche Schreibklause auf dem Berge und gab dem Teufel Audienz. Zarathustra lag nebenan vor seiner Höhle und betrachtete lächelnd seinen Schatten in der Sonne. Bevor ich meine Feder ansetzte, bat ich ihm im Stillen meine Härte ab und meine Undankbarkeit. Dann schrieb ich mir den letzten großen Aerger von der Seele.

* * *

Tropfenweise wirkt die Wahrheit nicht, sie muß wie ein Platzregen niedergehen und die frommen Glatzen unter Wasser setzen. Eine Sintflut, ellenhoch über die höchsten Gipfel der Lüge, der

Prüderie und der Heuchelei hinaus. Vielleicht aber auch dann noch nicht.

Zum Beispiel, wie steht's mit der Wahrheit über die Ehe? Das heißt über die Ehe, wie sie in Wirklichkeit gelebt, nicht wie sie von den Herrgottschwätzern in's Blümerante gemalt wird?

Die Ehe ist den Katholiken ein Sakrament, den Protestanten eine heilige Handlung — dem Worte nach. In der That ist sie den meisten Menschen heute nur ein Unglück oder eine Maske. Doktor Sturm behauptet in seiner Schrift über die Ursachen der unglücklichen Ehen: „Neunzig von hundert aller Ehen sind unter den heutigen Verhältnissen naturnotwendig unglücklich." Gut, so soll uns wenigstens das Unglück heilig sein.

Die einpaarige Dauer-Ehe, wenn sie je in der Kulturwelt etwas Heiliges an sich hatte, was man, den Begriff streng genommen, billig bezweifeln darf, — unter der Herrschaft der kapitalistischen Gesellschaftsordnung hat sie's verloren. Der allmächtige Industrialismus wirft dreiviertel der erwerbenden Volks-Massen in die Fabriken, auf die Landstraße, in die Gosse, in das Zuchthaus, in das Irrenhaus, in das Spital, in das Armenhaus — er zerreißt jedes Band, das Mann, Weib und Kind zu stillem Familienglücke weihen und innig verbinden möchte. Für die proletarisierte Masse giebt es im Zeitalter des souveränen Mammonismus keine Ehe mehr. Höchstens Ehe-Surrogate von schlechtem Geschmack und übler Wirkung. Und proletarisierte Masse ist heute nahezu alles, was von der Hand in den Mund vom täglichen Erwerbe lebt, was nicht Kapitalist, Rentner oder angestellter Kostgänger des Staates und der Gemeinde ist, also die große Volkszahl. Denn wir leben in einem gewaltsamen, unnatürlichen Zustand.

Wie aber ist die Ehe bei den Besitzenden, bei den Reichen und Vornehmen beschaffen? Bei den Satten und Müssiggängern von heute und ihrer Sättigung und ihres Müssigganges auf absehbare Zeit hinaus Versicherten? Und bei den Frommen im Lande, die regelrecht ihre Kirchenstunden abzusitzen die Zeit und die Gewöhnung haben?

Was bei verschlossenen Thüren geschieht, läßt sich vermuten, was die Skandalchronik der Patrizierhäuser und Villenviertel —

verschweigt, läßt sich ergänzen, sobald man die öffentlichen Ehescheidungsprozesse eines genaueren Studiums würdigt. Schon die wachsende Häufigkeit derselben beweist, daß man sich in unserem gelobten Kultur-Abendland auf die ehelichen Sitten nichts mehr einzubilden hat, nicht im orthodoxen England, nicht im polizeifrommen Deutschland, nicht im fidelen Frankreich, nicht im papstgesegneten Italien — trotz emsigster religiöser Erziehung allerwärts, trotz verheirateter und unverheirateter Klerisei, trotz offizieller Tugendwächterei auf der ganzen Linie, trotz verschärfter Zensur in Litteratur und Kunst, in Zeitungs- und Plakatschmiererei. Namentlich die hohe Aristokratie leistet sich in Eheskandalen und Ehescheidungsprozessen wahrhaft das Menschenmögliche. Habe ich schon einen gewissen halbasiatischen Fürsten genannt? Er brauchte nicht einmal erst die Abzeichen seiner Majestät wegzulegen oder zu verschachern, um von der ganzen anständigen Welt als ein Hauptlump unter Lumpen geschätzt zu werden.

Das ist ein Beispiel von Oben, von der Spitze der gesellschaftlichen Pyramide. Aber hören wir einmal hin, was für Meinung die frommen Herren Pastoren selbst von der heutigen Ehe haben. Da hielt jüngst auf dem dritten evangelisch-sozialen Kongreß Pastor Naumann aus Frankfurt a. M. einen Vortrag über „Christentum und Familie." Er führte nach einem verläßlichen Bericht u. a. Folgendes aus:

> „Die christliche Familie, wie sie als Ideal oft anmutig geschildert wird, gilt nur für die besitzenden Klassen; den Arbeiter muß diese Schilderung eines Ideals, dessen Erreichung ihm von vornherein unmöglich ist, zurückstoßen. Redner will nüchterne Wahrheit. Nicht Maximal-, sondern Minimalforderungen will er aufstellen und von den durchaus notwendigen Bedingungen eines rechten Familienlebens reden. Die Sozialdemokratie behandelt die Frage der Familienform theoretisch. Engels, Bebel (dessen Buch der Redner dem Inhalt nach bei den Mitgliedern des Kongresses als bekannt voraussetzt), Zettkind werden erwähnt. Wo nehmen die Pastoren ihre Anschauungen her über die Ideale des Familienlebens? Aus der theologischen Ethik, die an den modernen Problemen des Familienlebens einfach vorübergeht. Die bürgerliche Familie der besitzenden Klassen gilt als die Ehe schlechthin. Als ein Vorzug dieser Klassen

stellt sich die Ehe gemeiniglich in den Köpfen der Theologen dar. (Rothe und Martensen werden als Beispiele angeführt.) Die Theologie steht nicht auf der Höhe der Religion. Sie muß hier die Kritik der Sozialdemokratie zum Ausgangspunkt ihrer Problemstellung nehmen. Die Sozialdemokratie behandelt die Familie als eine geschichtliche Erscheinung. (Redner geht ausführlich auf die geschichtliche Entwicklung des Familienlebens ein, wie sie die Sozialdemokratie sich denkt, um von hier aus die eigene Stellung zu entwickeln.)

„Die Theologen wissen wenig von geschichtlicher Entwicklung der Ehe, sie behandeln das Thema spekulativ, und doch ist die Bibel voll von Andeutungen einer geschichtlichen Entwicklung der Familie. Die Bibel zeigt aber zugleich, daß die Fortschritte nicht nur von wirtschaftlichen Interessen diktirt sind, sondern ebensowohl von sittlichen; an der Behandlung der Sklavenfrage ist dies besonders deutlich. Auch die Paulinische Auffassung der Unterordnung des Weibes in der Ehe darf nicht gegen die wachsende Gleichstellung des Mannes und der Frau geltend gemacht werden. Ist industrielle Frauenarbeit Unrecht? Daß die Frau nur zu Hause arbeite, ist keine christliche Forderung.“

„Die Sozialdemokratie stellt das allmähliche Verschwinden der monogamischen Ehe als Ideal der Zukunft hin. Wir glauben an einen anderen Beruf, einen anderen Zweck der Ehe als Institution, als Gesammterscheinung. Die Erzielung von Kindern muß im Vordergrund als das konstitutive Element stehen, nicht das Herstellen eines geistigen und wirtschaftlichen Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Das soziale Interesse muß über dem individualistischen stehen. In der Sozialdemokratie und in der theologischen Ethik wird hier das individualistische Interesse in den Vordergrund gestellt. Die Vereinigung von Mann und Weib zu einer Lebensgemeinschaft gilt als das Wichtigste. (Eine Reihe theologischer Ethiker von Harleß bis Pfleiderer wird daraufhin vom Redner kritisiert.) Freilich nur dann ist die Ehe Gottesdienst, wenn Kindererzeugen und Kindererziehen zusammengefaßt wird, ein Kind an das Licht der Sonne zu bringen nur als der Anfang, ein Kind an das Licht der christlichen Wahrheit zu bringen, erst als das Ende gilt.“

„Die Erziehung der Kinder den Anstalten überweisen zu wollen, ist eine Verleugnung des christlichen Ideals, das den Kindern den durch nichts zu ersetzenden Einfluß der Elternliebe erhalten will."

„Bei der individualistischen Auffassung der Ehe kommt man im letzten Grund auf die Folgerungen der Sozialdemokratie, auch die theologischen Ethiker können sich diesen Folgerungen nicht entziehen. Wir haben alle Ursache, den Graben, der zwischen der individualistischen und evangelisch-sozialen Auffassung der Ehe besteht, nicht zu überdecken. Die Goethesche Seelengemeinschaft als der letzte Zweck der Ehe führt zu dem falschen Spiritualismus der Tolstoischen Kreutzersonate. Die Bibel und Luther zeigen, daß offene volksmäßige Behandlung der Ehefrage im Sinne des Zwecks christlicher Kindererziehung das Erste und Wichtigste ist, was von dem modernen Ethiker gefordert werden muß."

„Wir geben zu, daß die Mütter mit in die großindustrielle Arbeit eintreten dürfen, aber wir fordern, daß der Vater das Werk der Erziehung nicht allein der Mutter überläßt. Dies muß in der zukünftigen Entwicklung erreicht werden, dann allein ist christliches Familienleben möglich. Daß mit dem 14. Jahr das Ende der elterlichen Autorität zusammenfällt, muß aufhören; bis zum 18. Jahr ist die Autorität der elterlichen Erziehung aufrecht zu erhalten. Wenn die Eltern ihre Kinder erziehen sollen, so müssen sie Zeit haben, im Durchschnitt wird darum der Achtstundentag nicht zu vermeiden sein; die Frauenarbeit wird zunehmen und umsomehr wird die Arbeitszeit beschränkt werden müssen. In der Wohnungsfrage liegen Aufgaben vor, die fast bis an die Verstaatlichung des Wohnungswesens hinanreichen, denn die eigene Wohnung mit einem bestimmten Raummaß für jedes Individuum muß durchgesetzt werden als unabweisbare Forderung. Das sind Minimalforderungen, welche aus den christlichen Grundbegriffen sich ergeben, erst wenn sie verwirklicht sind, kommen wir zu einer zukunftssicheren Gestaltung des Familienlebens und damit zu einem wirksamen Gegengewicht gegen die sozialdemokratischen Anschauungen über Ehe und Familie." (Reicher Beifall.)

Soweit der Bericht.

Der langen Pastorenrede kurzer Sinn ist: Auch der Ehebegriff ist etwas Flüssiges, Wandelbares. Mit der seitherigen Ehe-Führung ist's nichts, probieren wir's einmal mit der evangelisch-sozialen Reform. Gut. Mögen es die Herren probieren. Mit flüchtigen Kongreß-Beschlüssen allein ist aber nichts ausgerichtet. Die wirkliche Lebensthat entscheidet, der rücksichtslose und beharrliche Einsatz aller Kräfte. Ja, wenn das Beschließen und Predigen hülfe!

Da leistet sich z. B. das Stöcker'sche Blatt „Das Volk“ in Berlin von Woche zu Woche in seiner Beilage zwischen allerlei öder Politikasterei und vermischten Neuigkeiten auch eine Zeitungs-Predigt über den kirchlichen Sonntagstext. Ich setze eine solche vom Sonntag den 13. März 1892 her, weil sie zu unserem Thema paßt.

„Sonntag Reminiscere. Epistel I. Thessal. 4, 1—9. Eine Epistel über das sechste Gebot: Du sollst nicht ehebrechen.

„Bei diesem Gebot wird vielen unheimlich, auch manchem, der gläubig geworden ist, bange zu Mut. Tausende würden zu Gott kommen — in stillen Stunden haben sie Sehnsucht nach ihm — wenn nur nicht die Sünden wider das sechste Gebot sich dazwischen türmten. Tausende würden aus halben Christen völlige Christen werden, wenn sie von dieser gleißenden, glitzernden Sünde lassen könnten. Und auch die völligen Christen werden, zumal in jungen Jahren, vom bösen Feind auf keiner Stelle so heftig belagert, als auf dem schwachen Bollwerk ihrer Keuschheit und Herzensreinheit. Es sind oft furchtbare Kämpfe, die sie hier auszufechten haben, und wer will sagen, daß er immer Sieger geblieben sei in Gedanken, Worten und Werken? Da ist keiner, der rein sei, auch nicht einer.“

„Nur Er war rein, der am Stamme des Kreuzes hing, der Heilige Gottes. Vor dem Haupte voll Blut und Wunden müssen wir in tiefer Scham unsre Augen niederschlagen. Aber wir dürfen sie trotzdem wieder aufschlagen zu demselben Haupt mit flehendem, mit freudigem Blick. Denn wozu hängt Er am Kreuz? Um unsere Sünde wegzunehmen, alle Sünde, auch die Menge unserer Sünden gegen das sechste Gebot. Ich, ich tilge deine Uebertretungen und gedenke deiner Sünden nicht?“

Außer der völligen Vergebung, die Jesus der Gekreuzigte

allen schenkt, die zu Seinem Blute Vertrauen haben, gewährt Er uns auch Hülfe und Stärkung bei neuen Anfechtungen, in dem verzweifelten Kampfe gegen die dreifache Macht der Finsternis, die uns die Erklärung der sechsten Bitte nennt. Wenn wir Ihn um den heiligen Geist in solcher Lage inbrünstig bitten, wenn wir, unfähig zu beten, mit energischem Entschlusse zu Gottes Worte greifen, so läßt Er uns nicht im Stich. Wie er ‚der Rächer über alles' ist, so ist Er auch ‚der Helfer in dem allen'. Er kämpfet selbst, Er bricht die Bahn, ist alles in dem Streite.

Albrecht Dürer hat einen Kupferstich hinterlassen: Ritter, Tod und Teufel. Unbekümmert um die Nähe des Königs der Schrecken, der auf dürrer Mähre sich ihm zugesellt, unverwirrt vor dem Ungeheuren mit Bocksbeinen und Schweinskopf, das hinter ihm schleicht, ungelockt von der Welt, die im Bilde einer glänzenden Stadt aus der Ferne winkt, zieht der Ritter ruhig auf Mut atmendem Rosse seine Bahn. Dürer hat nur eins vergessen, den Engel des Herrn, der dem Ritter das Geleite gäbe. Ohne die Hülfe von oben hätten Welt und Teufel und Todesangst den Mutigen längst zu Falle gebracht."

Soweit das fromme Blatt.

Der Berliner Zeitungs-Prediger weiß also seinen Gläubigen auch nichts Sicheres anzuraten. Denn mit der „Hülfe von oben" sieht's ja bekanntlich zuweilen auch recht windig aus, und die psychologische Wirkung des Gebetes allein pflegt nur in seltenen Fällen einzutreten. Darüber kommt auch der Herr Pastor mit seinen salbungsvollen Redensarten nicht hinweg. Zudem liegen für die Masse des Volkes in den Industrie- und Großstädten die sozialen Verhältnisse derart, daß die harte Lebensnot keine Zeit und Stimmung erübrigen läßt, die Ohren mit erbaulichen Predigten und das Gemüt mit fromm-sentimentalen Stimmungen zu füllen. Ich fürchte, daß die pietistischen Prediger und Ermahner noch weniger Positives zustande bringen, als die evangelisch-sozialen Reformer mit ihren papierenen Konferenzbeschlüssen.

Das Elend liegt in dem irrationellen, verwutzelten Gesamtbestand und in dem falschen Geiste der gesellschaftlichen Einrichtungen; und die lassen sich nicht wegbeten und nicht wegfluchen. Einst wurden dieselben von den hervorragenden Geistern der Kirche wenigstens auf

das unbarmherzigste kritisiert. Aber das ist schon lange her. Die heutige Priesterschaft aller orthodoxen Bekenntnisse bietet sich als Hauptstütze der bestehenden „Ordnung“ an, deren häßliche Blößen mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt werden. Die Hieronymusse und Chrysostomusse von heute unterdrücken ihren heiligen Eifer gegen die Mächtigen und Reichen, und finden ihn nur mehr gegen die Armen und Geschlagenen und deren Wortführer und Vorkämpfer. Die heutige Gesellschaftsform gilt ihnen einfach als „ewig“ und „göttlich“. Nur ab und zu findet sich noch ein vereinzelter rauher Biedermann in der Kutte, der den Respekt vor den Autoritäten soweit zur Seite setzt, um frischweg die Wahrheit zu sagen. Ein solches Schreckenskind für die ehrwürdige Geistlichkeit ist, wie jüngst radikale Blätter meldeten, Pastor Parkhurst, ein berühmter presbyterianischer Prediger zu New-York. Der bekannte Jay-Gould, einer der gewissenlosesten und infolge dessen auch reichsten Börsenspekulanten, gehört zu Parkhursts Kirche, ohne daß er sich bisher etwas darum gekümmert hätte. Neulich kommt nun dem Millionär plötzlich die Laune, in die Tasche zu greifen und der Kirche einige tausend Dollars als Gnadenbrocken hinzuwerfen. Wie nicht anders zu erwarten, zeigte sich die gesamte Klerisei entzückt über die Gottwohlgefälligkeit des edlen Gebers. Nur Pastor Parkhurst machte eine Ausnahme. Er weigerte sich, Jay-Goulds Silberlinge anzunehmen, indem er erklärte: „Er wolle nicht Geld für die Kirche verwenden, welches dem Nächsten gestohlen sei.“

Noch hatte sich aber die „gute Gesellschait“ kaum von dieser unerhörten Dreistigkeit des Predigers erholt, als derselbe schon wieder von sich reden machte. Er unterhielt nämlich seine Gemeinde eines schönen Sonntags mit einer gründlichen Darstellung der „sittlichen Verworfenheit der heutigen Gesellschaft.“ Darob natürlich Zeter- und Mordiogeschrei. Eine Reihe „hervorragender“ Männer fühlte sich persönlich getroffen und verklagte Parkhurst wegen Ehrenkränkung vor Gericht; der Pastor müsse seine Anschuldigungen feierlich zurücknehmen.

Alles war voll Erwartung, als Parkhurst am folgenden Sonntag die Kanzel bestieg. Anstatt aber abzubitten, schleuderte der Schreckensmann Blitz und Donner auf die versammelten „Hervorragenden“ hernieder. Er schilderte das Treiben in den Börsen, den Spielhöllen,

den Bordellen, welch letztere nicht blos geduldet, sondern von den Behörden direkt gehegt und gepflegt würden. Er erklärte, daß er, nachdem diese Dinge abgeleugnet worden, in Begleitung von Zeugen über dreihundert öffentliche Häuser selbst besucht und sich dort Aufzeichnungen über die ganzen Verhältnisse, sowie auch über die Lieblingsbesucher gemacht habe. Wenn man weiter gegen ihn aufzutreten wage, so werde er diese Aufzeichnungen der Oeffentlichkeit übergeben. „Und nun“, schloß er, zieht mich vor Gericht, Ihr elenden Heuchler und übertünchten Gräber, ich werde mich stellen!“

Seitdem hat man nichts mehr von der Sache gehört. Es ist doch ein wahres Glück, daß bei unserer so wohlerzogenen Geistlichkeit so was nicht vorkommen kann . . .

Freilich, die Spatzen pfeifen es von den Dächern, ob die Herren Prediger auf der Kanzel den Mund halten oder nicht: die Demoralisation, d. i. die moralische und soziale Verlumpung greift um sich wie eine Seuche; gleichgiltig, ob der soziale Krankheitserreger von den Moral-Spezialisten bei den oberen Schichten im Reichtum, bei den unteren in der Not gesucht wird, die allgemeine Verelendung läßt sich mit Händen greifen — und am deutlichsten prägt sie ihre Symptome im Bankrott der Ehe und des Familienlebens aus.

Aber wie soll Hilfe werden, so lange man nach dem Grundsatze fortwurstelt: Ein Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt? Wie soll der Degeneration Einhalt geschehen, wenn man die Mittel zur Wiedergeburt des Volkes entweder nicht kennt oder nicht kennen will? Wenn man die gegenwärtige wirtschaftliche und soziale Ordnung als „von Gott verordnet“ heilig spricht und per fas et nefas in alle Ewigkeit zu erhalten trachtet?

Man braucht sich auf keinerlei Parteistandpunkt zu stellen, weder auf einen politischen noch einen kirchlichen oder moralischen: Der schlichte gesunde Menschenverstand allein genügt zu der Erkenntnis, daß die Verschiebung und Verkehrung des Natürlichen und Richtigen zu Unnatur und Unrecht in allen unseren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, in allen unseren öffentlichen Sitten, Gebräuchen und Anschauungen die Kulturmenschheit täglich mehr auf den Hund bringt. Diese Erkenntnis ist freilich

eine revolutionäre, eine Ketzerei ersten Grades, und wer sie ausspricht, den soll der Teufel holen.

Aber den Teufel hat längst der Teufel geholt. Der Aufruhr ist nicht mehr zu dämpfen. Die Kraft ist von den Mächtigsten gewichen, durch einschneidende naturgemäße Reformen auf allen Gebieten so schleunig als möglich dem Sehnen und Ringen der Menschheit nach edleren und gesünderen Daseinsformen gerecht zu werden. So nimmt das Verderben von den Groß- und Weltstädten aus seinen Gang, bis das Maß voll ist. Die Natur duldet auf die Dauer nichts Naturwidriges, im Widerspruch mit aller zeitweiligen Anpassungsbemühung an das Zurückgegangene, Entartete, Verlumpte, Gemeingewordene; sie will ihren Typus rein erhalten und das Besudelte wieder gereinigt wissen, trotz alledem. Das Erlösungsbedürfnis der Gefallenen ist so unausrottbar, wie das Gesundheitsbedürfnis der Kranken. Und die Naturwidrigkeit reicht hinab bis zu den Grundlagen, auf denen das überlieferte Staatswesen angeblich ruht, bis zum Ehe- und Familienleben . . .

Alle Kultur hat nur insofern Wert, als sie des Menschen Kraft und Schönheit an Leib und Geist zu immer reicherer Entfaltung bringt und eine immer größere Zahl an den Segnungen dieses natürlichen Fortschrittes beteiligt. Unsere staatsmäßig organisierte Kultur bewirkt das Gegenteil. Wie könnten sonst die Grundlagen des Staates selbst in Verfall geraten? Eine unnatürlich aufgestachelte und unzweckmäßig befriedigte Sinnlichkeit ist zur Krankheit der Kulturwelt geworden, lehren die neueren Physiologen und Mediziner. Statt von den wohlbestallten Historikern und anderen scholastischen Wortmachern und Schönfärbern lasse man einmal die Analyse unseres modernen Staatslebens von den Naturwissenschaftlern, von Physiologen und Medizinern schreiben, Beherrschende und Beherrschte auf Blut und Nerven, Gehirn und Rückenmark, Sinne und Sinneskraft untersuchen und wir werden gar bald ein wesentlich anderes Bild von der glorreichen Weltgeschichte bekommen, als dasjenige ist, mit welchem wir schulzwangmäßig unsere Jugend blenden und belügen.

Die Großstädte der Kulturreiche zehren von dem Reservefond der Gesundheit, den das platte Land und die kleineren Städte aufgesammelt. Industrialismus und Mammonismus entvölkern rapid

das platte Land und die kleineren Städte, der Militarismus peitscht die männliche Kraft des ganzen Landes drei Jahre durch die Miasmen der Großstadt. Das Verderbnis fließt aus der Stadt auf das Land zurück. Wie lange wird es dauern, bis der Reservefond von Kraft und Gesundheit in den Kulturstaaten aufgezehrt ist? Bis die an Körper und Geist begangenen Frevel das Siechtum so weit verbreitet haben, daß die Menschheit mit dem letzten Rest von Kraft sich zu einer Verzweiflungsthat aufrafft, die alle historischen Revolutionen an Furchtbarkeit hinter sich läßt?

Ja, Zarathustra, wir sehen im Geist einen großen Wandel der Dinge, und unser Gemüt erschüttert die Frage: Wie ist dem Umsturz zu begegnen, wie dem drohenden Zusammenbruch vorzubauen?

Mit Reformen? Ja, selbstverständlich, ganz sänftiglich mit sogenannten Reformen. Soweit sind sogar schon unsere Regierungsweisen, daß sie den kranken Staat mit winzigen Miniatur-Reformen kurieren wollen. Große Militärreiche, mit Strömen von Blut und Bergen von Eisen gegründet, greifen zu einigen Tröpfchen sanftester Reformtränkchen, um ihrem Riesenorganismus ein Minimum verjüngender Kraft, d. h. ein Atom Hoffnung auf verjüngende Kraft, zu verschaffen. Alles ganz zag und ängstlich vorsichtig, damit ja die herrschenden Klassen keine Einbuße an Geld und Vorrecht und Bequemlichkeit und gnädiger Laune verlieren; denn das ist sonnenklar: die Großkapitalisten, die Großindustriellen, die Großkaufleute die Großbörsianer, die Großgrundbesitzer, die Großspekulanten insgesammt von der weltberühmten internationalen Firma S. C. H. Windel und Komp., die müssen vor allen Dingen geschont werden, denn sie sind ja nebst den Herren Theologen und Scholastikern bekanntlich auch des modernisierten Staates zuverlässigste Stützen! Solchen staatserhaltenden Elementen ersten Ranges am Zeuge zu flicken, wäre ja gegen den konservativen Katechismus!

Also die Aera der Reformen von staatswegen ist bereits in den ältesten Feudal- und jüngsten Militärreichen eröffnet. Die Methode sothaner Reformkur erinnert in ihrer Zartheit und Bedächtigkeit an eine Anekdote aus der guten alten Zeit. Vor nunmehr achtzig Jahren mußte in Mariazell der Feldwebel Löschmeier einen Rapport an seinen Hauptmann erstatten. Er ruft zu diesem Zwecke seinen Unteroffizier zu sich: „Haben Sie Tinte, Feder und Papier

bei sich?" — „Ja, Euer Gnaden!" — „Gut, nun schreiben S': Mariazell, den 8. — Haben Sie geschrieben?" — „Ja, Euer Gnaden!" — „Was haben S' geschrieben?" — „Mariazell, den 8.!" — „Gut, weiter — Mai — Haben S' geschrieben?" — „Ja, Euer Gnaden!" — „Was haben S' geschrieben?" — „Mai!" — „Gut, nun lesen S' amal Alles!" — „Mariazell, den 8. Mai!" — „Weiter — 1812 — Haben S' geschrieben?" — Ja, Euer Gnaden!" — „Was haben S' geschrieben?" — „1812!" — „Gut, nun lesen S' amal gar Alles z'samm'! — „Mariazell, den 8. Mai 1812!" — „So, jetzt woll'n wir a' Stünd'l ausruhn!"

Ein Stündchen, das bedeutet bei den staatlichen Reformdoktoren einige Jahre oder gleich Jahrfünfte und Jahrzehnte. Also schön ausruhen und die Wirkung abwarten. Dann kann's wieder losgehen. Je nachdem. Möglich, daß in der Pause zugleich wieder ein wenig rückwärts reformirt wird, um doch nicht ganz unthätig dazusitzen, sinnend, wichtige Gesichter schneidend, mit der Uhr in der Hand. Gerechter Himmel! In welchem Staate, bitte — träumen wir denn? Ah, ich höre Offenbach'sche Operettenmusik. Aus dem famosen Reich der Großherzogin von Gerolstein. Richtig: Reform mit Gerolsteiner Operettenmusik. Staatsreform nach Offenbach'schen Noten. Lustig, lustig! Wie das in die Beine fährt! Ach, Hoheit Großherzogin, dieser Taumel, dieses Fieber — — Mit einem solchen Reform-System könnte man noch die geduldigste Hammelherde zum Veitstanz bringen. Hält's die brave Staatsmenschheit besser aus?

Ja, an diesem Takt erkennen wir in und außer dem Reich unsere lieben und getreuen Pappenheimer, die mit ihren großen Stiefeln und mächtigen Federhüten die weite Welt zu regieren wähnen; zuerst schneidigste Ansätze, himmelstürmende Anläufe, welterfüllender Thatendrang, Proklamationen und Stegreifreden, dann furchtsames Zurückweichen, Gehen- und Geschehenlassen, thatenscheuer Indifferentismus, der sich mit diplomatischen Phrasen maskirt, Preisgeben des Gewonnenen in allerlei Machenschaften. Afrikanische Politik. Das langt zum Reformieren! —

Wie der selige Ranke, der in seiner Weltgeschichte nur Diplomaten und Archive, aber keine Volksideale kennt, einmal ganz Feuer und Flamme (laut Gregorovius) ausgerufen hat: „Das deutsche Imperium ist die größte That der Menschheit" — das bliebe jetzt

im Reformkaisertum zu erweisen. Große Sprüche und Millionenheere und Milliardenschulden sind hiefür sehr unzulängliche Beweisstücke.

Und unsere lieben und getreuen Herren Dichter und Künstler von der allerjüngsten und allerneuesten Mode? Die entschlagen sich, mit wenigen Ausnahmen, der nationalen Volkssorgen. Das Spritzbüchschen auf „breitester internationaler Grundlage“ ist das Tabernakel ihrer Kunst. Oder Ifflandiaden mit technisch-pikanten Mixed Pikles garniert. Koloristische Stimmungsbilder zu vorsintflutlichen Traumbüchern bei den Malern, nervenerweichende Zupffingerchen-Experimente bei den Musikanten. Verweibste Gigerlnkünste. Soziale und staatliche Probleme, hart, schroff, markerschütternd — das ist nichts für ihre hysterische Kleinmeisterei. Diese vielgerühmte Künstlerschaft der „art pour l'art“, sehr rührig in allen Epochen niedergehenden Lebens und sozialethischen Kräftenachlasses, hat genug gethan, wenn sie, mit Goethe zu reden, der „Menschheit Schnitzel kräuselt.“ Trotz aller psychophysiologischen Großsprecherei bleibt sie doch nur eine Art Putzmacherkunst, diese Schnitzelkräuslerei. Immer verzwicktere Sensationen zu erklügeln, immer verblüffendere technische Kniffe auszuprobieren, hierin liegt das Alpha und Omega ihrer Spezialität von der Dekadenz Gnaden. Mit gesteiften Ohren lauschen sie nach Frankreich, Rußland und Skandinavien hinüber, daß ihnen ja kein neuester Trick entgehe. Das Ende von ihrem Liede ist leicht abzusehen. Mit ihrer Jugend wird sich ihr dekadenter Subjektivismus verpuffen und in den Jahren, wo die Männlichkeit auf kraftvollster Höhe des Geistes, Gemütes und Kämpfermutes erscheinen soll, werden sie als ausgemergelte Pessimisten urältester Observanz oder als kluggewordene Philister mit neuromantischen Heiligenscheinen herumpraktizieren.

Nietzsche's Herrenmoral verkündigen, oder aus Erde, Luft, Wasser und Feuer und allen Elementen ihr Klagen und Seufzen ertönen lassen, optimistisch schweinigeln, oder schlechte Witze über die verzweifelte Lage des Vaterlandes reißen, schwermütige Mondscheinsonaten mit hochoriginellen Fingersätzen klimpern oder Nachahmungssport treiben — im Effekt ist durchaus alles das Gleiche, wie es für die Geistesbewegung gleich ist, ob sie als praktische Philister mit anderen Bieder- und Schlaumeiern ihr Schäfchen ins Trockene zu

bringen suchen, oder über den Einzigen und sein Eigentum philosophieren und von der Lust an Wein, Weib und Gesang noch für sich retten, was zu retten ist.

Alles im höheren Ton, in mystisch-symbolistischer Harmonisirung, denn der gemeine Naturalismus ist überwunden. Eine Mode von gestern. Das versteht sich. Denn zum Naturalismus gehört Vollsaft und Vollkraft und Vollempfinden, nicht um die Natur mit allerhand knifflichen Künsteleien ab- und nachzuschreiben, sondern um sie nachzufühlen mit starker Seele und nachzuschaffen mit starkem Geist und geübter Hand. Was wollen da die physischen und psychischen Verfallsprodukte dieser armen greisen Jungen von der „Nervengeneration des Fin de siècle!“ Verarmtes Blut, verkitzelte Nerven, verdrehtes Gehirn, daß es zum Erbarmen ist. Es ist nicht leicht, ihnen mit Wohlwollen gerecht zu werden, so abstoßend wirkt oft das Bild.

Und wenn es Matthäi am Letzten ist, fahren all' diese Originale hin in ihrer Pracht — und Frühling, Sommer, Herbst und Winter werden nach wie vor im Kalender stehen, und die Kinder werden sich nach wie vor auf den Weihnachtsbaum und Osterhasen freuen, und der Staat wird nach wie vor mit der echten zukunftsträchtigen neuen Litteratur nichts weiter anzufangen wissen, als was er schon zu den seligen Bundestagszeiten damit angefangen, und sie — Staat und Litteratur — werden sich's gegenseitig vergelten, was sie an Mißverständnis, Verachtung, Haß und Thorheit gegeneinander gesündigt. Und in dieser blinden Wirtschaft werden große Kraft- und Schönheitsquellen irregeleitet oder vergiftet oder verschüttet und hohe ideale Güter werden verschleudert, statt zu allgemeiner geistiger Wohlfahrt hundertfältige Frucht zu wirken. An der Erfolglosigkeit verwildern die schönsten Talente. Heimatlos, vaterlandslos, wohin soll sich ihr heißes Empfinden schlagen? Wo anders finden sie noch ein volles Ausleben als im Anarchismus der Gefühle? Oder als im Größenwahn ihres spektakelnden Individualismus? — Wenn die Staatspolizei nur sich soweit von ihrer verhängnisvollen Schablone losreißen könnte, daß sie allen, die mit künstlerischen Absichten in der Dichtung stehen, das bischen verdammter Freiheit und Lebensluft ließe. Die jüngsten Experimental-Litteraten haben ein Recht darauf, so gut wie die ältesten Fabeltiere der Epigonen-Poeterei, die man ja ohnehin

noch mit Gold und Auszeichnungen füttert und mit Titeln und Orden behängt wie im lustigen Mittelalter die Hofnarren. Das müßte doch endlich unseren Aufsehern von der hohen Obrigkeit und anderen Gottsöbersten aufdämmern, daß die Verrücktesten und Tollsten in Poesie und Kunst selbst als rein pathologische Zeiterscheinungen mindestens ebenso interessant, wenn nicht lehrreicher sind, als die klassischen Phrasendrescher mit Feder und Pinsel, an denen man gestern und vorgestern seinen Narren gefressen . . . Und was von den armen jüngsten Narren an seiner eigenen Gehirnkrankheit zugrunde geht, das braucht man doch nicht mit dem Polizeispieß noch extra totzuschlagen.

Ach, Zarathustra, leg' dich schlafen, und du, Satan, mach' dich auf die Strümpfe. Wenn du dem Papst begegnest, ich laß ihn grüßen, mit dem letzten Tiaraträger hat mich ein Wort befreundet, das er als dreizehnter Leo zu den französischen Bischöfen gesprochen: „Seinen Einfluß benutzen, um die Regierungen zur Aenderung der ungerechten oder thörichten Gesetze zu bewegen, ist ein Beweis mutiger und aufgeklärter Vaterlandsliebe.“ Und das andere: „Das Gemeinwohl der Gesellschaft steht über jedem anderen Interesse als das schöpferische Prinzip, als das erhaltende Element der Gesellschaft.“ Und das dritte: „Auch die bestbegründeten menschlichen Einrichtungen bewahren nicht immer ihre Kraft, und in der Politik erscheint noch häufiger als auf anderen Gebieten der unerwartete Wechsel.“ Sprich, Satan, klingt diese Sprache nicht wie Revolution aus dem Vatikan? —

Ich aber will meinen lieben Jungen wecken und mit ihm barfuß hinausgehen auf's Feld, die Brotfrucht für Mensch und Tier zu grüßen, und in den Wald, den Gesängen der Frühe zu lauschen, und meinem Kinde Ehrfurcht lehren vor der heiligen, schmerzensreichen Mutter Erde. Und dann getrosten Mutes an die Arbeit wie sie der Tag fordert, ohne Menschenfurcht, ohne Ansehen der Person. Die Hand an den Pflug und nicht rückwärts gesehen, Furche um Furche gezogen und die Saat bestellt, umbraust von den fröhlichen Winden und Wettern des unendlichen, über alle Dekadenz hinweg sich ewig verjüngenden Lebens! —

Am Feierabend werde ich meinem Sohne dies sagen:

Die Freude und der Stolz unseres Daseins beruht auf der Ueberzeugung von unserem persönlichen Wert.

Dauernd und wahrhaft befriedigt uns nur das, was unserem eigenartigen Wesen entspricht.

Nur jene Errungenschaften der Kultur sind zweckmäßig und gut, welche den Wert unserer Eigenart steigern und unsere Umgebung so weit veredeln, daß wir sie mit herzlicher Befriedigung als unser erweitertes Ich empfinden. Frei und schön und segensreich seine Eigenart ausleben vermag der Kulturmensch nur in dieser glücklichen sozialen Erweiterung.

Es ist ein Dichterwort und dennoch buchstäblich wahr: Der Mensch kann groß, ein Held im Leiden sein, göttlich ist er nur, wenn er selig ist. Wir können des Glücksgefühls so wenig wie des Sonnenscheins entraten.

Zur Seligkeit führen aber nur weite und steile Wege. Man kürzt sie ab, indem man festen Blicks vorwärts schreitet, ohne links oder rechts zu sehen und zu hören, und von den Mitschreitenden oder am Wege Verweilenden gar nichts oder möglichst wenig fordert. Vorwärts in tapferer Gesinnung und mit reinem Gemüte!

Nach dem Höchsten ringen, das keine Alltagswelt mit ihren Alltagsschätzen, ihrer Alltagshoffnung und Alltagsfurcht zu gewähren vermag, das giebt freies, übermenschliches Kraftgefühl und erfüllt die Seele mit herrlichster Wonne.

Was vom Menschen ausgeht, kehrt zum Menschen zurück. Alles Irdische: Staat, Religion, Wissenschaft, Kunst, Industrie, Handel und Wandel hat nur einen Zweck: dem Menschen und Menschentum zu dienen. Und zwar der erreichbar größten Zahl, im erreichbar größten Umfang, in der erreichbar größten Stärke. Wer anders spricht oder handelt, ist ein Narr oder ein Gaukler und Betrüger, der die letzte Scham verloren.

Im Frieden seines Weges gehen, ohne Furcht, Rachsucht oder Tücke, wenn uns Uebles aufstößt. Den Kampf aufnehmen mit klarem Sinn und gefaßtem Herzen. Im blinden, leidenschaftlichen Dreinschlagen verwundet der Mutigste oft nur die eigenen stillen Bundesgenossen zuerst.

Die Stunde der Einsamkeit sei die Stunde unserer Heiligung, die Weihe unserer Neugeburt.

Und nun lass' uns schlafen gehen, mein Sohn, die Sonne der Heimat ist untergegangen. Die ewigen Himmelssterne leuchten uns zu häupten.

O du mein Erwin Siegfried, mein sonniges Heldenkind, wie viel bist du mir! Du mein einziger, blonder, blauäuiger, hochwüchsiger Junge, wie hängt mein Herz an dir! Kein Sonnenaufgang im Gebirge oder über dem Meer, kein Gewittersturm über dem Ozean oder auf der Haide ist so schön und ergreifend wie dies: die Jugend — die Jugend in ihrer Reinheit, Kraft und Hoffnung.

Du wirst leiden müssen, mein Kind, denn du bist ein idealistischer Langkopf, wie dein Vater. Es steht geschrieben, wir gehören einer niedergehenden Rasse an. Wir nehmen teil am Niedergange der Arier. Wir blicken mit unsern blauen Augen in den Abend, nicht in den Morgen. Lass' uns als Helden, mit dem Schwert des Geistes und ungebeugten Herzens, Abschied nehmen von der Welt, deren schönere und edlere Hälfte mit dem Germanentum in Nacht versinkt.

Mögen die schwarzen Rundköpfe herrschen, die unter dem Giftbaum der Börse gewachsen und reich geworden sind an Mammon, weil sie stets ihre Hände in anderer Leute Taschen hatten.

Mögen die schwarzen Rundköpfe herrschen, denen die Religion ein Geschäft und die Politik ein Gottesdienst geworden und der arme Heiland, der nichts besaß, darauf er sein Haupt legte, ein Werkzeug brutaler Macht über Jung und Alt.

Mögen die schwarzen Rundköpfe herrschen, denen der Bauch ihr Gott, die Rechentafel ihr Evangelium, und alles Geistige nur eine Angelegenheit ihrer Eitelkeit und Kurzweil ist.

Mögen sie herrschen alle, alle, durch List und Verschlagenheit, durch Grausamkeit und Tücke, durch Ausdauer und Behendigkeit, durch Witz und feine Manieren: auch ihre Stunde wird schlagen, wo sie von der Hand Gottes gezeichnet und überwältigt werden.

Lass' uns schlafengehen, mein junger Held, der ewige Gott wacht über unsern Häuptern. Und um den ersten Hahnenschrei will ich dich wecken: Die Waffen hoch, du Spross aus Ketzerblut!



Aus den Gesängen der Frühe.



Mit Bibel und mit Bildersturm
Warf Luther um des Papstes Turm
In meiner Heimat Gauen.*)

Ein' feste Burg ist unser Gott!
Hinaus zur Thür den wälschen Spott,
Hinaus des Beichtstuhls Grauen,

Und jedem Pfaff' ein ehrlich' Bett,
Das giebt die rechte Gnadenstätt'
In Lieb' und Liebesleiden.

Fort mit dem römischen Götzenbild
Am Berg, wo's Wunderbrünnlein quillt,
Kein Christenaug' mag's leiden.

Wollt Ihr vor frommen Bildern knien,
Seht Eurer Mütter Heilbemüh'n,
In ihrem Herz das Wunder,

In ihrem Blick den sel'gen Quell
Des Himmelsthau's! Vor dieser Schwell'
Des Heiligtums als Plunder

Versinkt all' eitler Pfaffenkram,
Des wälschen Glaubens Lehr' und Nam',
Aufsteigt die wahre Gottheit!

Ein liebetreues Mütterlein —
Das ist der wahre Gnadenschrein
In gut und böser Zeit!

* * *

*) Zwischen Maingrund und Tauberthal. Gnodstadt, ein großes, schönes Bauerndorf, mein Geburtsort, evangelisch, war in papistischen Zeiten ein berühmter Wallfahrtsort, daher der Name = Stätte der Gnade.

Mit Bibel so und Bildersturm
Warf Luther um des Papstes Turm
In meiner Heimat Gauen.

Ein' feste Burg ist unser Gott!
Hinaus zur Thür den wälschen Spott,
Hinaus des Beichtstuhls Grauen!

Komm', Mutter, laß mich knien vor dir
Und protestantisch beichten hier
Und deine Gnad' erflehen

Für Alles, was ich schlimm gemacht,
Für Alles, was ich schlimm gedacht
Im Herzen mein, dem wehen.

Dir, Einzige, brach's die Treue nie,
So oft's auch in Begierden schrie,
Dein Name blieb ihm heilig.

Und stürmt' ich durch die weite Welt,
Die Brust von heißer Lust geschwellt,
Heim kehr' ich jetzo eilig

Zu dir! Du Gnadenstätte mein,
O sprich mich aller Sünden rein
In heiliger Muttergüte,

Du meiner Liebe reinster Stern,
Du meines Glaubens süßer Kern,
Du meines Hoffens Blüte!

Mein Weib und Kind, sieh, bring ich hier
Und weih' voll Sohnesstolz sie dir,
Die führen deinen Namen,

Laß sie dir treu befohlen sein,
Schließ all' in deine Gnad' uns ein,
Du Himmelsmutter! Amen.

* * *

Horch, wie sie toben im Elend, die traurigen Menschen,
Und schreien gen Himmel und bestürmen
Den Gott, den über Wolken sie wähnen,
Mit bitteren Klagen und Fragen:

„Wo ist unser täglich Brot?
„Wo finden wir Nahrung und Kleidung?
„Wo Obdach und Unterschlupf?
„Zu Tausenden liegen wir auf den Straßen,
„Zu Tausenden darben wir in der Großstadt,
„Schmachten dahin, gleich Verbannten,
„Und ringsum starrt und bläht sich der Reichtum,
„Häuft Geld und Gut in sinnlos wachsender Fülle —
„Und unser Loos ist Hunger, Verzweiflung und Selbstmord,
„Der Fleißigste selbst schafft kaum sich die Notdurft des Lebens,
„Alles verkommt in Elend, Ekel und Laster —
„Herrgott, wir sehen des Jammers kein Ende,
„Daß Wenige prassen, verbluten wir Anderen —
„Herrgott, Herrgott, ist das deine Welt,
„Sind das die Menschen, geschaffen nach deinem Bilde?
„Ist das die Gemeinschaft der Christen,
„Dafür der Heiland am Kreuze gestorben?
„Herrgott, Herrgott, Allgütiger, Allgerechter,
„Ist das dein Werk und väterlicher Wille?!"
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Horch, wie sie toben im Elend, die traurigen Menschen,
Und schreien gen Himmel um Rat und Erbarmen.
Aber der Himmel bleibt stumm und keine Hand
Reckt sich aus den Wolken, auf Erden Wunder zu wirken,
Alles verläuft, so gestern wie heut, nach alten Gesetzen
Und Regeln, kalt und fest, wie geformt aus ewigem Erz.
Reißt die steigende Not ihre Augen flehend nach Oben,
Bettelarm bleibt die größeste Zahl trotz Bitten und Beten,
Und die Proletarierhaufen wachsen von Stunde zu Stunde,
Und getreten werden die Schwachen
Von den Starken und Mächtigen auf Erden,
Denn wer im Besitz, der bleibt auch ewig im Recht
Und das Recht ist heilig im Schutz der Gewalt.
„Der Einzige und sein Eigentum!"
Das ist der Gewaltigen Losung,
„Ich bin Ich!" das ist die Moral der Herren.
Und die Moral der Sklaven: „Vogel, friß oder stirb!"
Hier ist der Punkt, wo Vernunft sich in Unsinn verwandelt
Und die herrliche Welt in Pfuhl und Hölle versinkt,
Seit die Menschheit gewichen vom heil'gen Pfad der Natur.
Denn wie die Luft, sei der Boden Allen gemeinsam
Und Allen gemeinsam der Segen redlicher Arbeit,
Persönliches Gut nur, was die Gemeinschaft ohne Schaden entbehrt:
Das ist der Sinn der Natur,
Das allein Würde und Wert alles auf Erden Geschaffenen.

Dahin suche die Menschheit zurück den Weg
In ehrfürchtiger Erkenntnis und treuem Beharren —
Kein anderer Weg führt sie hienieden zum Heil.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Horch, wie sie toben in Elend, die traurigen Menschen,
Des Erbes beraubt am heimatlichen Boden,
Denn keine Scholle, kein Fußbreit Erde
Ist ihnen zu Eigen und Nutzen geblieben,
Und was der Eine in Sorgen gesäet,
Das erntet ohne Mühen der Andere
Und verschließt's für sich in eiserne Truhen.
Wucher und Schurkerei, Spekulation und Raubgier
Umgehen das Gesetz und entziehen der Einfalt
Den nährenden Boden unter den Füßen,
Und von der Luft allein lebt keine Kreatur auf Erden.
So hat die entartete Welt, verdorben im Mammonsdienste,
Im Strudel der Gewinnsucht und des Schachers
Zerstückelt und verhandelt, verkuppelt und verschandet
Was die heilige Mutter Natur Allen in Treuen beschieden.
Zinssklave ist der Arme oder Höriger der Industriellen,
Grundlos, wie fliegende Spreu, hängt in der Luft
Das Leben des auf der festen Scholle Geborenen,
Schnappend nach kargem Erwerb, ein elend Dasein zu fristen,
Von der Hand in den Mund.
Was bestürmt ihr Gott mit bitteren Klagen und Fragen
Und schreiet zum Himmel?
Kehret zur Erde zurück, zum heiligen Boden,
Kämpft bis auf's Blut um der Urväter Besitz,
Um die Reinigung der entweihten Scholle,
Daß eine neue Gemeinschaft auf Erden euch sichere
Trautes Heim und tägliches Brot in Freuden und Ehren!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Horch, wie sie toben im Elend, im Wahn und Irrsinn,
Die traurigen Menschen,
Die in die Luft Geworfenen,
Ihres Anteils beraubt am gemeinsamen Gute
Der reichen, spendefreudigen, ewig unerschöpflichen
Allmutter Erde. Gelobt sei ihr heiliger Name,
Dreifach gelobt und gepriesen in den Zeiten
Der Drangsal und Entweihung,
Damit der verkehrte Sinn der Menschen sich endlich
Wende zum Rechten und Guten. Amen.

* * *

Heraus, mein Kind! Die Eichenwälder rauschen
Den Sturmesgruß dem ersten Lenzestag,
Die ganze Welt erbraust und Blitze sausen
Und Gottes Donner krachen Schlag auf Schlag!

Heraus, mein Kind! Der Winter liegt im Sterben,
Die letzte Fessel bricht in Feld und Hag,
Die kalte Tyrannei geht nun in Scherben,
Die Freiheit glüht im jungen, warmen Tag.

Heraus, mein Kind, und recke froh die Glieder
Im Sturm und Drang der blühend neuen Zeit,
Stimm' an aus voller Brust das Lied der Lieder,
Den Psalm der Kraft, zu Mannesthat bereit!

* * *

1492—1892.

Weit fliegt das Thor der Zeiten auf,
Heil, Sonne, deinem Siegeslauf!
Der uns die neue Welt erschloß,
Columbus, er soll leben!
Wenn auch nicht deutschen Volkes Sproß,
Ward' unserer Größe er Genoss'
Und Weltwart unserem Streben —
Dem Streben: Hoch und weit hinaus!
Und unseres Volktums Weltenhaus
Trägt über seinem Dache
Columbus Namen sternenlicht,
Denn deutscher Dank erlöschet nicht
Und deutscher Sinn ruft: Wache,
Daß Großes nicht zu Schanden werde
Auf freier, heiliger Menschenerde.

Rottmannshöhe am Starnberger See, Hochsommer 1892.



Inhalt.

Seite

Vorbemerkung III
Tagwächter-Rufe IV
I. Drei offene Briefe an die deutsche Nation 1
II. Der alte Adam 27
III. Das lächerliche Berlin 39
IV. Hochsommer-Politik 59
V. Gedanken-Falschmünzerei 69
VI. Briefe an einen Atheisten 79
VII. Die Unfehlbaren 85
VIII. Die Scheinfrömmigkeit und die Litteratur 101
IX. Sacher-Masochismus 109
X. Verbrennen Sie diesen Brief 116
XI. Die Protestanten von Monteynard 123
XII. Der General der Heilsarmee 129
XIII. Der böse Apostel Diefenbach 143
XIV. Fabian Sebastians Kunststadt-Fragen 149
XV. Aus Nietzsches Leben 177
XVI. Kehraus 191
XVII. Kunstwart und Lebenswart 201
XVIII. Der Nachtwächter 209
XIX. Die Herrgottsschwätzer 217
XX. Moderne Bestrebungen 225
XXI. Ketzerblut 243
Aus den Gesängen der Frühe 267





Verzeichnis [illegible]lichen Schriften

von

M. G. Conrad

(seit 1870 erschienen).

Erziehung des Volkes zur Freiheit. 3. Aufl.
Zur Volksbildungsfrage im Deutschen Reich.
Pestalozzi. Eine Weiherede.
Vom Reißbrett des Freimaurers.
Humanitas! Kritische Betrachtungen.
Die Loge im Kulturkampf.
Mehr Licht!
Die religiöse Krisis.
Die klerikale Schilderhebung.
Spanisches und Römisches. (Uebersetzt ins Englische. In Preußen 1878 beschlagnahmt.)
Die letzten Päpste. (In Preußen 1878 beschlagnahmt.)
Die Musik im heutigen Italien.
Rossini und Wagner.
Französische Charakterköpfe. 2 Bände. 2. Aufl.
Pariser Kirchenlichter.
Madame Lutetia.
Parisiana. Plaudereien über die neueste Litteratur und Kunst der Franzosen.
Flammen! (Ins Holländische übersetzt.)
Lutetia's Töchter. Novellen.
Totentanz der Liebe. Münchener Novellen.
Der Freimaurer. Neue Beiträge zur Kritik des Logenlebens.
Die Emanzipierten. Lustspiel. (Mit L. Willfried.)
Firma Goldberg. Schauspiel. (Mit L. Willfried.)
Was die Isar rauscht. Münchener Roman. 2 Bände.
Die klugen Jungfrauen. Münchener Roman. 3 Bände.
Fantasio. Geschichten und Lebensbilder.
Pumpanella. Ein Buch für kluge Leute.
Deutsche Weckrufe.
Erlösung. Neue Novellen.
Gelüftete Masken. Allerlei Charakterköpfe.

